

Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Die nominierten Beiträge 2019

Theodor-Wolff-Preis

Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Nominierte 2019

Berlin 2019

Vorwort

Journalistenpreise zu vergeben war auch schon leichter. Der »Fall Relotius« vom Dezember 2018 dürfte jeder Jury eines deutschen Journalistenpreises in den Knochen stecken, die sich 2019 an die Auswahl preiswürdigender Texte gemacht hat oder noch machen wird.

Auch die Juroren des Theodor-Wolff-Preises begegneten den eingereichten Texten in diesem Jahr mit einem kleinen Mehr an Misstrauen. Das richtete sich in keinem Fall gegen eine einzelne Autorin oder einen einzelnen Autor, natürlich nicht. Aber so wie der Skandal um einen mehrfach preisgekrönten Betrüger einen Schatten auf unsere gesamte Branche geworfen hat, so kann er selbstredend auch einen Schatten auf Journalistenpreise werfen. Um es vorweg zu nehmen: Die Texte hielten schon in der ersten Sichtung durchweg stand. In den Jury-Sitzungen zur Auswahl der nominierungs- und preiswürdigen Beiträge fiel der Name »Relotius« so gut wie kein Mal.

Wie war sie dann also, die Ernte? Die Schar der Texte, die von 438 Autorinnen und Autoren eingereicht wurden zum Theodor-Wolff-Preis, den der BDZV, das Kuratorium und die Jury als den politischen Preis unter den Journalistenpreisen ansehen?

In den beiden Reportage-Kategorien (regional/überregional) war sie ausgezeichnet. Der Text-Jahrgang 2018 ist voll und rund, eindrucks-satt, originell und kraftvoll. Ebenso herausragend stehen die Einreichungen für das Sonderthema da: »Welt im Umbruch – Demokratie in Gefahr?« – ein Thema, wie es besser, aber leider auch brennender zu Theodor Wolff (1868-1943) kaum passen kann. Der legendäre Chefredakteur des Berliner Tageblatts hat das Werden und das Scheitern der Weimarer Demokratie erlebt und in seinen Texten begleitet, »Demokratie in Gefahr« hätte über etlichen von ihnen stehen können. Geschichte wiederholt sich nicht, gewiss. Aber alte Versuchungen können in neuem, ganz anderem Gewand zurückkehren. Oder populistische Verführer mit neuen Sprüchen alte Ziele verfolgen. Kluger Journalismus ist immer auch wachsamer Journalismus.

Nicht an der Qualität in der Spitze, wohl aber an der Quantität haperte es dieses Jahr in der Kategorie der Meinungsartikel aus den Regionalzeitungen. Da die Jury sehr wohl weiß, wie viele blendende Kommentare und Glossen und Essays in diesen Blättern nahezu täglich erscheinen, hat uns das, ehrlich gesagt, gewundert. Am Ende wurden zwei herausragende Texte nominiert und die Jury wünscht sich mehr solcher Einreichungen im kommenden Jahr. Meinungs-Artikel

gehören zum Rückgrat der politischen Willensbildung in Deutschland, weil sie jeden Tag zig Millionen Leser erreichen.

Das Jahr 2019 zeigte zugleich, dass der Theodor-Wolff-Preis selbst mitten in polarisierte Debatten geraten kann. Auch das spricht, finden wir, für unseren Preis als einen politischen Journalistenpreis. Was war geschehen? Unter den nominierten Texten in der Kategorie »Meinung überregional« befand sich ein Pro & Contra aus der Wochenzeitung *Die Zeit* zu der Frage, ob private Seenotrettung von Flüchtlingen auf dem Mittelmeer moralisch zwingend geboten oder politisch fragwürdig sei. Das Pro & Contra hatte bei Erscheinen für größeren Streit gesorgt: Es hatte heftige Kritik auf sich gezogen, aber auch viel Respekt für den publizistischen Mut, sich einer derart heiklen Frage nach bestem Wissen und Gewissen zu stellen. Die Jury kam zum Schluss, dieses doppelte Meinungsstück müsse als ein Kandidat für den Preis nominiert werden. Auch das zog mediale Aufmerksamkeit und Kritik nach sich. Leider wollte eine der beiden Autorinnen ihre Nominierung nicht annehmen, weil sie zwar zu ihrem eigenen Text, nicht aber zu dem Pro & Contra und seiner Aufmachung insgesamt stünde. Nun ja. Die Jury nahm daraufhin das Pro & Contra komplett von der Nominierten-Liste.

Bleibt nur noch ein kleiner Blick hinter die Kulissen: Die Jury 2019 hat sich in ihrer April-Sitzung ziemlich spontan entschlossen, Michael Jürgs für sein Lebenswerk zu ehren; das Kuratorium hat diesen Vorschlag einhellig bestätigt. Die Idee entstand, als die Jury über einen eingereichten Text von ihm diskutierte, der nichts anderes ist als – (s)ein Lebenswerk. Michael Jürgs ist ein leidenschaftlicher Journalist und ein unerschrockener Publizist, ein weitblickender Begutachter unserer Branche und unseres Landes. Deshalb mögen auch jene diese Ehrung gutheißen, die politisch oftmals anderer Meinung sind als er. Es wäre im Sinne von Theodor Wolff.

Helmut Heinen
Vorsitzender des Kuratoriums

Nikolaus Blome
Vorsitzender der Jury

Inhalt

		Seite
Thomas Löffelholz	Über den Tag hinaus Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis	7
Bernd Sösemann	»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht« Zum Leben und Werk von Theodor Wolff	21
	<i>Die Nominierten und ihre Arbeiten</i>	
Julius Betschka und Martin Nejezchleba	Die toten Babys von Neukölln	43
Sebastian Dalkowski	Zwölf Meter über dem Meer	55
Maris Hubschmid	Bis zum letzten Tropfen	65
Marius Buhl	Bis zum Letzten	79
Christoph Cadenbach	Der falsche Freund	89
Tina Kaiser	Der Volksvertreter	109
Dr. Gregor Peter Schmitz	Heimat-Schutz	127
Hannes Soltau	In betäubter Gesellschaft	137
Fabienne Hurst	Gönn's dir, Genosse	145
Daniel Schulz	Wir waren wie Brüder	153

	Seite
Peter Dausend	Mitten im Beben 171
Anna Hunger	»Sieg Heil« mit Smiley 183
Andrian Kreye	Berührungspunkte 193
	Preisgekröntes Lebenswerk »Ein fulminantes, rasantes Journalistenleben« Lorenz Maroldt über Michael Jürgs 207
	Preisträger 1962 bis 2018 217
	Kuratorium und Jury 246

Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen –
Theodor-Wolff-Preis

Von Thomas Löffelholz

Die Mauer teilt an jenem 13. August 1961 eine Stadt. Und eine Straße. Die Bernauer Straße in Berlin schneidet sie der Länge nach durch. Auf der einen Seite mauern sie die Fenster zu. Der junge Reporter beschreibt die Tragödien jener Tage. Auf den Pflastersteinen, dort wo eine 53-jährige Frau aus dem Fenster zu Tode stürzte, liegen noch Blumen; ein junger Mann springt in panischer Flucht vom Dach. Er verfehlt das Sprungtuch und stirbt. Von einem Fenster auf der westlichen Straßenseite winkt ein Vater der Tochter auf der anderen Seite zu, wendet sich – von Gefühlen überwältigt – ab und geht. Er kann nicht mehr. Der Reporter gibt dem Impuls des Augenblicks nach. Er winkt der unbekanntenen jungen Frau zu. Wann wird sie den Vater wiedersehen? »Im Berliner Wedding stirbt eine Straße«, titelt die Zeitung.

Der Bericht wird mit einem der ersten zehn Theodor-Wolff-Preise ausgezeichnet, die 1962 zum ersten Mal vergeben wurden. Der Verleger ist von der Ehre, die da seinem Redakteur zuteil wird, nicht rundum begeistert. »Dann werden Sie uns ja bald verlassen«, fürchtet er. Unbegründete Sorge. Der Preisträger bleibt noch 33 Jahre, die meisten davon als Chefredakteur. Die Jury hatte ein Talent erkannt.

Journalistenpreise – inzwischen gibt es rund 200 – waren anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Nazizeit rar. Von einigen kleineren Preisen abgesehen, von denen inzwischen wohl keiner mehr existiert, war der Theodor-Wolff-Preis die erste bedeutende Auszeichnung für Journalisten, die in der Bundesrepublik ausgeschrieben wurde. Und er wurde zur renommiertesten.

Dass man nicht früher Lorbeeren verteilte, kann niemanden wundern. Journalisten, Verleger und auch die Bürger hatten andere Sorgen. Man war noch einmal davongekommen. Man konnte – nach zwölf Jahren der Zensur und der Verbote – die eigene Meinung wieder frei sagen. Man konnte wieder alles lesen, und zwar nicht mehr nur zwischen den Zeilen. Warum Preise vergeben für etwas, was eine Gnade schien? Und: Warum Preise für einen Beruf vergeben, dem das Festliche, nach Auszeichnung Heischende fremd ist? Journalisten sind Tagschreiber, der Name sagt es. Was sie tun ist vergänglich. Der gedankenreichste Leitartikel, die packendste Reportage werden sehr schnell ein Stück Altpapier.

Ja, die Zeitung ist – soweit das möglich ist – in unseren Jahren sogar noch etwas vergänglicher geworden. Denn wir sind ja »live« dabei, wenn olympische Medaillen gewonnen, Tore geschossen, Könige gekrönt werden. Parlaments-

debatten entwickeln sich in der Ecke unseres Wohnzimmers, dort, wo wir morgen in Vettels Cockpit mit Tempo 300 um den Hockenheim-Ring rasen werden. Die Türme des World-Trade-Center stürzten vor unseren Augen zusammen – nur Sekundenbruchteile später als in Lower Manhattan. Und noch ehe die erste Wahlurne geöffnet ist, erfahren wir Schlag 18 Uhr, wie eine Wahl ausgegangen ist. Ganz schön alt: die Zeitung von heute!

Unterstützung vom Bundesverfassungsgericht

Warum dem Flüchtigen Kränze flechten? Und dann auch noch für Journalisten! Ihr Sozialprestige ist gering. Meinungsumfragen zeigen sie traditionell auf den hinteren Plätzen. Zwar haben sie in der Gunst des Publikums einige Plätze gut gemacht; Studienräte und Politiker, die beide vor 30 Jahren noch weit vorne lagen, wurden überholt. Doch vom Glanz, den der Beruf in den Augen der schreibenden Zunft selbst hat, finden die Demoskopien wenig. Max Weber hatte in seinem berühmten Essay über den »Beruf zur Politik« 1919 befunden, der Journalist gehöre in den Augen der Öffentlichkeit »zu einer Art von Pariakaste, die in der ›Gesellschaft‹ stets nach ihren ethisch tiefststehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt« werde.

Wer sich angesichts solcher Urteile wieder aufrichten will, der muss ins Grundgesetz schauen. Es hält die Pressefreiheit sehr hoch, und das Bundesverfassungsgericht hat sie sogar gestärkt. »Im Zweifel für die Meinungsfreiheit«, entschied das Gericht immer wieder. Einzelne oder Gruppen müssen sich auch harsche, polemische Kritik gefallen lassen, bis hin zu dem Verdikt: »Soldaten sind Mörder«.

Man hatte gelernt. Hitler hatte 1933 die totale Macht binnen weniger Wochen auch dadurch errungen, dass er das freie Wort unterdrückte, Zeitungen zensieren ließ und auch einfach verbot oder enteignete. Ohne die freie Information aber hat Demokratie keine Chance. »Wo Pressefreiheit herrscht und jedermann lesen kann, da ist Sicherheit«, sagte Thomas Jefferson.

Es ist wahr: Die Pressefreiheit deckt auch (fast) jede Dummheit. Was wird nicht alles geschrieben! Doch wäre es anders, die Zensur wäre nahe: Wer will denn entscheiden, was dumm ist und was nicht? Manche »Dummheit« erweist sich später als Geistesblitz.

Theodor Wolff, dessen Namen dieser Preis trägt, hat deshalb zornig gegen das »Schmutz- und Schundgesetz« Stellung bezogen, das der Reichstag 1926 verabschiedete. Es sollte den Leser vor Schund bewahren. Wolff trat – im Streit um dieses Gesetz – sogar aus jener liberalen Deutschen Demokratischen Partei aus, die er 1919 mitgegründet hatte. »Schund«, so schrieb er, sei für ihn so unerfreulich wie für jeden anderen, und »Schmutz« habe auch für ihn einen ekligen Geruch. Doch das Gesetz sei »verwerflich und grotesk«, weil es »die Überwachung und Säuberung der Literatur und der Presse einer neu gebildeten Behörde, ... einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich-gütiger Damen, übergab«. Wo das Wort nicht frei ist, kann man auch journalistisch nicht arbeiten.

Dieser Konflikt zeigt, warum der Journalist einerseits Buhmann und zugleich doch Garant einer informierten Gesellschaft ist. Er hat Freiheit. Er nützt sie. Nicht immer ist das Ergebnis über jeden Zweifel erhaben. Manches ist dumm, manches auch falsch, und manchmal ist es »falsch« im doppelten Sinn des Wortes. Die Pressefreiheit ist deshalb nicht nur ein Recht, sondern auch eine Herausforderung.

Denn nicht Journalisten sind für die Demokratie wichtig; wichtig sind die Informationen, die sie vermitteln. Sie haben die Freiheit zur Dummheit, aber sie müssen der Dummheit und dem Vorurteil widerstehen, so gut dies eben geht. Sie müssen Interessen durchschauen, sich nicht zu Propagandisten machen lassen. Sie müssen verständlich sein und klar, um dem Leser ein Urteil zu erlauben. Sie brauchen Kompetenz und Unabhängigkeit.

Max Weber hat die Journalisten gegen jene Kritik, die er selbst beschrieb, energisch verteidigt. Nicht jedermann sei gegenwärtig, »dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung – vor allem infolge der Notwendigkeit, sofort, auf Kommando, hervorgebracht zu werden und sofort wirken zu sollen, bei freilich ganz anderen Bedingungen der Schöpfung. ... Dass die Verantwortung eine weit größere ist, und dass auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten ... wird fast nie gewürdigt.«

Solche Qualität zu sichern und das Verantwortungsgefühl zu schärfen, ist eine Herausforderung für die Medien. Wo dies gelingt, und damit dies gelingt, darf man auch einen Preis verleihen.

Am Anfang war die »Stiftung Die Welt«

Es war die »Stiftung Die Welt«, die den Theodor-Wolff-Preis erstmals aussetzte. Sie war 1953 gegründet worden, als die Briten *Die Welt* – die sie 1946 als Zeitung der Besatzungsmacht in Hamburg geschaffen hatten – privatisierten. Axel Springer erwarb 75 Prozent der Anteile. Den Rest überließ man der Stiftung. Indirekt wollten sich die Briten dadurch wohl auch einen Rest an Einfluss auf »ihr« Blatt sichern.

Die »Stiftung Die Welt« sollte in der noch jungen deutschen Demokratie die Zeitungswissenschaften sowie den journalistischen und verlegerischen Nachwuchs fördern und unterstützen. Briten, Amerikaner und Franzosen hatten nach dem Krieg dafür gesorgt, dass in Westdeutschland eine vielfältige Presse entstand. Unbezweifelbare Demokraten bekamen Lizenzen zur Gründung neuer Blätter. Die Besatzungsmächte gaben zwei eigene Zeitungen heraus: Der *Welt* im von den Briten kontrollierten Norden stand *Die Neue Zeitung* in der amerikanischen Zone gegenüber. Herausragende Journalisten, von denen viele vor Hitler aus Deutschland geflohen waren, prägten beide Blätter.

Zwar überlebten nicht alle der nach dem Krieg gegründeten Lizenz-Zeitungen die Währungsreform. Über Nacht war Geld knapp; in den Schaufenstern aber türmten sich Güter auf, die man fast nicht mehr kannte. Plötzlich sahen sich die Zeitungen im Wettbewerb mit unvorstellbaren Köstlichkeiten. Viele behaupteten sich und trugen maßgebend dazu bei, dass sich in jenen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ein festes demokratisches Bewusstsein entwickelte und extremistische Parteien nie eine ernsthafte Chance hatten. Als 1960 der Theodor-Wolff-Preis vorgestellt wurde, hatte die deutsche Presse gezeigt, welchen Beitrag sie in dieser Gesellschaft leistet.

Wer den Theodor-Wolff-Preis »erfand«, ist nicht bezuget. Hans Wallenberg, langjähriger Chefredakteur der *Neuen Zeitung*, war wohl einer der Anreger, aber auch Alfred Frankenfeld, der Geschäftsführer der »Stiftung Die Welt«. Vorbild sollte der Pulitzerpreis sein, mit dem seit 1917 in den USA herausragende journalistische Leistungen ausgezeichnet werden. Den Namen – Theodor-Wolff-Preis – schlug jedenfalls Frankenfeld vor. Er hatte von 1924 bis 1933 unter dem Chefredakteur Theodor Wolff beim *Berliner Tageblatt* gearbeitet.

In den 27 Jahren, in denen Theodor Wolff das *Berliner Tageblatt* leitete, wurde es zu einer weltweit beachteten deutschen Zeitung. Glanzvolle Federn hatte er um sich versammelt. Seine Leitartikel setzten Maßstäbe. »Sie wurden als die Stimme des demokratischen, freiheitlichen, europäisch gesinnten Deutschland überall zitiert; und sie erregten die Wut derer, die bei den Worten ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ zu ihren Revolvern griffen«, berichtete bei der ersten öffentlichen Verleihung des Preises 1965 einer der engsten Mitarbeiter Theodor Wolffs, Wolfgang Bretholz.

Ein großer Journalist

Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, kam als junger Mann zum *Berliner Tageblatt*, zunächst als kaufmännischer Lehrling. Doch das Talent zum Schreiben zeigte sich schnell. Er schrieb über Kultur, verfasste auch Romane und Dramen, mischte im Theaterleben mit. Die Neigung zum Feuilleton begleitete ihn sein Leben lang. 1894 ging er für das Tageblatt nach Paris. Die Dreyfuss-Affäre wurde für ihn zu einem prägenden Erlebnis. 1906 kehrte er als Chefredakteur nach Berlin zurück.

1933 entließ ihn das *Berliner Tageblatt* – nachdem die Nazis die Zeitung 14 Tage lang verboten hatten. »Wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen«, so schrieb der Verleger damals an Wolff, »dass positive Leistungen des Staates ... sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das *Berliner Tageblatt* auch dann noch verantwortlich zeichnen wollen.«

In diesem Brief spiegelt sich die ganze Ohnmacht jener Tage. Von »Demokratie und Gerechtigkeit« konnte ja längst keine Rede mehr sein. Aber Hans Lachmann-Mosse, der Verleger, war – anders als Theodor Wolff – ein ängstlicher Mann. Er gab dem Druck nach, anpassertisch, wie der Brief zeigt. Es half ihm nichts: Auch er musste noch 1933 emigrieren. Für Theodor Wolff kam es zwei Monate später schlimmer. In Berlin verbrannten fanatisierte Studenten seine Werke. »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung ... Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.«

Er war für die Mächtigen nie ein bequemer Mann. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Jahr lang nicht geschrieben, weil er die Annexions-Politik Wilhelms II. und der deutschen Heeresführung ablehnte. Die Alldeutschen nannten ihn »Vaterlandsverräter«. Sein *Tageblatt* wurde auch damals schon immer wieder einmal verboten. Die Nationalisten merkten es sich und verfolgten ihn später mit blindem Zorn. Es zählte nicht, dass Theodor Wolff – durchaus national gesinnt – leidenschaftlich gegen die Verträge von Versailles kämpfte und die deutschen Politiker, die dem Druck der Sieger nachgaben und unterschrieben, hart kritisierte. Und auch mit den maßlosen Siegern ging er ins Gericht. Sein Leitartikel zu Versailles hieß: »Nein!«

Er plädierte für den Ausgleich zwischen Völkern und den Gegnern von einst. Er war entschieden, aber er argumentierte fast immer behutsam. »Über jeder Wahrheit«, so notiert er, »schwebt noch ein letztes Vielleicht«. Eine Wahrheit, an die mancher Selbstgerechte in diesem Beruf gelegentlich denken sollte. Der radikal-sozialistische Publizist Kurt Hiller – ein Gegner Wolffs – zollte ihm in einem Nachruf Respekt: Er kenne keinen Journalisten, der wahrheitsliebender gewesen sei. Kann man mehr sagen?

Den Nachwuchs durch Vorbilder schulen

Am 24. Juni 1960 wurde der Theodor-Wolff-Preis der Öffentlichkeit vorgestellt. Er sollte »zur Heranbildung des journalistischen Nachwuchses durch Vorbilder« herausragende journalistische Leistungen auszeichnen. Ein halbes Jahr später – am 1. Februar 1961 – wurde er zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Preise waren mit insgesamt 30.000 Mark (rund 15.300 Euro) dotiert.

Man wollte damit herausragende Texte prämiieren. Doch zugleich sollte journalistische Qualität und Qualifikation gefördert werden. Deshalb kann der Preis nur an hauptberuflich tätige deutsche Journalisten vergeben werden und nur für Artikel, die in deutschen Tages- und Wochenzeitungen und Nachrichtendiensten erscheinen. Ursprünglich durften nur die Vorstände der Landesverbände des Deutschen Journalisten-Verbands – von 1962 an auch die der Deutschen Journalistenunion – preiswürdige Arbeiten vorschlagen. Dieses eingeeengte Vorschlagsrecht wurde aber bald aufgegeben. Seither können auch der Autor selbst und seine Zeitung Artikel einreichen und inzwischen können Vorschläge auch aus

dem Kuratorium und der Jury des Preises kommen. Über die Preisträger entschied am Anfang der Vorstand der »Stiftung Die Welt«, unterstützt von einem Beirat angesehener Journalisten.

In den ersten Jahren wurde um die Preisverleihung nicht viel Aufhebens gemacht. Die Preisträger wurden informiert und erhielten ihr Preisgeld. 1965 wurde der Preis zum ersten Mal öffentlich – in einer Feierstunde an der Freien Universität (FU) in Berlin – vergeben. Dies war möglich, weil die »Stiftung Die Welt« mit dem »Institut für Publizistik« an der FU 1964 vereinbart hatte, den Preis gemeinsam auszuschreiben. Den Anstoß gab der Geschäftsführer der Stiftung, Alfred Frankenfeld. In einem Brief hatte er 1962 dem Direktor des »Instituts für Publizistik«, Fritz Eberhard, geschrieben, ein so bedeutsamer Preis sollte eigentlich nicht allein von einer privaten Stiftung verteilt werden. Auch beim Pulitzerpreis in den USA habe eine Universität – Columbia – die Ausschreibung übernommen.

Kooperation mit der Freien Universität Berlin

Für den Theodor-Wolff-Preis lag die Zusammenarbeit mit der Freien Universität nahe. In Berlin hatte Theodor Wolff gewirkt. Durch die Zusammenarbeit wollte man – so Frankenfeld – den Preis aufwerten und ihm »jene Neutralitätsposition« geben, »die verhindert, dass manche Verleger oder auch Journalisten fürchten, die ›Stiftung Die Welt‹ wäre doch nur ein Anhängsel der Welt-Verlagsgesellschaft in Hamburg, (obwohl sie in Wirklichkeit unabhängig ist)«. Die Kooperation mit dem »Institut für Publizistik« verschaffte zudem den jungen, um Anerkennung ringenden Zeitungswissenschaften an den deutschen Universitäten Aufmerksamkeit, ganz im Sinn der Stiftung. Fritz Eberhard berief 1964 gemeinsam mit der Stiftung eine zehnköpfige Jury, die über die Preisvergabe entscheiden sollte. Die Preissumme wurde auf 42.000 Mark (rund 21.470 Euro) erhöht.

Doch die Zusammenarbeit stand unter keinem guten Stern. Spannungen brachen auf, als die Apo (Außerparlamentarische Opposition) gegen die »faschistoide« Gesellschaft in der Bundesrepublik aufbegehrte. Als deren publizistischer Exponent erschien den 68ern die »Springer-Presse«. Fritz Eberhard selbst war in den 20er Jahren als radikaler Sozialist aus der SPD ausgeschlossen worden. Er hatte sich später unter großer persönlicher Gefahr im Widerstand gegen Hitler engagiert. Und auch wenn er nach der Rückkehr aus dem Exil ins politische

»Establishment« aufrückte – er war einer der Väter des Grundgesetzes und der erste Intendant des Süddeutschen Rundfunks –, solidarisierte er sich als Professor schnell mit den Zielen der Apo. Ihm – der 20 Jahre später als Mittachtziger noch Hausbesetzern in Kreuzberg Mut zusprach – war die »Springer-Presse« fast so verdächtig wie manchen seiner Studenten, jedenfalls zu konservativ.

Als die »Stiftung Die Welt« 1966 in der umfassenderen »Axel Springer Stiftung« aufgeht, kündigt Eberhard den Vertrag. Er wolle seinen Namen und sein Institut nicht mit Springer in Zusammenhang gebracht sehen. Die Stiftung solle nur noch das Geld zur Verfügung stellen und dem Institut die Verwaltung des Preises ganz überlassen, um dessen »Unabhängigkeit von einseitiger Interessennahme« zu unterstreichen, forderte Eberhard. Auch bei der Wahl der Jury beanspruchte er das letzte Wort.

Die »Axel-Springer-Stiftung« empfand es als Affront, dass ihre Unabhängigkeit derart infrage gestellt wurde. Man konnte geltend machen, dass in der Jury prominente Journalisten verschiedener politischer Couleur saßen – darunter Fritz Sängler, Ex-Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, der acht Jahre lang die SPD im Bundestag vertrat. Der Konflikt spiegelte die Unversöhnlichkeit jener Jahre wider. So schrieb nun die »Axel-Springer-Stiftung« den Preis alleine aus.

In der aufgeheizten Atmosphäre nach 1968 war man aber auch bei Springer über den Konflikt nicht glücklich. Zwar zeigt die Liste der Preisträger aus jenen Jahren, dass der Theodor-Wolff-Preis allein nach journalistischer Qualität vergeben wurde. Viele Journalisten wurden ausgezeichnet, die der sozial-liberalen Koalition und vor allem ihrer Ostpolitik zuneigten. Niemand konnte also ernsthaft den Vorwurf erheben, die Jury sei nicht neutral.

Doch der Streit um die Politik der Bundesregierung gegenüber Moskau und der DDR begann die Gesellschaft zu spalten, und Axel Springer bezog in dieser Konfrontation sehr klar Position. Da lag es nahe, den Preis, der inzwischen zur angesehensten Auszeichnung für deutsche Journalisten geworden war, von jedem Verdacht der Parteilichkeit freizuhalten.

Der Präsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), Johannes Binkowski, hatte, wie er später berichtete, »in verschiedenen Gesprächen mit Axel Springer die Überzeugung gewonnen, dass der Preis eigentlich in die Hände der gesamten Verleger gehöre«. Auch Springer dachte so. So wurde der Theodor-Wolff-Preis – für Arbeiten aus dem Jahr 1972 – zum ersten Mal vom

Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger ausgeschrieben. Er hatte eine fiduziarische Stiftung »Theodor-Wolff-Preis« eingerichtet. Nicht alle Mitglieder des BDZV verstanden die Bedeutung des Preises für das Ansehen der Presse sofort. So half auch in der Übergangszeit die »Axel-Springer-Stiftung« noch über einige Jahre hin finanziell aus, bis die Stiftung beim BDZV auf festen Beinen stand.

Ein Preis ist ein Preis

Theodor-Wolff-Preis ist Theodor-Wolff-Preis, 1962 wie heute. So scheint es. Wer sich über die Details beugt, erkennt schnell: Es scheint nur so. Die Ausschreibungsbedingungen wurden immer wieder einmal verändert. Als die Zusammenarbeit mit der FU begann, hatte man die Zahl der ausgeschriebenen Preise von zehn auf 14 erhöht. Sogar dies schien der Jury nicht immer genug: Sie teilte einige Preise auf mehrere Preisträger auf.

Die Preisvermehrung war nicht unproblematisch, zumal der Theodor-Wolff-Preis Konkurrenz bekam. Presseorganisationen, Stiftungen, Verbände, Unternehmen lobten immer neue Journalistenpreise aus, darunter bedeutende, die bestimmte journalistische Stilformen förderten. Für Reportagen entstand der Egon-Erwin-Kisch-Preis, der 2005 im Henri-Nannen-Preis aufging und der 2016 eine Neuausrichtung erfahren soll. Für investigative Texte gibt es zudem seit 1969 den Wächter-Preis der Tagespresse, um nur zwei wichtige Journalistenpreise zu nennen. 1976 reduzierte man die Zahl der Theodor-Wolff-Preise auf fünf. Sie stieg später vorübergehend noch bis auf sieben.

Die Geschichte des Preises zeigt aber auch einen Konflikt zwischen Jury und Stifter. Jede Jury will möglichst freie Hand bei ihrer Entscheidung. Vergabekategorien stören da. Auf der anderen Seite hatten die Stifter des Theodor-Wolff-Preises ein großes Interesse, alle journalistischen Formen und alle Themen zu fördern.

Zunächst lobte man deshalb die Preise für präzise Textformen und Themen aus: je einen für Leitartikel, Korrespondentenbericht, Reportage oder Interview, Lokales, Wirtschaft, Feuilleton, eine Glosse oder einen Kommentar aus der Wissenschaft, Gerichtsbericht und Sport. Und – ein Tribut an das Berlin nach dem Mauerbau – einen Preis für Artikel über die »Wiedervereinigung oder Berlin«. Doch die Vorgaben engten die Jury ein. Man vergab Preise, weil sie bestimmten Kategorien entsprachen, während andere (bessere?) Arbeiten auf der Strecke

blieben. Sie waren eben – in ihrer Kategorie – nur die zweitbesten. So lockerte man über die Jahre hin die Regeln immer wieder.

Talente im Lokalen

1970 wird die Jury zum ersten Mal nicht mehr auf bestimmte journalistische Formen (wie den Leitartikel) festgelegt. Nur thematisch ist sie gebunden: Vier Preise sollten für Politik, je zwei für Kultur und Lokales und je einer für die anderen Themen vergeben werden. 1976 beschloss man, der Jury gar keine Vorgaben mehr zu machen – mit einer Einschränkung: Zwei der fünf Preise sollten Texte aus dem Lokalen auszeichnen. Im Übrigen galt: Qualität allein ist der Maßstab. Die Jury soll aber berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Artikel zustande gekommen sind. Der Preis soll nicht zur Domäne der großen Tages- und Wochenzeitungen werden, deren Redakteure viel Zeit zur Recherche und zum Schreiben haben. Auch bei kleineren Zeitungen gibt es große Talente, die Anerkennung verdienen. Wer die preisgekrönten Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte liest, der sieht, wie viele eindrucksvolle Artikel in Lokalzeitungen erschienen sind. Und die Reaktionen zeigen, welcher Ansporn für diese Redaktionen die Auszeichnung ist.

Aus einem ähnlichen Grund wurden 1979 zwei Förderpreise für junge Redakteure ausgeschrieben. 1994 schaffte man sie wieder ab. Einmal, weil viele der Jüngeren nicht schlechter schreiben, recherchieren und argumentieren als altgediente Profis. Die Unterscheidung war willkürlich. Zum anderen wird seit 1991 der angesehene »Axel-Springer-Preis« gezielt für junge Journalisten ausgelobt.

Auch ein anderer Sonderpreis des Theodor-Wolff-Preises – für herausragende Parlamentsberichterstattung – wurde nur vorübergehend (1988 bis 1994) verliehen. Das Bundestagspräsidium hatte ihn angeregt. Die wichtige Arbeit des Parlaments sollte ins Licht gehoben werden. Doch der Preis half wenig: Die Einsendungen waren rar. Als der Bundestag 1993 selbst einen Medienpreis ausschrieb, wurde der Sonderpreis gestrichen.

Das Jahr 1995 brachte statt dessen eine andere Neuerung: Zum ersten Mal wurde ein Theodor-Wolff-Preis »für essayistischen Journalismus« durch ein höheres Preisgeld gegenüber sechs anderen Würdigungen herausgehoben. Er

sollte für eine »herausragende literarisch-journalistische Leistung« vergeben werden. Auch diese Regel hatte jedoch keinen Bestand.

Seit 2002 werden wieder nur noch fünf Preise ausgelobt, alle in gleicher Höhe mit 6.000 Euro dotiert. Die Form des journalistischen Essays hatte sich als schwer abgrenzbar erwiesen. So wurde – im Gedenken an den Leitartikler Theodor Wolff – einer der fünf Preise der Form »Kommentar/Glosse/Essay« gewidmet. Zwei der Preise werden für »Lokale Themen« vergeben, womit man der Tatsache Rechnung trägt, dass das Gewicht des Lokalen für die Zeitungen in der neuen Medienwelt wächst.

Die Jury hat 1997 zum ersten Mal zusätzlich ein »journalistisches Lebenswerk« mit einem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dieser undotierte Preis wird nicht zwingend in jedem Jahr vergeben. Bisher haben 13 Journalisten ihn erhalten.

Brillante Texte

Wer die fast 50 Bände durchblättert, in denen seit 1969 die preisgekrönten Artikel erschienen sind, sieht freilich auch, dass sich nicht nur die Ausschreibungsbedingungen verändert haben. Die preisgekrönten Artikel sind emotionaler und persönlicher geworden. Es sind oft eher Geschichten als Analysen oder grundsätzliche Betrachtungen. Einzelschicksale rücken in den Mittelpunkt: Der Herzranke, der – fast ohne Hoffnung – über Wochen hin auf sein neues Herz wartet; der kleine Junge, den die Eltern in die Babyklappe legen und ein paar Stunden später zurückholen, zu ihrem Glück. Der Obdachlose, der als »Zugnomade« Tag und Nacht in den Zügen der Deutschen Bahn lebt und sich ernährt, indem er Pfandflaschen sammelt; die Geschichte eines Frankfurter Trinkhallenbesizers und dessen – zum Teil dahinvegetierender – »Saufkundschaft« oder das Porträt des Fotografen, dessen Lebensinhalt es war, Lady Di immer im Sucher zu haben. Texte, die – auch wenn es um einzelne Schicksale geht – doch Fragen an die ganze Gesellschaft stellen.

In den letzten Jahren wurden zudem immer wieder Artikel ausgezeichnet, in denen Journalisten über persönliche Erfahrungen berichteten, über den Konflikt, der sich an der Rolle des Vaters bei der Erziehung der eigenen Kinder entzündet; über die Gefühle des Journalisten, als er einer Partei beitrifft; über das glückliche

Leben mit dem eigenen behinderten Kind oder über die »Bewältigung« der Erinnerung an den RAF-Mord am Patenonkel: Alfred Herrhausen. Brillante Texte, emotionaler und gerade darum oft sogar fesselnder als jene, die in früheren Jahrzehnten ausgezeichnet wurden.

Doch dies hat auch eine Kehrseite, die zum Nachdenken über die Entwicklung der modernen Medien zwingt. Beiträge, die sich mit großen politischen Themen oder gesellschaftlichen Fragen beschäftigen, sind unter den preisgekrönten Arbeiten rar geworden. Vor rund 25 Jahren (1987) gingen drei Preise an Essays über die Barschelaffäre, Lothar Späths politischen Aufstieg und die provozierende Behauptung: »Deutschland ist teilbar.« Vor gut vierzig Jahren (1971) wurden Texte ausgezeichnet, die untersuchten, wie die Proteste der 68er das Denken der Gesellschaft verändert hatten, welche Rolle das Fernsehen für die Entwicklung eines Politikers spielte, die die politische Bedeutung de Gaulles würdigten und die mit den überzogenen Erwartungen abrechneten, die am Ende der Wunderjahre an die Wirtschaft gestellt wurden. Analytische und nachdenkliche Betrachtungen.

Dieser Wandel hat eine innere Logik. In einer Welt, in der die Bilder und Berichte von jeder mittleren Katastrophe, wo immer sie sich ereignet, uns zuverlässig und fast sekundenschnell erreichen – jedes Flugzeugunglück vom anderen Ende der Welt, jeder dramatische Autounfall auch in 500 Kilometer Entfernung –, wird es schwerer, den Zeitungsleser zu fesseln. Wir sind »live« dabei, wenn auf dem Tahrir-Platz in Kairo Mubarak hinweggefegt wird. Für einen Augenblick sind wir alle Ägypter. Wir hörten Gaddafis wütende Reden, wir erleben, wie der Tsunami ganze Städte in Japan hinwegschwemmt und wie die Atommeiler in Fukushima explodieren. Solchen Bildern gegenüber hat es das gedruckte Wort schwer. Bewegende Geschichten aber ragen aus dem unendlichen Strom der Bilder, Nachrichten, Informationen heraus. Und es sind Unikate. Dass Texte – verknüpft mit dramatischen Einzelschicksalen oder gar mit persönlichen Erlebnissen – mehr Aufmerksamkeit wecken, spiegelt den Umbruch in der Welt der Zeitungen und der Medien wider.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, sagen wir leichthin. Aber sagen Bilder wirklich immer, was sie zu sagen scheinen? Ein överschmierter Kormoran wurde zum abschreckenden Symbol des Golfkrieges. Nur: Der Kormoran hatte den

Golf nie gesehen. Sein Bild lag im Archiv. Und weckte Emotionen. Doch wird hier sachlich informiert? Das ist eine Frage an den Qualitätsjournalismus.

Die Zeitung kann gar nicht von gestern sein

Längst werden Zeitungen nicht mehr nur gedruckt, sondern auch digital gelesen. Jury und Kuratorium haben dem Rechnung getragen: Seit 2013 kann der Theodor-Wolff-Preis auch für Artikel vergeben werden, die ausschließlich auf den Online-Seiten der Zeitungen erschienen sind. Im Jahr 2015 wurde der Preis ganz neu strukturiert. Seither wird je ein Preis in den Kategorien Lokales, Reportage und Meinung vergeben. Ein weiterer Preis wird für das von der Jury gesetzte »Thema des Jahres« vergeben.

Nichts ist so alt, wie die Zeitung von gestern. Doch über alle Veränderungen hinweg lesen sich die preisgekrönten Artikel heute noch frisch wie am ersten Tag. Sie sind als Texte »vergessen«, aber wer sie liest, erkennt: Sie wirken »über den Tag hinaus«. Sie haben die Gedanken beeinflusst, Menschen informiert, Leser ergriffen. Die Zeitung vergeht, aber sie hinterlässt Spuren in den Köpfen. Und deshalb hatte der Journalist und Gründer des Verbands der Lokalpresse, Erich Wagner, der zwei Jahrzehnte lang zum Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises gehörte, Recht, wenn er – ein Optimist – über die eigene journalistische Lebensbilanz schrieb: »Die Zeitung kann überhaupt nicht von gestern sein.«

Thomas Löffelholz ist am 15. März 2018 im Alter von 85 Jahren gestorben. Der langjährige Chefredakteur von Stuttgarter Zeitung und Die Welt war Träger des Theodor-Wolff-Preises und gehörte von 2001 bis 2016 dem TWP-Kuratorium an.

»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor-Wolff

Von Bernd Sösemann

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lobte ihn als »genauen Zeitbeobachter und -schilderer« (Johannes Gross). In der Wochenzeitung *Die Zeit* rühmte Wolf Schneider seine sprachliche Klarheit und Stilsicherheit. Zu seinem 60. Geburtstag hatte ihn bereits das *Neue Wiener Journal* den »vielseitigsten und dabei tiefsten und stilvollsten politischen Journalisten Deutschlands« genannt. Bis heute hält die Bewunderung für den Berliner Journalisten Theodor Wolff an. Womit beeindruckte er seine Zeitgenossen und worauf gründet sich seine anhaltende Wirkung?

Theodor Wolff gehörte der Generation der um 1870 Geborenen an. Er zählte damit zu den »Jungen« des Kaiserreichs, die in den 1871 gegründeten Nationalstaat mit nicht geringen Erwartungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zum Handeln hineinwuchsen. Dazu sind Max Reinhardt (1873-1943), Karl Kraus (1874-1936), Thomas Mann (1875-1955), Max von Baden (1867-1922), Karl Helfferich (1872-1924) oder Walther Rathenau (1867-1922) ebenso zu zählen wie Richard Riemerschmid (1868-1957), Werner Sombart (1863-1941), Max Weber (1864-1920), Peter Behrens (1868-1940), Harry Graf Kessler (1868-1937) oder Max Halbe (1865-1944). Sie alle verbanden keineswegs die gleichen, aber doch weithin ähnliche Vorstellungen über eine Modernisierung, einige dachten sogar an eine Demokratisierung des Kaisertums und damit des Wilhelminischen Machtstaats. Sie dachten über die Sicherung einer wirtschaftlichen Prosperität nach, die zu einer Stärkung der sozialen Integration in der Industriegesellschaft führen könne. Sie sannten über alternative Lebensformen nach. Ihre »authentische« Kultur sollte in jenem »Zeitalter der Reizbarkeit« (Karl Lamprecht) zu einer neuen Identität führen. Ihr gemäßigter und unterschiedlich konsequent umgesetzter Ausbruch aus der »Welt der Väter« manifestierte sich in vielgestaltigen ästhetischen Protesten. Dabei schrieben sie der Bildung, der Literatur, der Kunst und besonders einer als politische und gesellschaftliche Kraft erstarkenden Öffentlichkeit die Schlüsselrolle zu.

Theodor Wolff wurde am 2. August 1868 als Sohn des aus Grünberg (Schlesien) nach Berlin gezogenen jüdischen Textilkaufmanns Adolph Wolff und seiner Frau Recha, geb. Davidsohn (Tochter eines Arztes aus Danzig), in der jungen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes geboren. »Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete«, erinnerte er sich später, »verkaufte »en gros« die geblühten Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren.« Er hatte drei



Theodor Wolff porträtiert von Lotte Jacobi, einer berühmten Fotografin der Weimarer Republik.

Geschwister. Nach einem kurzen, lediglich mit der Mittleren Reife abgeschlossenen Gymnasialbesuch – »ich hatte mit der deutschen Sprache bei den Magistern kein Glück« – begann er, der Journalist werden wollte, zuerst einmal eine kaufmännische Lehre beim *Berliner Tageblatt* (B.T.), einem der größten Publikationsorgane seines Cousins, des angesehenen Verlegers Rudolf Mosse. Dabei blieb es nicht lange, denn mit Reisefeuilletons, Theater- und Literaturberichten erregte er in Berlin schnell Aufmerksamkeit. Die Stadt weckte seinen literarischen Ehrgeiz erfolgreich, in wenigen Jahren wurde er mit mehreren Romanen, Feuilletonsammlungen und Schauspielen weit über die Stadtgrenzen und sogar über Deutschland hinaus beach-

tet. Theater in Berlin, München, Kopenhagen und Wien führten seine Stücke »Niemand weiß es« und »Die Königin« auf. Er gründete mit Otto Brahm, Samuel Fischer und Maximilian Harden den Theaterverein »Die Freie Bühne«, mit dessen Hilfe die damalige Moderne, der Naturalismus, ihren Siegeszug antrat. Theodor Wolff übersetzte aus dem Französischen und machte mit einem enthusiastisch eingeleiteten Reclam-Bändchen Jens Peter Jacobsen in Deutschland bekannt. Eine Karriere als Journalist schien zumindest nicht mehr nahe zu liegen; die literarischen »Ikarusflüge«, wie er im Alter selbstkritisch über seine Kunst spottete, gaben aber nicht zu großen Hoffnungen Anlass.

»Mosses junger Mann«

Die Perspektiven änderten sich überraschend schnell, als sein Verleger ihn für einen renommierten Platz im Ausland vorschlug. 1894 übernahm »Mosses junger Mann«, wie der schnelle Aufsteiger in der Öffentlichkeit in einer Mischung aus Spott und Bewunderung hieß, die Aufgaben des B.T.-Korrespondenten in Paris. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten waren damals nicht die besten, und Wolff gab sich keinen Illusionen hin. Die inhaltliche Grundlage für seine pragmatisch angelegte Berichterstattung bildete die von ihm im Herbst 1895 formulierte Erkenntnis: »Ich habe die Stimmung in Frankreich niemals schlechter gesehen als zur Zeit unserer liebenswürdigsten Werbungen.« Seine ausführlichen, atmosphärisch dichten und präzisen Telegramme über die Dreyfus-Zola-Prozesse, die Flut des Antisemitismus und Chauvinismus in der französischen Gesellschaft und das Interesse der deutschen Leser an den skandalträchtigen Vorgängen ließen die Zeitungsauflage und Theodor Wolffs Ansehen in kurzer Zeit steigen. Sein Kürzel »T.W.« stand für journalistische Qualität, geistige Unabhängigkeit und politische Seriosität. Als Zola sich vor Gericht zu verantworten hatte, berichtete Theodor Wolff seinen fernen Lesern in einem kleinen politischen Feuilleton: »Man führt an diesem Tisch einen ernsten Kampf, aber man führt ihn mit einem vergnügten Eifer. Im Grunde amüsirt man sich königlich. Man amüsirt sich über jede gelungene List, über die Resultate des eigenen Scharfsinns, über den Kampf als Kampf. Die ›Angeklagten‹ sind die Herren im Saale, die Ankläger werden gezwungen, sich zu verantworten. Man hat selten einen solchen Prozeß gesehen [...]. Zola spricht mit einer etwas rauhen und harten Stimme. Bald stößt er die Worte einzeln hervor, bald überstürzen sie sich. Er ist kein Redner. Und wenn es auch ein prachtvoller Hieb war – und voll brutaler Ironie –, als er sagte: ›Der General Pellieux hat seine Schlachten mit dem Schwerte gewonnen, ich die meinen mit der Feder; die Nachwelt wird zwischen dem General Pellieux und Emile Zola wählen‹, in diesem Saale, dessen ganzer Hintergrund mit einer wohldressierten Generalstabsclique besetzt ist, schaden dem ›Angeklagten‹ diese Äußerungen eines großen, schönen und berechtigten Selbstbewußtseins.«

Der Aufenthalt in Frankreich formte Theodor Wolffs politisches Weltbild, ließen Parlamentarisierung und später auch Demokratisierung zu seinen Hauptzielen

werden. In seinem großen Essay »Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren« (1897) plädierte er für eine vorurteilslose Annäherung der leichteren Art zwischen den beiden Staaten. Kein Volk müsse dabei seine Identität und Originalität verlieren, denn gerade weil Franzosen und Deutsche so wenig einander glichen, ergänzten sie sich, könnten viel voneinander lernen. Er hoffte, dass die Diplomaten ihnen die Zeit gönnten, sich auszusprechen. »Wenn es auch schön sein möchte, Geschichte zu gestalten, dann sei es noch schöner, Kulturgeschichte zu machen.«

Der Chefredakteur

1902 heiratete Theodor Wolff die Schauspielerin Marie Louise Anna Hickethier (1872-1956). Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und von einem katholischen Hauslehrer in Berlin erzogen. Denn inzwischen, seit dem Herbst des Jahres 1906, war Theodor Wolff bereits wieder von Rudolf Mosse aus Paris in die Reichshauptstadt zurückgeholt worden. Er sollte die Chefredaktion der Zeitung übernehmen und ihr neue Impulse geben. Die Ablösung seines Vorgängers geschah allmählich und in moderater Form, der Wandel der Zeitung dagegen erfolgte in wenigen Jahren, kraftvoll, systematisch und entschieden. Theodor Wolff formte das B.T. zum fortschrittlich-liberalen Hauptblatt Deutschlands um. Nach kurzer Zeit wurde es auch vom Ausland hoch geschätzt und von den Diplomaten als repräsentative Stimme eines unabhängigen Nachrichtenorgans, den Nationalliberalen zwar im Grundsätzlichen, aber nicht in allen Fragen nahestehend, gewürdigt. Für die Redaktion gewann Theodor Wolff die besten Köpfe seiner Zeit. Bei der Suche nach Talenten konnte er sich neben seinen Kenntnissen auf ein sicheres Gespür und eine glückliche Hand verlassen. In der Redaktion sorgte er für die ihrer Entfaltung förderlichen Plätze, indem er diesen Individualisten, diesen versponnenen Künstlernaturen und genialen Sprachartisten den nötigen Freiraum verschaffte. Sein Vorgehen fand nicht immer sogleich den Beifall des Verlegers, doch der sich bald zeigende Erfolg des Blattes und die begeisterten Leserbriefe überzeugten Rudolf Mosse. Im *Berliner Tageblatt* schrieben u.a. Alfred Kerr, Rudolf Olden, Ernst Feder, Erich Dombrowski, Paul Scheffer, Fred Hildenbrandt, Victor Auburtin, Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Alfred Einstein.



Der Familienvater: Theodor Wolff mit seinen Kindern Richard, Lilly und Rudolf (v.l.).

Als »Vaterlandsverräter« beschimpft

In der Wilhelminischen Gesellschaft existierte zwar ein latenter Antisemitismus, doch trafen seine punktuellen vulgär-radikalen Ausprägungen keineswegs auf eine allgemeine Zustimmung. Alle Juden, seien sie nun weitgehend assimilierte, getaufte oder überzeugte, nutzten die Freiräume, die ihnen die Rechtsstaatlichkeit sicherte. Die Öffentlichkeit, eine weitgehend freie Presse und die sich daraus entwickelnden machtbegrenzenden Wirkungen des »öffentlichen Druckes« erlaubten eine relativ freimütige politische Kritik und gestatteten die Suche nach neuen Orientierungen. Zu keiner Zeit war Theodor Wolff, der gebildete, selbstsichere und gewandte Jude, in seinen politischen, kulturellen und sozialen Kommentaren unumstritten. Den Künsten gegenüber aufgeschlossen, reich an Auslandserfahrung und parteipolitisch unabhängig, formulierte er seine Ansichten über eine selbstbewusste zu vertretende Politik viel zu entschieden, als dass er nicht im Tagesstreit ein bevorzugtes Feindbild abgegeben hätte. Den meisten Völkischen war er allein schon seines mosaischen Glaubens wegen ein hassens-

werner »typischer Vertreter der jüdisch-börsianischen Journaille«. Ein paar Jahre später setzten die gefährlichen Epigonen dieser Antisemiten ihn bei ihren Strafaktionen und in ihren Straßenschlachten auf die Feme-Mord-Listen. Die Alldeutschen schimpften ihn »Vaterlandsverräter«, weil er in seinen Leitartikeln ihre nationalistisch-imperialistischen Ziele nur allzu wirksam widerlegt hatte. Konservative Minister des Kaiserreichs verweigerten Theodor Wolff die erbetenen Interviews, obwohl der Reichskanzler ihn zur selben Zeit zu einem Exklusivgespräch eingeladen hatte. Im Ersten Weltkrieg setzten die Militärs gegen den Widerstand der Politiker einen monatelangen, weit über Deutschland hinaus registrierten und dem Deutschen Reich letztlich zum Schaden gereichenden Schreibverzicht Theodor Wolffs durch. Dagegen sah die erste Regierung der jungen Weimarer Republik Theodor Wolff als Botschafter für Paris vor, doch lehnte er das Angebot des Reichskanzlers Hermann Müller schließlich zugunsten der journalistischen Arbeit ab. Dessen politisch so unterschiedlichen Amtsnachfolger, die Reichskanzler Hans Luther, Gustav Stresemann und Kurt von Schleicher, nutzten Theodor Wolffs langjährige Kontakte zum Quai d'Orsay wiederholt für vertrauliche Missionen.

Theodor Wolffs gesellschaftspolitisches Denken bestimmte seinen Schreibstil. Seine liberale Haltung und seine freiheitlichen Ansichten wirkten sich auf Argumentationsweise und Darstellungsform aus. Sie beeinflussten seine Wortwahl und Diktion, führten zu spezifischen Beispielen und historischen Analogien, prägten sogar Bilder und Metaphern. Den Zeitgenossen sind Theodor Wolffs Belesenheit und seine literatur- und kulturgeschichtliche Bildung am stärksten erinnerlich. In Memoiren, Tagebüchern, Autobiografien und Korrespondenzen stoßen wir auf seinen Namen oder auf Kommentare zu seinen Leitartikeln. Nahezu ausnahmslos beeindruckten der Kenntnisreichtum und die differenzierte Argumentation. Selbstverständlich schien es allen seinen Lesern, dass die ihnen mitgeteilten Fakten immer stimmten. Die Exempla schienen nicht aus entfernten Schultagen herbeigezerrt zu sein oder aus oberflächlicher Schnelllektüre zu stammen. Souverän ging Theodor Wolff mit Zitaten um. Seinen Gegnern hielt er am liebsten ihre sachlich überholten Ansichten und die von ihnen vergessenen oder verdrängten programmatischen Erklärungen vor. Im literarisch-journalistischen Gefecht freute es ihn, »auf glitschigem und abschüssigem Wege einen Halt bei einem berühmten Schriftsteller und einem guten Zitat zu

finden«. Mitunter häufte er jedoch auch zu viel des Guten auf einer einzigen Titelseite an. Es ist nicht nur einmal der Stoßseufzer überliefert, dass seine Kommentare zum Zeitgeschehen mit historischen und literarischen Bildungsgütern so befrachtet gewesen seien, dass man sich bei der Lektüre der eigenen Halbbildung nur allzu deutlich bewusst werde.

Keine Scheu vor offenen Worten

Selbst literarische und kulturelle Themen behandelte Theodor Wolff in enger Beziehung zu den politischen Grundfragen, aus denen sie sich ursprünglich sachlich ergeben hatten. Im Vordergrund stand bei ihm, der nie eng parteipolitisch dachte und handelte, zumeist das Dreieck »Demokratie – Parlamentarismus – Fortschritt«. Wenn wir heute – nach den Erfahrungen aus der Endphase der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur – den damaligen Optimismus auch nicht mehr teilen können, so beeindruckt in unserer Zeit immer noch Theodor Wolffs journalistische Entschiedenheit und die Lauterkeit seines politischen Wollens. Da die Öffentlichkeit der Weimarer Republik von starken monarchistischen und ständischen Vorstellungen bestimmt war und Theodor Wolff die deutliche Formulierung des eigentlichen Problems ebenso wie die journalistische Offensive liebte, setzte er in seinem für die Kandidatur Friedrich Eberts werbenden Porträt bei überholten feudalen Ansichten und den sich darauf gründenden aktuellen Diffamierungen an: »Es wäre vielleicht für Deutschland besser gewesen, hätte man einige solcher Sattlergesellen schon früher herangeholt. In keinem anderen Lande wagte man es noch, von einem Manne witzelnd zu sprechen, weil seine große Leistung nicht aus Familientradition und regelmäßig erledigter Amtsbüffelei entstand. Denjenigen fehlen Selbstbewußtsein und Kulturempfinden, die sich, neidischen und scheelsüchtigen Kasten nachplappernd, vor dem Verdienste eines, der zu ihnen gehört, nicht beugen wollen. Das englische Parlament vom Jahre 1653 hieß »Barabones Parlament«, nach einem Manne, der ebenfalls ein Sattler war. Mit Stolz verzeichnen die englischen Geschichtsschreiber, daß es unter den ersten Mitgliedern des freien Parlaments und unter den besten Staatsdienern jener Aufstiegszeit Schuhflicker wie Hewson und Rolfe, Schneider wie Pemble, gewöhnliche Soldaten wie Skippon, Bedienstete wie Deane, Berners und Horton, Kesselflicker wie Fox, Krämerlehrlinge wie Salvay



Klare Botschaft auf Seite Eins im März 1933.

Autorität durchzusetzen weiß. Er hatte diese Autorität nicht in einer goldenen Wiege gefunden, er borgte sie nicht von vermordeten Ahnen, er sicherte sie sich nicht durch Theaterputz und Treffen, aber sie kam ihm aus dem unerschütterlichen Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke und der Republik.«

Gegen die Zensoren

Eine sprachlich und inhaltlich ungewöhnlich scharf ablehnende Position nahm Theodor Wolff im Sommer 1918 ein, als er Houston Stewart Chamberlains philosophischen Spekulationen über den »germanischen« und »semitischen« Geist und dessen deutschen Nachschwätzer ironisierte. Ebenso wenig wollte er Zweifel an seiner Einschätzung der geistig-kulturellen und damit auch der politischen

und Whalley gab. Allerdings, der Gerber Kleon in Athen hat in der Geschichte einen schlechten Ruf. Aber Kleon war ein nationalistischer Kriegshetzer, völkisch und athenisch-national. [...] Erst neu-lich hat mir ein Großindustrieller, den man nicht gerade zu den Demokraten rechnet und den seine Kreise besonders ehren, mit warmer Betonung gesagt: »Dieser Ebert ist wundervoll!« Und ein Hochgestellter, der auch kein Demokrat ist, pflegte seine Meinung gern in die Worte zusammenzufassen: »Er ist ein Herr!« In der Tat, Ebert, der »Sattlergeselle« war »ein Herr« – nicht ein Herr mit feudaler Volksverachtung, wohl aber ein Herr, der im Namen eines selbständigen Volkes auftritt und seine

geht hin und wählt!

Situation in der Weimarer Republik aufkommen lassen, als er das zeitweilige Aufführungsverbot des in den USA verfilmten Romans »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque angriff. Die Oberzensurstelle hatte die Aufführung am 11. Dezember 1930 verboten. Vier Tage später erinnerte sich Theodor Wolff in der heftigen und politisch polarisierenden Debatte an die Zeit der Dreyfus-Auseinandersetzungen in Frankreich. Nur allzu deutlich standen ihm bei der Niederschrift seine historischen Erfahrungen vor Augen mit einem weithin gesellschaftsfähigen Antisemitismus und Rassismus, mit den Hetzkampagnen von Nationaldemagogen und mit einem, wie er meinte, schimpflichen Opportunismus liberaler Politiker. Deshalb appellierte er an die verantwortlichen Minister und Parteiführer Deutschlands, nicht mit dem Vertrauen des Volkes zu spielen. Es dürften demokratische Einstellungen und Haltungen nicht diffamiert, staatliche Institutionen nicht noch zusätzlich geschwächt und dadurch den wahren Feinden des freiheitlichen Rechtsstaates auch noch entgegengearbeitet werden. Der historische und Zitate gesättigte Rückgriff Theodor Wolffs geht dabei über Frankreich hinaus, sogar noch über das Nibelungenlied hinweg – der Film verzichte auf den hochpathetischen Recken-Ton von »Helden lobebäre« – und schließlich über die griechische Götterwelt bis hin zu Hannibal: »Hannibal ist immer vor den Toren geblieben, weil der römische Senat die Energie zum Widerstand aufbrachte, und in Frankreich hat die Faust Waldeck-Rousseaus schließlich die nationalistischen Republikfeinde gebändigt – bei uns will man offenbar den Nationalsozialismus überwinden, indem man ihm zu der wundervollen Siegesreklame verhilft. [...] Das Verbot ist erfolgt, nachdem zwei Minister, deren Ämter, deren zuständige Mitarbeiter den Film für absolut einwandfrei erklärt hatten, zu der Einsicht gelangt sind, daß weiterer Widerstand gefährlich für ihre ministerielle Stellung sei. Selbstverständlich sagen sie, sie hätten den Film erst jetzt kennengelernt und hätten sich nun nachträglich, sehr opportun, von seiner Schädlichkeit und von der Blindheit ihrer Ressortbeamten überzeugt. Wir haben hier das Reichskabinett Brüning so weit unterstützt, wie das einer unabhängigen Zeitung möglich ist, und wir hätten den Wunsch, das auch weiterhin tun zu können. Erstens, weil die Persönlichkeit Brünings Anspruch auf Sympathie und Achtung hat, und zweitens weil in der Weiterexistenz dieses Kabinetts einstweilen die einzige Möglichkeit liegt, die radikale Flut wieder verebben zu lassen oder zurückzudämmen. [...] Die plötzliche und momentane Furcht, die ein achtzehnjähriger

Krieger bei der ersten Begegnung mit dem Sperrfeuer empfindet, schädigt das Ansehen Deutschlands nicht. Aber das Ansehen Deutschlands und das Ansehen der Regierung werden sehr geschädigt, wenn die vollen Hosen Ministerhosen sind.«

»Sprache der Tatsachen«

Theodor Wolff bevorzugte in seiner Sprache das Florett, nicht den Säbel. Er bediente sich lieber der Ironie und des enthüllenden Zitats als der schwerfälligeren Darlegung von Argumentationsketten. Er wollte seine Leser zum Nachdenken anregen und lehnte es ab, sie mit Bewertungen und Urteilen zu bedrängen. Ein Grundton der Skepsis lässt sich in den Leitartikeln der späten Weimarer Jahre und in seinem literarischen Werk nicht überhören. Doch trat nicht einmal im Exil Resignation an die Stelle seiner letztlich doch optimistischen Grundhaltung. Diese Einstellung bestimmte eine Erfahrung, die Theodor Wolff in einem seiner historischen Berichte erläutert: »Man kann selbst die Menschen nicht mit der endgültigen Gewißheit erforschen, mit der ein wirklicher Historiker die Geschichte eines vor dreitausend Jahren beigesetzten Pharaonen verfaßt. [...] So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.« Kann man auf der Suche nach »Wahrheit« weiter gelangen? Einer seiner Kritiker auf dem linken Flügel des politischen Spektrums, der Publizist Kurt Hiller, hat in seinem Nachruf auf Theodor Wolff dessen Streben nach Genauigkeit im Faktischen und nach Wahrhaftigkeit in Darstellung und Argumentation anerkennend hervorgehoben, indem er feststellte, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre.

Theodor Wolff dürfte es nicht überrascht haben, dass der Titel eines seiner Bücher »Vollendete Tatsachen« wiederholt zur Kennzeichnung seiner Einstellung bemüht wurde. Seine »Sprache der Tatsachen« verdichtete sich leitmotivisch und konnte schließlich sogar sprichwörtlich werden. Die von ihm noch während des Krieges 1914/18 vorgelegte Sammlung seiner unter den Bedingungen von Zensur und Presselenkungen entstandenen Artikel stehen ebenfalls zu Recht unter diesem Signum »Vollendete Tatsachen«. Die Erfordernisse der Situation habe der Journalist zu erkennen und angemessen sachlich zu beschreiben,

sein prüfender Blick müsse sich auf die Voraussetzungen, die bestimmenden Faktoren und verantwortlichen Personen richten. Für Wunschvorstellungen gebe es im politischen Journalismus so gut wie keinen Platz. Träume, Visionen und Harmonisierungen aller Art seien höchstens für das Feuilleton brauchbar, denn außerhalb dieses Ressorts gelte es, sich den »fertigen Tatsachen« zu stellen. Auf diese Haltung gründe sich die Glaubwürdigkeit eines Journalisten. Ein Artikel wirke nur dann nachdrücklich, wenn er dem Leser den Eindruck vermittele, der Schreiber vermöge für das, was er spreche, mit voller Sicherheit einzustehen. Deshalb gehöre zur Überzeugungsmacht eines Zeitungsartikels nicht nur seine formale Korrektheit und ein gewisser Abwechslungsreichtum, sondern auch eine ehrlich-schlichte Schmucklosigkeit.

»Einheit aus Eigenwilligen und Eigenartigen«

Theodor Wolff hat sich nie gedrängt gefühlt, sein journalistisches Tun einmal systematisch und mit methodologischem Anspruch darzustellen oder sein Schreiben in der Öffentlichkeit zu reflektieren. Selbst als Willy Haas ihn aufforderte, für die *Literarische Welt* im Kreis von weiteren Chefredakteuren einmal über das »Zeitungsmachen« zu berichten, hat er sich nur widerwillig dazu bereit erklärt, einige allgemeine Gedanken niederzuschreiben. Sie handeln das eigentliche Thema kurz ab, um sich ausführlicher mit der »Organisation der Geister« auseinander zu setzen, denn das Ideal bestehe darin, erklärte Theodor Wolff, verschiedene Individualitäten um sich zu versammeln, Nivellierung zu vermeiden, allen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit in ihrer Redaktion zu ermöglichen und »aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden«. Dieser Haltung müsse jeglicher Versuch widerstreben, alle Mitarbeiter auf einen Stil und das Blatt damit auf einen Jargon zu trimmen. Theodor Wolff vermutete nicht zu Unrecht, dass solche qualvolle Manier lediglich geeignet sei, Gedanken-
dürre zu verbergen.

Andererseits kannte er die schwierige Aufgabe des Journalisten, im täglichen Kampf um Beachtung und Erfolg originell, farbig und eindrucksvoll sein zu müssen. Seichter sprachlicher Manierismus konnte für ihn jedoch ebenso wenig eine Lösung des Problems sein wie das Hineinwuchern der schreienden Rhetorik

aus den Überschriften in die Texte. »Es empfiehlt sich«, mutmaßte er in der *Literarischen Welt*, »in einer Zeitung Schweres und Nüchternes gefällig vorzutragen, wenn man hurtig vorbeieilende, zerstreute Leser für eine Idee gewinnen will. Aber fürchterlich ist die wässrige, plätschernde Anmut gewisser Plauderkünstler, und an die Wand der Redaktionszimmer sollte man das Goethesche Wort schreiben, dass ›getretener Quark breit wird, nicht stark.«

Theodor Wolff fand seine Vorbilder für einen angemessenen journalistischen Stil zwar sowohl in der deutschen Klassik wie in der Gegenwartspublizistik, doch sah er sie in ungleich größerer Anzahl unter den Franzosen. Er nennt ausdrücklich Anatole France, Emile Zola, Georges Clemenceau und Stendhal mit seinen »petits faits«, Goethe, Kleist, den Fürsten von Bülow, Gustav Freytag und Victor Auburtin. Anatole France bewunderte er außerordentlich, denn dieses Sprachgenie arbeite behutsam wie ein Diamantschleifer und überlasse beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Theodor Wolffs Urteil über den Politiker Clemenceau schwankte erheblich, allein seine Bewunderung für den Journalisten und Redner blieb bestehen, denn Clemenceau besitze eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch seien: »den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit«. Er sei einer der geistreichen und blendendsten Redner. In der parlamentarischen Debatte brilliere er als geschicktester und als fortreibendster unter seinen Kollegen. Der klare Fluss seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die »frische Verve« seiner Angriffe und nicht zuletzt die logische Schärfe seiner Beweisführung gestatteten es, ihn den größten polemischen Journalisten unserer Tage zu nennen.

Im Weltkrieg 1914/18 hatte Theodor Wolff den annexionistischen Kurs der Reichsregierungen kritisiert. Die Schwert-Rhetorik Wilhelms II. und die Phrasen der zahlreichen literarischen »Schreibtisch-Helden« ließen ihn sogar einmal über den Sinn internationaler Journalistenschulen nachdenken. Doch letztlich hielt er von dergleichen Unternehmungen nicht viel. Er setzte auf die Kraft des Phantasiereichtums sowie auf die Unkonventionalität des Talents und dessen Willen zum Ausharren. Denn auch auf das Genie warte nicht die Sternstunde. Sie müsse vorbereitet werden. Wer die Zweifler besiegen und die Lauen gewinnen wolle, der benötige einen kräftigen und langen Atem. Eine Melodie müsse oftmals

vorgetragen werden; variationsreich und so ausdauernd, bis sich das Ohr an den neuen Ton gewöhnt habe.

Gründung der »Deutschen Demokratischen Partei«

Selbst in der praktischen Politik schlug Theodor Wolff einen ähnlichen Weg ein. Doch zeigte er auf diesem ihm weniger vertrauten Parkett nicht eine vergleichbare Kraft und eine ähnliche Ausdauer. Er gründete in der politischen Euphorie des Novembers 1918 zusammen mit Alfred Weber und Otto Fischbeck die »Deutsche Demokratische Partei«, kritisierte in den folgenden Monaten die Räteherrschaft und die Annahme des Versailler Vertrags und griff später sogar noch mit zwei anspruchsvollen Büchern in die Debatte über die Kriegsschuldfrage ein. Doch bereits nach einem Jahr praktischer Erfahrung mit dem Parteileben »leidend unter Fraktionszwang, organisatorischen Schwerfälligkeiten und einem verblässenden konzeptionellen Profil« zog sich Theodor Wolff sukzessive auf seine redaktionelle Arbeit zurück. 1926 trat er schließlich wegen eines fundamentalen Dissenses mit seinen liberalen Parteifreunden in der Kulturpolitik (sog. Schmutz- und Schundgesetz) aus der Partei aus. Diesen Schritt registrierte die Öffentlichkeit ebenso aufmerksam wie seine entschiedene publizistische Unterstützung der Politik des Außenministers Gustav Stresemann und seine zu Beginn der 30er Jahre wiederholten Aufforderungen an die Demokraten, sie sollten die Voraussetzungen für eine gemeinsame Front gegen KPD und NSDAP schaffen. Er hatte erkannt, dass die Gemäßigten, die Liberalen, traditionell die Kräfte des Ausgleichs und der Konfliktminimierung, langfristig keinen Rückhalt im parlamentarischen und öffentlichen Leben mehr fänden, wenn den Extremisten aus Schwäche ein zu großer Bewegungsraum zugebilligt würde.

Antisemitismus und »Judenfrage« bildeten für Theodor Wolff keine bedeutenden Themen. Im November 1923 hatte bereits sein Name auf den Mordlisten der rechtsradikalen Verbände und der Nationalsozialisten gestanden. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie, schrieb er damals, könne darüber hinwegtäuschen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt, mit der Rassenverhetzung und der Rohheit lediglich gemeine Pöbeltriebe aufreizten und zu Verbrechen trieben. »Würde man eine Unter-

suchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderpropheeten des Nationalismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen. [...] Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und schießen los.«

Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft

Erst im Exil und dabei vor allem in seinem Manuskript »Die Juden« hat Theodor Wolff sich gründlicher mit dem Judentum, dem Antijudaismus und mit dem Antisemitismus der Nationalsozialisten auseinander gesetzt. Er tat es im vollen Bewusstsein der quälenden Ungewissheit über sein eigenes späteres Schicksal in einer sich unaufhaltsam verschlechternden Exilsituation, in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten – von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts – und auch nur unvollständig informiert über die Mitwirkung der französischen Sicherheitskräfte an den Verfolgungen in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles, was er in Nizza über Kollaboration der französischen Exekutive mit der Gestapo erfuhr und erlebte, musste ihn noch tiefer enttäuschen als das Verhalten der Italiener. In dem Vichy-Frankreich wollte er, nachdem seine Anfang der 40er Jahre halbherzig erfolgten Ausreisepäne gescheitert waren, eine zwar schwache, doch prinzipiell nicht unzuverlässige Bastion der Freiheit sehen. Deshalb stößt man in seinen Ausführungen über »Die Juden« auf eine heute sprachlich-inhaltlich irritierend wirkende Zurückhaltung im Urteil über die Verfolger. Mit der breiten Masse der geflüchteten Juden verband den geachteten, gebildeten und zeitlebens um Assimilation bemühten Theodor Wolff wenig. Über ostjüdische Emigranten vermochte er sich, wie zahlreiche andere deutsche Juden, keineswegs freundlich, ja in geradezu abschätziger Überheblichkeit zu äußern. Theodor Wolff hat so gut wie nie eine Synagoge besucht, erzählte sein Sohn Rudolf, dennoch habe er seinen Glauben nicht verleugnet. »Ich verstehe, daß Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen. [...] Wenn hinter den Fenstern einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbatlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.«

Endphase der Weimarer Republik

In der Endphase der Weimarer Republik sah er die größte Gefahr für die Demokratie von den Nationalsozialisten ausgehen und empfahl deshalb zum Entsetzen seiner liberalen Parteifreunde öffentlich, in dieser Ausnahmesituation nicht die rechtsliberale Splitterpartei, die neu gegründete »Deutsche Staatspartei«, sondern die SPD zu wählen. Darin drückte sich kein politischer Kurswechsel aus, sondern lediglich politischer Pragmatismus. Die letzten Leitartikel beschworen wie zuvor nachdrücklich freiheitliche, politische Ideale und zeichneten ein düsteres Szenarium rechts- und linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein



*Blick in eine ungewisse Zukunft:
Theodor Wolff im französischen Exil*

linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein

Visum für einen Kurzaufenthalt ausgestellt. Schließlich fand Theodor Wolff in seinem geliebten Frankreich einen Exilort.

Exil in Nizza

In Nizza lebte er sich unter relativ günstigen Umständen schnell ein, verfasste literarische und historische Werke, setzte sein Tagebuch fort und schrieb Teile seiner Erinnerungen nieder. »Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée [in Nizza]«, erzählte Egon Erwin Kisch in seinem mexikanischen Exil über Theodor Wolff, »gelegentlich das *Berliner Tageblatt* und schüttelte fassungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. Nach dem 30. Juni 1934, so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten die ersten Seiten mit den größten Lettern die Überschrift: Durchgegriffen! Seither habe ich das *Berliner Tageblatt* nie mehr in die Hand genommen.«

Die autobiografischen Berichte über das Kaiserreich und die Weimarer Republik erschienen 1936 unter dem Titel »Der Marsch durch zwei Jahrzehnte« im Verlag Allert de Lange; im selben Jahr gab es eine englische und 1937 eine französische Übersetzung. An den publizistischen Fernkämpfen gegen den Nationalsozialismus beteiligte er sich prinzipiell nicht. Mit Erich Kästner teilte er die Meinung, ein Schneeball lasse sich aufhalten, nicht jedoch eine Lawine. In der Zeit der Demokratie und Freiheit hatte er seine politische und gesellschaftliche Aufgabe als politischer Mensch und Journalist gesehen. Ein autoritäres oder totalitäres Regime funktionierte nach Prinzipien, die sich auch auf die Presse verhängnisvoll auswirkten. In einer bislang unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Exil heißt es dazu: »In keinem autoritär geleiteten Lande kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. Und auch nicht der antike Chor, der Chor des Ödipus, der nach freiem Ermessen lobsingend oder beschwörend seine Stimme erhob. Das gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Systems, der autoritäre Staat könnte nicht anders bestehen. Aber eine Abweichung vom ursprünglichen Prinzip ist es, wenn unter dem bolsche-



Von den Nazis in den Tod getrieben: Auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee fand Theodor Wolff seine letzte Ruhestätte (vorne links).

wistischen Regime innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft die Diskussionsfreiheit, das Recht auf Kritik abgeschafft worden ist. ›Diktatur des Proletariats‹ war ein ziemlich enger Begriff, aber es kann innerhalb dieser verengerten Welt, diese Welt der Masse, noch etwas wie eine öffentliche Meinung geben, gewissermaßen sogar einen für diese proletarische Masse reservierten Rest von Demokratie. Der ›Führergedanke‹, in einer persönlichen Diktatur verwirklicht, stand nicht im Testament Lenins. Es leuchtet ein, daß eine exakt dirigierte Presse die Regierungsarbeit erleichtert, oder doch zumindest nicht behindern kann. Die Politik kann sich wie auf einer eingezäunten einseitigen Autostraße bewegen, kein Huhn, keine Gans laufen im unpassenden Moment über den Weg. Aber neben den Vorteilen der scharfen Reglementierung stellen sich auch einige Nachteile ein. Das Ausland verzeichnet die Äußerungen einer solchen ›öffentlichen Meinung‹ mit Vorbehalt, es vermag aus ihnen eine wirkliche Volksstimmung nicht herauszulesen, es sieht nur das Wunder der Disziplin. Sodann – die Bremsvorrichtungen, die aus der Existenz der Parteien, aus der Verschiedenheit der Ansichten, aus der Möglichkeit der Kritik sich ergeben, sind fortgenommen. Wie

die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. Es ist ein allgemeines Vorwärtsdrängen, und ein Zurück ist ein Manöver, das sich nur unter einem sehr geschickten Kommando glatt ausführen läßt. »Dynamik« ist eines jener Modeworte, die irgendwo auftauchen und die dann sehr bald auf jeder literarischen Suppe schwimmen. Es ist mit einer übertriebenen, nicht vorsichtig gelenkten Dynamik wie mit der Tanzleidenschaft jenes Fräuleins, das nicht aufhören konnte herumzuwirbeln, und tanzend in die Hölle geriet.«

Am Vormittag des 23. Mai 1943 verhafteten die nach Südfrankreich, in den Vichy-Staat vordringenden Italiener Theodor Wolff im Auftrag der Gestapo und lieferten ihn seinen Widersachern aus. In kurzer Zeit trieben jene den geschwächten alten Mann in Krankheit und Tod. Er starb am 23. September 1943 nach einer zu spät gestatteten Operation im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Sein Grab findet sich heute in der Ehrenreihe des dortigen Friedhofs. Der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels trägt seit 1988 den Namen Theodor-Wolff-Park; eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.

Alle in diesem Beitrag veröffentlichten Fotos entstammen dem Teilnachlass von Theodor Wolff, der sich im Besitz der Freien Universität Berlin befindet.

Verzeichnis der wichtigsten Werke

Theodor Wolff: *Der Journalist; Der Publizist; Der Chronist*, hg. von Bernd Söse-
mann, 3 Bde., Düsseldorf/München 1993-1997. – Bernd Söse-
mann: *Theodor Wolff: Ein Leben mit der Zeitung*, Stuttgart, 2. überarb. Auflage, 2012. – *Erleb-
nisse, Erinnerungen, Gedanken im südfranzösischen Exil*, hg. von Margrit Bröhan,
Boppard 1992. – *Die Juden*, hg. von Bernd Söse-
mann, Königstein 1984. – *Tagebücher 1914-1919*, hg. von Bernd Söse-
mann, 2 Bde., Boppard 1984. – Jür-
gen Fröhlich/Bernd Söse-
mann: *Theodor Wolff: Journalist, Weltbürger, Demokrat*,
Berlin 2004 – Reingard Porges: *Theodor Wolff, The Writer in Exile 1933-1943*,
Münster 2010. – Söse-
mann: »Ich will mir gern die Finger verbrennen.« *Der Journal-
ist Theodor Wolff*, Berlin 2009. – Söse-
mann: »Es ist im Grunde eine schöne
Zeit« *Vater-Tagebuch 1906-1913. Mit ausgewählten Dokumenten*, Berlin 2018.

Bereits zu Lebzeiten Theodor Wolffs sind erschienen

Die stille Insel, Schauspiel, Berlin 1894. – *Die Sünder*, Berlin 1894 (Köln
²1909). – *Niemand weiß es*, Stück in 3 Aufzügen, München 1895. – *Pariser Ta-
gebuch*, München 1908 (²1908; Berlin ³1927). – *Vollendete Tatsachen 1914-
1917*, Berlin 1918. – *Das Vorspiel*, München 1924 (Paris 1926). – *Der Krieg des
Pontius Pilatus*, Zürich 1934; (London 1935, Paris, New York 1936, Prag 1937).
– *Der Marsch durch zwei Jahrzehnte*, Amsterdam 1936; London 1936, Paris
1937 (Neuausgabe 1989 unter dem Titel: *Die Wilhelminische Epoche*). – *Die
Schwimmerin*, Zürich 1937.

Der Autor

*Professor Dr. Bernd Söse-
mann (geboren 1944) ist Historiker und Leiter der
Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität
Berlin. Als pensionierter Professor für Allgemeine Publizistik mit dem Schwer-
punkt Neue Geschichte gibt er die »Beiträge zur Kommunikationsgeschichte«
heraus und hat unter anderem Schriften, Tagebücher und Korrespondenzen
Theodor Wolffs veröffentlicht. Seit 1992 ist er Mitglied im Kuratorium Theodor-
Wolff-Preis.*

Die Nominierten und ihre Arbeiten

Berliner Morgenpost

AM SONNTAG

7. OKTOBER 2018

© EIN TIER DER FUNKE MEDIENGRUPPE

Preis 1,50 Euro

Auszeit



Theodor-Wolff-Preis

Julius Betschka wurde 1991 in Magdeburg geboren, wuchs an der Elbe auf und wollte erst Ritter werden, später Archäologe. Weil seine Deutsch-Lehrerin in der Oberstufe riet, das professionelle Schreiben anderen zu überlassen, arbeitete er neben seinem Politik-Studium im Deutschen Bundestag und für eine Fluggesellschaft. Während seines Masterstudiums an der Universität Potsdam hospitierte er dann links und rechts der Berliner Rudi-Dutschke-Straße. Seit 2017 volontiert er bei der *Berliner Morgenpost*. Betschka schreibt am liebsten über Politiker, Extremismus, soziale Probleme und deren Lösungen.

Martin Nejezchleba wurde 1982 in einem Land geboren, das sich ČSSR nannte. Er wuchs in Bayern auf, studierte dort und in Chile Europäische Ethnologie und Journalismus, wurde dann freier Journalist in Prag. Später machte er ein Volontariat an der Evangelischen Journalistenschule mit Stationen beim RBB, ZDF, im Investigativ-Ressort von *Die Zeit* und bei der *Berliner Morgenpost*. Dort fing er nach dem Volontariat als Reporter an und schreibt am liebsten recherchestarke Stücke mit menschlichem Antlitz.

JULIUS BETSCHKA und MARTIN NEJEZCHLEBA sind nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2019 in der Kategorie »Reportage lokal« für ihren Beitrag »Die toten Babys von Neukölln«, erschienen am 7. Januar 2018 in der *Berliner Morgenpost*.

Die toten Babys von Neukölln

Von Julius Betschka und Martin Nejezchleba

In keinem anderen Bezirk Berlins sterben so viele Säuglinge. Die Ehe unter Verwandten sei ein Grund, sagt der Stadtrat für Gesundheit. Ihm wird deshalb Rassismus unterstellt

Der Junge kommt mit 1.940 Gramm und 46 Zentimetern zur Welt. An einem kühlen Montag im April, zwei Wochen vor dem Geburtstermin, um 21 Uhr und zehn Minuten. Keine zehn Minuten später ist das Baby tot. Sterbeort: ein Krißsaal in Neukölln. Als Todesursache notiert eine Ärztin auf den rosafarbenen Leichenschauchein: Herzstillstand. Statistischer Krankheitscode: Q87. Das steht für angeborene Fehlbildungen. Ein Gendefekt. Die Mutter wusste schon seit Monaten von der schweren Erkrankung ihres Babys.

In keinem anderen Berliner Bezirk sterben so viele Säuglinge wie in Neukölln. Von 1.000 Babys überleben im Schnitt 5,3 das erste Lebensjahr nicht. Zum Vergleich: In Steglitz-Zehlendorf liegt die Rate bei 1,4, in ganz Berlin bei 3,1. In einem Bericht des Neuköllner Gesundheitsamtes von Juni 2018 steht dazu folgendes: Die Sterberate sei fast doppelt so hoch wie im Rest Berlins, stark gefährdet seien die Kinder ausländischer Eltern. Und: »Besonders alarmierend« sei, dass die Säuglingssterblichkeit in Neukölln steige – »ganz im Gegensatz zur generellen Entwicklung in Berlin und Deutschland«, so der Bericht.

Das alles jagt Medizinern einen Schrecken ein, stellt Experten vor Rätsel. Säuglinge sterben und niemand weiß warum – ein Horrorszenario. Ein Stadtrat sieht die Chance, etwas zu bewegen – und begibt sich auf den brüchigen Grat zwischen Aufklärung und Populismus.

Seinen Anfang nimmt das alles mit einer Pressemitteilung. Sie stammt von Falko Liecke (CDU), seit neun Jahren Stadtrat in Neukölln, seit sieben Jahren für Jugend und Gesundheit zuständig, seit zwei Jahren stellvertretender Bürgermeister. Liecke ist ein Mann mit entschlossenem Blick und auf Linie getrimmtem Bart. Wenn er sich selbst beschreibt, spricht er von einem Mann, der auch die unschönen Probleme kompromisslos angehe, der sich nicht in ideologische Schranken weisen lasse. Von einem, der den Dingen auf den Grund geht – und selbst Kritiker schätzen ihn dafür.

Am ersten Juni dieses Jahres gibt dieser Mann in der Pressemitteilung bekannt, welches Problem er als nächstes ins Visier nimmt: die hohe Säuglingssterblichkeit. Er werde intensive Maßnahmen einleiten, damit weniger Kinder

im ersten Lebensjahr sterben – so die Definition von Säuglingssterblichkeit. Zunächst gelte es aber, die Ursachen zu finden. Doch: Noch bevor er zu suchen beginnt, benennt er schon Möglichkeiten. Vielleicht liege alles an ärztlicher Unterversorgung. Oder an einer »Häufung von Verwandtenehen«.

Nicht mehr als ein Nebensatz. Aber der wird zum Epizentrum eines politischen Erdbebens. Er löst eine Kette von Reaktionen aus, die selbst der entschlossenste Stadtrat nicht einzufangen vermag. Noch am selben Tag spitzt ein Bundestagsabgeordneter der AfD Lieckes These auf Facebook zu, macht aus ihr eine hetzerische Kausalkette: Türkisch-arabische Migranten führten zu vielen Cousinenehen. Viele Cousinenehen zu vielen missgebildeten und toten Kindern. Die Geschichte der toten Babys von Neukölln verbreitet sich über die sozialen Medien rasant, wird Thema in rechten Facebook-Foren. Von linker Seite heißt es schnell: Rassismus. Schließlich hatte die AfD nur Wochen zuvor mit einer Anfrage zu Verwandtenehen einen Eklat im Bundestag ausgelöst.

Liecke wird im Neuköllner Bezirksparlament mit parlamentarischen Anfragen von Grünen, Linken und SPD überhäuft. Sein Vorgesetzter, der Bezirksbürgermeister der SPD, Martin Hikel, sagt: »Wir benötigen mehr Fakten und Netzwerkarbeit statt voreiliger Schlüsse.« In Zeitungsartikeln werden internationale Mediziner als Beweis für Lieckes vermeintlichen Rassismus angeführt. Lieckes Antwort: »Politikern Rassismus vorzuwerfen ist einfach. Das Problem zu lösen nicht.«

Hier also beginnt die Spurensuche. In einem Bezirk geprägt von kultureller Vielfalt, Armut und Möglichkeiten. Ein Bezirk, der in vielen Medienberichten nicht ohne das Attribut »Problem-« auftaucht. Ähnlich wie Duisburg-Marxloh oder Köln-Chorweiler. Neukölln gilt einigen als Testlabor für die Bundesrepublik. Was läuft hier schief?

Einen Monat nach dem Beben beginnt Liecke mit den Aufräumarbeiten. Der Stadtrat empfängt in seinem Büro im Rathaus Neukölln. Am Anzugrevers trägt er das Wappen seines Bezirks. Er verschränkt die Arme, als er sich in den Bürostuhl lehnt. Als CDU-Mann in Neukölln sei er ja heftige Kritik gewohnt. Aber die Emotionalität, mit der das Thema diskutiert werde, das könne er nicht nachvollziehen. Man könnte sagen: Das Beben war so schwer, dass es den Stadtrat ordentlich durchgeschüttelt hat.

Der Assistent des Stadtrats hat auf dem Konferenztisch einen Stapel aufgebaut: Zeitungsartikel, ein Fachartikel, eine Studie der Oxford University, eine

Präsentation mit dem Titel »Das konsanguine Paar – was der Arzt wissen muss«. Das Wort »konsanguin«, es gehe ihm noch schwer über die Lippen, sagt Liecke. Er lerne vieles erst im Zuge der Recherchen. Unter anderem das: Als konsanguin werden Ehen von blutsverwandten Paaren bezeichnet, beispielsweise Cousins und Cousinen. Im Gegensatz zu Inzest ist das in den meisten Rechtssystemen erlaubt. Liecke blättert, tippt auf einen Stichpunkt auf Seite vier. Dort steht, bei konsanguinen Partnern verdoppelt sich die Gefahr, dass Kinder behindert auf die Welt kommen. Nur weil das Thema heikel ist, solle er ihm nicht nachgehen?, fragt Liecke. »So bin ich nicht gestrickt.«

Fragt man ihn, ob er das Heiraten zwischen Cousins und Cousinen problematisch finde, atmet er tief durch – und versucht sich an einer Antwort: Das habe ja schon etwas mit kultureller Entwicklung zu tun, das seien ja oft Zwangsehen, zu einer liberalen Gesellschaft passe das nicht, fördere Parallelgesellschaften. Liecke räuspert sich und sagt: »Ein Buschkowsky hätte das bestimmt drastischer formuliert.« Doch die Suche nach den Ursachen, sie beginnt erst.

Eine Ursache könnte rund fünf Kilometer südlich von Lieckes Büro liegen. Erster Stock: die pädiatrische Intensivstation im Vivantes Klinikum Neukölln. In Zimmer 208 türmen sich Bildschirme, winden sich Drähte und Schläuche über Säuglingsbetten. Eine Frau starrt von einem Hocker in den abgedunkelten Raum. Ein Saugnapf bedeckt fast die ganze Brust des winzigen Babys im Krankenbettchen, hämmert auf und ab. Das Kind kam mehrere Monate zu früh, hat eine angeborene Fehlbildung.

3.000 Babys kommen hier jährlich zur Welt. Die Klinik ist spezialisiert auf Frühchen und Neugeborene mit schweren Erkrankungen, komplizierte Fälle aus ganz Berlin werden hier behandelt. Chefarzt Rainer Rossi leitet seit 22 Jahren die Kindermedizin. Über die vielen toten Säuglinge in Neukölln sagt Rossi: »Wir sind erschrocken und müssen dem nachgehen.«

Hört man sich unter Frauen- und Kinderärzten in Berlin um, lautet eine Theorie: Rossis hochspezialisierte Klinik sei ein Grund, warum in Neukölln mehr Säuglinge sterben als anderswo: Je komplizierter die Fälle, desto größer die Gefahr von Fehl- und Totgeburten. Außerdem, sagen Ärzte, nähmen die Spezialisten dort viele späte Abtreibungen vor, die auch in die Statistik der toten Säuglinge einfließen würden.

In einem Bericht der Gesundheitsverwaltung heißt es außerdem: Fast ein Drittel der Todesfälle seien auf ein niedriges Geburtsgewicht zurückzuführen, der Anteil solcher Neugeborenen sei in Neukölln deutlich über dem Berliner Durchschnitt. Es sei anzunehmen, dass die Säuglingssterblichkeit dort auch deshalb so hoch sei. Der Chefarzt selbst erklärt dazu: »Bei uns werden auch solche Todesfälle dokumentiert, wenn extrem Frühgeborene vor jeglicher Behandlungsfähigkeit geboren werden und dann – medizinisch korrekt – ohne Behandlung sterben.« Ist also alles nur eine Sache der Statistik?

So einfach ist es nicht. Eine Anfrage der *Berliner Morgenpost* beim Berliner Amt für Statistik ergibt: Nicht der Sterbeort der Säuglinge zählt für die Statistik, sondern der Wohnort der Mütter. So richtig bewusst war das in Neukölln nur wenigen. Die Spezialklinik kann also nicht schuld sein. Warum aber sterben die Kinder?

Chefarzt Rossi nennt soziale Unterschiede als möglichen Grund. Die Neuköllner Klientel, gerade türkische und arabische Migranten, gehe zwar oft zum Arzt, aber eher bei akuten Beschwerden. »Vorsorgeuntersuchungen und dauerhafte langfristige Betreuungsnotwendigkeit sind hingegen oft schwer zu vermitteln«, so Rossi. Und so würden Probleme in der Schwangerschaft oft zu spät auffallen. Aber: Bislang sei das Spekulation. Erst eine Datenauswertung könne klären, was genau das Problem sei. Denn im Bezirk Mitte ähneln sich die sozialen Probleme. Dennoch sterben dort wesentlich weniger Babys – die Zahl dort liegt etwa im Berliner Durchschnitt.

Auch deshalb hat der Vorstoß von Gesundheitsstadtrat Liecke nicht nur im Krankenhaus für Aufregung gesorgt. »Alle, die in Neukölln mit dem Thema zu tun haben, sind verunsichert und alarmiert«, sagt Susanne Butscher. Die Sozialpädagogin, schulterlange Haare, Piercing in der Nase, arbeitet in der Schwangerschaftsberatung Lydia im Neuköllner Norden. Butschers Schwangerschaftsberatung ist eine von nur zwei im ganzen Bezirk. Rund 2.500 Frauen beriet sie 2017 mit ihren Kolleginnen, wenn es um die Suche nach Hebammen ging, um finanzielle Anträge und Vorsorgeuntersuchungen. In ihrem kleinen Büro klingelt ständig das Telefon. Terminanfragen. Sie muss alle absagen. Nichts mehr frei diesen Monat.

In die Beratung von Butscher kommen vor allem türkische und arabische Frauen, in den letzten Jahren immer mehr Roma: »Gerade diese Frauen sind oft sehr jung und kriegen teilweise fünf Kinder in vier Jahren.« Auch das Sorge

für ein niedriges Geburtsgewicht der Säuglinge. Ein Risikofaktor. Dazu, sagt Butscher, sprächen viele nur schlecht Deutsch und kämen erst gegen Ende der Schwangerschaft zu ihr, wenn es für langfristige Beratung schon zu spät sei.

So auch die Libanesin Rana K. – die 23-Jährige trägt ein schwarzes Kopftuch, silberne Strasssteinchen auf den Schuhen und einen kugelrunden Bauch vor sich her. Sie ist im siebten Monat schwanger und sitzt zum ersten Mal in der Beratung. Es geht um finanzielle Unterstützung, deshalb kommen die meisten. K. sagt, sie ist alleinerziehend. Und: »Ich brauche das Geld für das Notwendigste.« Windeln, Medizin, sowas. Sie ist arbeitslos, wohnt mit drei Geschwistern bei den Eltern. Das Gespräch mit Butscher ist schnell vorbei, nachdem die Geldfrage geklärt ist. Butscher: »Viele kommen, weil sie gehört haben, dass sie hier Geld beantragen können.« Was Beratung darüber hinaus leisten könne, davon hätten die wenigsten eine Vorstellung. Das sei schon frustrierend. Und gesundheitliche Probleme, wie Schwangerschaftsdiabetes oder Fehlbildungen, fielen so erst spät auf. Oder nie.

Überlastete Beratungsstellen, fehlendes Verständnis für Beratung – das könnten Gründe sein dafür, dass in Neukölln mehr Säuglinge sterben als anderswo. Und die Verwandtenehen, Frau Butscher? Das sei schwierig einzuschätzen. Es gibt schlicht keine Zahlen darüber, wie viele Familien in Neukölln tatsächlich in Verwandtenehen leben, sagt die Sozialpädagogin. Das muss auch Gesundheitsstadtrat Liecke bestätigen. Wie viele Paare im Bezirk tatsächlich blutsverwandt sind, wie viele von ihnen Kinder gezeugt haben, das weiß niemand. »Viele heiraten ja gar nicht standesamtlich, sondern nach islamischem Recht«, sagt Butscher. Die seien nirgendwo erfasst. Was sie aber weiß: 2017 gab es in der Schwangerschaftsberatung nur einen einzigen Fall, in dem es schwere Komplikationen gab, weil die Eltern blutsverwandt waren.

Wichtiger sei ohnehin, die Beratungsangebote auszubauen. Sie legt eine bunte Broschüre vor sich auf den Tisch, blättert. Das Elternbegleitbuch des Bezirks Neukölln: die Texte sind nur auf Deutsch, die Kinder auf den Fotos sind alle blond – und das Gesicht von Falko Liecke ist auch drauf. Dabei sind fast die Hälfte der 330.000 Neuköllner Migranten, ein Viertel stammt aus dem Ausland. Butscher wünscht sich deshalb Informationen in Arabisch, Englisch und Französisch. Flyer mit Fotos von Frauen mit Kopftuch, brünette Jungs. »Davon brauche ich mehr«, sagt sie. Es klingt, als regiere der Stadtrat zumindest an einem Teil der Neuköllner vorbei.

Seit dem Erdbeben sind mittlerweile knapp drei Monate und eine parlamentarische Sommerpause vergangen. Noch immer sorgt Lieckes Halbsatz für heftige Nachbeben im Neuköllner Rathaus. An einem Mittwochabend Ende August tritt die SPD-Fraktionsvorsitzende Mirjam Blumenthal ans Rednerpult des Bezirksparlaments. Sie will vom Gesundheitsstadtrat wissen, wie er das Vorsorgeangebot besser auf Bürger mit Migrationshintergrund auszurichten gedenkt. Ein parlamentarischer Denkwort: Statt populistische Theorien über Verwandtenehen zu verbreiten, solle Liecke seine Arbeit machen. Der verweist auf den Gesundheitsbericht. Blumenthal: »Ist es richtig, dass in diesem Bericht steht, dass sie die Zielgruppen nicht erreichen?«

Falko Liecke schüttelt den Kopf. Blumenthal wiederholt die Frage Wort für Wort. Der Stadtrat stampft auf, stürzt auf das Rednerpult zu. »Ich kann als Bezirksstadtrat ja kaum jeden einzelnen zur Vorsorge tragen«, sagt er. Es sei alles gesagt, für das Kurzzeitgedächtnis der Fraktionsvorsitzenden könne er ja nichts. Die SPD-Fraktion fordert eine Entschuldigung, der Ältestenrat wird einberufen, Liecke gerügt. Noch immer scheint es, als gäbe es nirgendwo einen Beweis für die Theorie des Neuköllner Stadtrates, dass die muslimische Verwandtenehe mitschuldig sei am Tod der Säuglinge. Als habe sich der nach höherem strebende Liecke nicht als Aufklärer, sondern Populist hervorgetan – als Stichwortgeber rechter Hetzer. Das wäre nur die halbe Geschichte.

Denn Falko Liecke trägt die politische Verantwortung für die Gesundheit der Neuköllner. In seinem Bezirk sterben fast doppelt so viele Säuglinge wie anderswo in Berlin. Nimmt er sein Mandat als Gesundheitsstadtrat halbwegs ernst, dann muss er den Gründen dafür nachgehen. Und das tut er. Wer mit Politikern und Ärzten im Bezirk spricht, bekommt schnell den Eindruck: das Thema Verwandtenehe wird ignoriert – oder zumindest hingenommen. Und spricht man mit einigen der wenigen Experten, die über die Risiken von Schwangerschaften bei verwandten Paaren aufklären können, dann steht man letztlich vor der Frage: Wann wird Aufklärung zu Stigmatisierung, wann Verschweigen zum Problem?

Eine der wenigen Datensammlungen zu Schwangerschaften aus Verwandtenehen in Deutschland ist über 20 Jahre in einer gynäkologischen Praxis in Charlottenburg entstanden. Die Ärzte dort haben die Föten von rund 35.000 Frauen untersucht. Die Fragestellung: Steigt das Risiko für Fehlbildungen bei Kindern von Cousins und Cousinen? Diese Daten ausgewertet hat der Mediziner Markus Stärk. Ergebnis: Das Risiko für schwere bis tödliche Erbkrankheiten bei Föten

liegt im Normalfall bei etwa zwei bis drei Prozent. Für Nachkommen von Cousins und Cousinen ersten Grades steigt das Risiko auf bis zu 8,1 Prozent. Hat Stadtrat Liecke also doch recht?

Markus Stärk sagt, das Wissen um die Risiken sei wichtig für die medizinische Aufklärung. Und: »Man muss das Thema rein wissenschaftlich betrachten.« Tue man dies, müsse man feststellen: Es existieren bislang keine Studien, die belegen, dass die toten Säuglinge von Neukölln wirklich mit Verwandtenehen zusammenhängen. Aber: Dass die Ehe unter Verwandten ein medizinisches Risiko darstellt, das ist bewiesen.

Auch in Neukölln haben Ehen zwischen Cousins und Cousins zu schweren Erkrankungen oder dem Tod der Kinder geführt. Einige Neuköllner Familien, die die *Morgenpost*-Reporter kontaktieren, wollen nicht reden über ihr Schicksal. Da ist die Familie S. aus der Türkei. Frau S. gebar fünf Kinder. Alle drei Töchter kamen schwerbehindert auf die Welt. Eine starb als Säugling, die zwei anderen wurden kaum älter als zehn Jahre. Die Söhne blieben gesund. Reden will Frau S. nicht. Dann – an einem Sonntagnachmittag, einem warmen Herbsttag – lädt Familie Z. in ihre kleine Wohnung in der Rollbergstraße. Vierte Etage. Unweit der Dar-As-Salam-Moschee und dem Schwulenclub »Schwuz«. Ein Leben zwischen erzkonservativem Islam und queerem Liberalismus. Neukölln eben.

Familie Z. findet, es wurde genug geschwiegen. Auf dem Esstisch vor Aysel und Yilmaz Z. stehen türkischer Cay und Baklava, ein Bild von Rosa Luxemburg hängt über ihren Köpfen: »Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden«, steht darunter auf Türkisch. Das Deutsch der beiden, die seit 25 Jahren in Deutschland leben, ist schlecht. Eine Übersetzerin hilft, sich zu verstehen. Aysel Z. erzählt, wie sie sich 1985 auf einer Familienfeier kennenlernten. Der Cousin und die Cousine. Das war damals noch in Samsun, einer Stadt an der türkischen Schwarzmeerküste. Beide Kinder, die Aysel Z. gebar, sollten behindert sein. Sohn Can starb früh, Tochter Lále hat in diesem Jahr ihren 32. Geburtstag gefeiert. Sie sitzt neben Papa Yilmaz und Mama Aysel auf dem Sofa, wird gefüttert. Lále, das bedeutet »Tulpe«, gibt nur lallende Laute von sich, reden kann sie nicht. Es gibt Situationen, sagt die Mutter, da versteht sie ihr eigenes Kind nicht. Da weint Lále oder hat Schmerzen und kann nicht ausdrücken, wo.

Lále ist zu 100 Prozent schwerbehindert. Sie hat einen Gen-Defekt, der ihre geistige und körperliche Entwicklung nach wenigen Lebensmonaten gestoppt hat. »Unser ganzes Leben richtet sich nach ihr«, sagt Yilmaz Z.. Auch deshalb

hätten sie in den 25 Jahren kaum Deutsch gelernt. Neben ihrer Arbeit als Reinigungskräfte und der Pflege ihrer schwerbehinderten Tochter sei dafür einfach keine Zeit gewesen.

Sie hätten gern noch mehr Kinder bekommen, gesunde, sagt Mutter Aysel, aber das wollten sie nicht riskieren. Der Vater: »Wir sagen allen, dass es nicht normal ist, Verwandte zu heiraten.« Es sei einfach nicht gut, betont er nach einer Pause. Aber es höre ja kaum jemand auf sie. Bei uns werde schon nichts passieren, antworte man ihm dann. Gerade unter sehr gläubigen Muslimen, so der Vater, sei die Verwandtenehe noch verbreitet – auch in Deutschland, auch in Neukölln. Noch 2010 kam eine Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung zu dem Ergebnis, dass jede vierte türkische Frau in Deutschland mit einem Verwandten verheiratet ist.

Yildiz Akgün kennt das Phänomen, kennt auch Familie Z.: Die resolute Deutsch-Türkin leitet in Neukölln und Kreuzberg Selbsthilfegruppen für türkische und arabische Familien mit behinderten Kindern. Rund die Hälfte der 50 Familien in ihren Gruppen leben in einer Verwandtenehe, sagt sie: »Wir sprechen da offen drüber, in der eigenen Kultur ist das für die Menschen ja normal.« Allerdings, so Akgün, brauche es viel mehr Aufklärung. »In den Moscheen muss vermittelt werden, dass die Gefahr für Gen-Defekte steigt, wenn man seine Cousine heiratet«, sagt sie. Es müsse mehr Vorbilder in den Gemeinden geben.

Es sind deshalb die Schulen, Kitas und Migrantenorganisationen, die sie in der Pflicht sieht, aufzuklären. Dass Falko Liecke das Thema auf die Agenda gehoben habe, sagt sie, finde sie grundsätzlich gut. »Ich kenne Herrn Liecke als engagierten Stadtrat.« Aber, sagt sie auch, viele Bezirke denken nicht genug mit, wenn es darum gehe, Migranten zu erreichen. »Flyer müssen auch auf Arabisch und Türkisch gedruckt werden, damit fängt es an«, sagt auch sie. Ein Arbeitsauftrag für den Stadtrat.

Das Bezirksparlament hat Falko Liecke inzwischen offiziell den Auftrag erteilt, die Schwangerschaftsvorsorge im Bezirk zu verbessern, statt statistische Rätsel zu ergründen. Der aber setzt seine Hoffnungen weiterhin auf ein Archiv in Reinickendorf. Dort, in einem Nebengebäude des ehemaligen Militärkrankenhauses, befindet sich das Zentrale Archiv für Leichenschauschein Berlin. Liecke hat eine Mitarbeiterin darauf angesetzt, die Neuköllner Sterbefälle zu analysie-

ren. Findet sich dort endlich die Antwort auf die Frage, warum so viele Babys in Neukölln sterben?

Der Chef dort: Patrick Larscheid, Amtsarzt in Reinickendorf. Er führt in einen Raum mit zwei Schränken aus Pressspan und zieht einen von dutzenden Leitzordnern hervor. Darin die Leichenschauheine für Neukölln, geordnet nach Datum und Nachnamen. Larscheid sagt: »Wir können pure Zahlen liefern, aber für die Fragestellung der vermeintlichen Verwandtenehen sind die Zahlen zur Sterblichkeit wertlos.«

Und der Archivar nennt gute Gründe, ihm zu glauben. Die Fallzahlen seien viel zu gering, um ernsthafte Aussagen über ganze Bevölkerungsgruppen zu liefern. Denn übersetzt man die Sterblichkeitsrate in absolute Zahlen, geht es um 25 Fälle im Jahr 2016. Und: »Wir haben erhebliche Abweichungen zwischen den veröffentlichten Zahlen und den bei uns gefundenen Fällen festgestellt«, sagt Larscheid. Außerdem steht in den Leichenscheinungen nichts zu den Eltern der Babys, geschweige denn zu deren Verwandtschaftsgrad.

Aus den Leichenschauheinen in seinem Archiv geht noch nicht einmal der Wohnort eindeutig hervor. Dabei ist der ja ausschlaggebend für die Statistik zur Säuglingssterblichkeit. Aber die Zahlen, die das Gesundheitsamt veröffentlicht hat, die Zahlen, die das Erdbeben erst ausgelöst haben, kommen vom Landesamt für Statistik – nicht von Larscheid. Seine Theorie: Diese Daten sind ungenau. »Wissenschaft«, sagt Larscheid, »eignet sich eben nur sehr begrenzt, um mit ihr Politik zu machen.«

Falko Liecke aber will nicht aufgeben, sagt: »Es dauert länger mit den Ergebnissen als wir gedacht haben.« Alles sei komplexer als gedacht. Jetzt müsse man eben genauer im Archiv hinsehen. Nur erklärt auch das Landesamt für Statistik, Herr aller Zahlen in Berlin, dass das kaum möglich sei: Die Todesursache eines Kindes, die auf den rosa Leichenschauheinen des Zentralarchivs notiert wird, lässt sich nicht mit dem Wohnort der Mutter verknüpfen. Die Daten des Statistischen Landesamtes, die Grundlage für die Statistik zur Säuglingssterblichkeit sind, nennen zwar den Wohnort, nicht aber die Todesursache. Lieckes Mitarbeiterin wird umsonst suchen.

RHEINISCHE POST

DER GRAFSCHAFTER | BOTE FÜR STADT UND LAND



FUSSBALL
Friedhelm Funkel stolpert beim 1:2 der Fortuna über seinen Ex-Klub. Seite 8

FRÜHLINGS-QUIZ
Wie Sie ab heute täglich 31 Gramm pures Gold gewinnen können. Seite A 8



LOKALES

MOERS Handel in Moers: Die City wächst



Ein neues Schulgebäude, mehr Platz beim Handeln und viele Zufahrtspunkte in der Fußgängerzone sind sich über den Handel in Moers. Die gibt aber auch, „Sie genießen“.

REINIGUNGSDIENSTE Das Vereinsheim: ein ausserordentliches Treffen

Einmaliges Ereignis in Moers: Im Schulgebäude werden die Vereinsheimarbeiten durchgeführt. Die Arbeiten sind abgeschlossen.

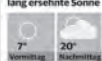
LOKALE HISTORIE Orchester swingt im Casino

Das Ensemble ist zwar Werkstätten der Röhrlöhler AG, doch hat es den Strukturwandel überlebt.

ZITAT „Die deutsche Politik sieht kein Problem in der Flüchtlingskrise“

„Die deutsche Politik sieht kein Problem in der Flüchtlingskrise“.

WETTER Wir genießen die lang ersehnte Sonne



RP-KONTAKT
Rheinische Post, Postfach 10 15 51, D-40670 Meerbusch, Tel. 0212 240-1, Fax 0212 240-2000, www.rheinische-post.de

WETTER

Sonn



NRW will Verbot von Kopftüchern bei Kindern

DÜSSELDORF (dpa) Das NRW-Landtagsparlament hat heute mit 67 gegen 14 Ja-Stimmen beschlossen, ein Verbot von Kopftüchern bei Kindern zu beschließen. Die Landesregierung will das Verbot ab dem nächsten Schuljahr einführen. Die Landesregierung will das Verbot ab dem nächsten Schuljahr einführen.

Carles Puigdemont auf freien Fuß gesetzt

BRUXELLEN (dpa) Der von der spanischen Justiz verurteilte katalanische Unabhängigkeitsaktivist Carles Puigdemont ist in Deutschland auf freien Fuß gesetzt worden. Die EU-Richtlinie gegen die Inhaftierung von Personen, die in einem anderen Land auf freier Fuß sind, ist in Deutschland angewandt worden.

Trump prüft Zölle für 153 Milliarden Dollar

WASHINGTON (AP) US-Präsident Donald Trump hat Hoffnungen auf eine baldige Erhöhung der Zölle auf chinesische Waren geäußert. Trump prüft Zölle auf 153 Milliarden Dollar. Trump prüft Zölle auf 153 Milliarden Dollar.

RP-Online

Theodor-Wolff-Preis

Sebastian Dalkowski, Jahrgang 1983, wechselte mit 14 seinen Berufswunsch von Fußballkommentator zu Bestsellerautor, wurde dann aber doch vorsichtshalber schreibender Journalist. Seit seinem 16. Lebensjahr schreibt er für die *Rheinische Post*, wo er auch volantierte, und andere Medien. Seit 2018 ist er NRW-Reporter der *Rheinischen Post*. Dank seiner Begeisterung für den Fußballverein seiner Region erhielt er 2013 die Gelegenheit, das Buch »111 Gründe, Borussia Mönchengladbach zu lieben« zu schreiben.

SEBASTIAN DALKOWSKI ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2019 in der Kategorie »Reportage lokal« für seinen Beitrag »Zwölf Meter über dem Meer«, erschienen am 7. April 2018 in der *Rheinischen Post*.

Zwölf Meter über dem Meer

Von Sebastian Dalkowski

Das niederrheinische Hassum hat keine Schule, keinen Bäcker und keinen Schützenkönig mehr. Nun will auch noch der letzte Kneipenbesitzer kürzertreten. Besuch in einem Dorf, das sich trotzdem nicht geschlagen geben will.

Du sollst mich begleiten. In das Dorf, in dem zum ersten Mal kein Osterfeuer brannte. In dem die Menschen Paessens, Luyven, Spronk, Willems heißen, als wären sie holländische Migranten. Durch das zwei Kängurus hüpfen. Hassum könnte auch dein Dorf sein.

Wir werden die A57 Richtung Nimwegen nehmen, die letzte Ausfahrt auf deutscher Seite. Ein paar Kilometer B9, runter nach Asperden, am Supermarkt links ab. Merk dir den Supermarkt. Gekurve zwischen Äckern, kein Mittelstreifen, dann rechts auf die Hassumer Straße, mitten durch den Ozean der Landwirtschaft. Bald siehst du den Kirchturm, und der ist nicht mal hoch. Hassum, 1.143 Einwohner, vor 49 Jahren Goch zugeschlagen, zwölf Meter über dem Meeresspiegel.

Was soll ich denn da?, fragst du, und die Frage ist berechtigt. Wer Richtung Hassum fährt, hat nur zwei Gründe: Entweder ist er Hassumer oder er muss weiter nach Hommersum. Nach Hassum kommt nur noch Hommersum, dann ist Deutschland zu Ende. Hassum ist gar nicht mal so schön, sagen auch die Hassumer.

Nicht auf den ersten Blick, nicht auf den zweiten und dritten Blick. Selbst die Kirche nicht. Die schöne Kirche haben sie nach dem Zweiten Weltkrieg nicht wieder aufgebaut, stattdessen eine Notkirche errichtet, die sie dann ausbauten und bis heute nutzen. Bauvorschriften scheinen im Dorf nicht zu gelten. Da steht der Bauernhof nahe der Blockhütte, und gegenüber ein Haus aus weißen Quadern. Touristen fahren mit dem Rad zwischen den Feldern an Hassum vorbei.

Nicht mal einen Dorfkern gibt es. Hassum besteht aus zwei Teilen, die durch eine Straße verbunden sind. Ein paar Dutzend Häuser um den Sportplatz, und der größere Teil mit der Kirche. Dort hörst du die Autobahn, Felder taugen nicht als Lärmschutz. Die Vögel zwitschern dazu. Viel passiert auf den ersten Blick nicht. In der Facebook-Gruppe »Du bist Hassumer, wenn...« fragen sie, ob jemand einen Pfau vermisst, oder teilen mit, dass sie eine tote Katze gefunden

und auf den Seitenstreifen gelegt haben. Man kann stundenlang spazieren und höchstens jemanden treffen, der die Mülltonne an die Straße stellt. Tagsüber sind alle zum Arbeiten weggefahren, und wohin sollen sie laufen?

Du fragst noch mal, was du denn in Hassum sollst, aber so weit sind wir noch nicht. Lass mich dir erst von dieser Immobilienanzeige erzählen. Die Mühle steht zum Verkauf. »In Hassum selbst finden Sie alles für den täglichen Bedarf.« Das ist glatt gelogen. Arzt, Kindergarten, Altenheim, Tankstelle, Frisör gibt es hier nicht. Der Bäcker hat vor Jahrzehnten aufgegeben, die Handwerker sind weggezogen, die Post hat zugemacht, die Bank auch. Die Grundschule wurde 2013 geschlossen, nach 83 Jahren. Zu wenige Kinder.

2017 hatte Hassum zum ersten Mal keinen Schützenkönig. An dem Tag hatten sie wie üblich alles abgeschossen, was der Holzvogel anbot. Den Kopf, den rechten Flügel, den linken Flügel, den Schwanz. Bloß den Rumpf wollte niemand abschießen, da wäre man Schützenkönig gewesen. Viel Geld kostet das Amt nicht mehr, aber es kostet Zeit, weil der König auch einige Termine außerhalb des Dorfes besuchen muss. Ob 2018 jemand vortritt, wissen sie noch nicht.

Das öffentliche Osterfeuer ist in diesem Jahr ausgefallen. Dafür war früher die Landjugend verantwortlich, aber die hat sich Anfang des Jahres aufgelöst, als nur noch ein Dutzend Leute zur Jahreshauptversammlung kam. Jugendliche haben nun keinen Ort mehr in Hassum, an dem sie sich treffen können. In den 90ern war die Landjugend eine Anlaufstelle, viermal pro Woche. Kicker, Tischtennisplatte, Plattenspieler, Alkohol. Sie gingen zelten, fuhren mit den Rädern zu Partys.

Wo ist denn der Supermarkt?, fragst du. Haha. Ich habe dir doch von dem in Asperden erzählt. Dorthin müssen die Hassumer fahren, wenn sie einkaufen wollen, zum Glück nur fünf Minuten mit dem Auto. Der »Trägerverein Dorfwicklung und Alte Schule Hassum« versucht seit einigen Jahren, in der Grundschule einen Dorfladen zu errichten, aber wer im März auf der Jahreshauptversammlung war, glaubt nicht mehr daran.

Dabei haben sie das ernsthaft versucht. Sie haben Fragebögen in Hassum und Hommersum verteilt. Die Beteiligung war eher ernüchternd, aber Bedarf schien zu sein. Nicht für den Wocheneinkauf, aber für Brötchen und Fleisch. In der Einladung stand: »Über eine rege Beteiligung würden wir uns sehr freuen.«

Und dann saßen da vorne sechs Männer aus dem Vorstand und acht Leute vor ihnen, in einem Klassenraum, an zusammengeschobenen, zu niedrigen Tischen auf unbequemen Bänken.

»Thema nicht zu Ende, aber erst mal Ruhe an der Front«, sagte der Vorsitzende zu den Dorfladen-Plänen. Am Ende sagte er: »Dann darf ich mich bei allen bedanken... hätten ein paar mehr sein können.« Es fehlt einfach jemand, der die Sache in die Hand nimmt. Es muss immer einen geben, der die Sache in die Hand nimmt.

Ein bisschen was gibt es hier schon. Hast du ein Feld, das es zu pflügen gilt? Dann kannst du damit ein Unternehmen beauftragen. Du kannst dir auch die Füße machen lassen, die Nägel, den Hund, den Computer, das Haus, den Garten. Du kannst dir Zigaretten ziehen und einen Brief einwerfen. Du kannst Wein kaufen. Du kannst dich ins Bauerncafé setzen. Du kannst sogar Bus fahren, Hassum hat vier Haltestellen. Allerdings nur, wenn du mindestens eine halbe Stunde vorher anrufst, und der Bus ist ein Taxi. Du kannst dir auch ein Känguru ansehen, zwei sogar. Ernst, 75, und Hannelore, 74, haben Esel, Schafe, Ziege, Hühner, Pfauen, Fasane, Emus, Alpakas. Zum 75. hat seine Familie Ernst zwei Kängurus geschenkt, ein braunes und ein weißes. Warum Kängurus? Warum denn nicht?

Ich kann dir sogar ein Bier ausgeben. Eine von vier Kneipen ist noch übriggeblieben. Sie heißt »Zum Dorfkrug«. Klar. Offiziell hat sie bis eins geöffnet, aber wenn um neun niemand mehr da ist, macht der Besitzer den Laden dicht. Auf der Karte Pils und Alt für 1,50, Schnaps, kein Heißgetränk. Bestellst du eine Cola, ist die Kohlensäure aus der Flasche, bevor der nächste eine bestellt. Ein Raum aus einer anderen Zeit. Dartautomat, Kicker, Billardtisch.

Hinter der dunklen Holztheke steht Hendrik van der Vlist, seit 1986. Holländer, 61, unverheiratet. Schnurrbart. Alle nennen ihn Henning, weil damals niemand Hendrik hieß. Sagt Sachen wie »Es gibt mehr alte Säufer als alte Ärzte.« Trocknet auf der Heizung der Kneipe Pilze auf einem Backblech, bevor sie im Külschrank verkommen, und bewahrt sie dann in Gläsern auf. Trinkt gerne mit, ohne sich das anmerken zu lassen, so hat er wenigstens einen Kunden mehr.

Sagt, sein Umsatz sei auf ein Viertel geschrumpft. Die Leute trinken ihr Bier zu Hause, und die Handwerker arbeiten nicht mehr im Ort. Wäre Hendrik nicht der Besitzer, sondern der Pächter des Hauses, hätte er schon aufgehört. Bald

will er kürzertreten, ein paar Stammkunden hat er aber noch. Einer wohnt im Haus. Der äußerte mal die Theorie, dass man verdunsten kann, weil man durch Bier mehr Flüssigkeit abgibt, als man aufnimmt. Sollte das stimmen, ist er in großer Gefahr.

Donnerstagabends kommen immer ein paar Typen aus dem Fitnesskurs für Männer. Denn ja, es ist wahr: Es gibt keinen Bäcker im Dorf, aber einen Fitnesskurs für Männer. Vom Sportverein DJK Hommersum-Hassum. Alle sagen Ho-Ha. Sie treffen sich in der Turnhalle, die zur alten Grundschule gehört. Der Dorfladen-Verein kümmert sich um das Gebäude, damit es dem Dorf nutzt und nicht etwa einem Investor. Das musst du dir klar machen: Von außen betrachtet wirken viele Dinge im Dorf wie eine Kleinigkeit, im Dorf selbst aber sind sie von großer Bedeutung. Der Unterschied zwischen Turnhalle im Dorf und keiner Turnhalle ist der Unterschied zwischen zu Fuß zum Sport gehen oder mit dem Auto in den nächsten Ort fahren müssen.

Wenn das Dorf seine Infrastruktur verliert, weil sie sich finanziell nicht rechnen, dann bleibt den Dorfbewohnern keine andere Wahl, als selbst die Infrastruktur zu sein. Sonst ist hier nur Vogelgezwitscher und Autobahnrauschen. Wenn die Leute sich schon in keinem Supermarkt begegnen oder auf der Straße, dann eben auf dem Fußballplatz oder bei der Rückengymnastik. Hassum hat eine Freiwillige Feuerwehr, Landfrauen, Messdiener, einen Mofa-Club, einen Heimat- und Verschönerungsverein.

Die Schützen haben die Kirmes in die Hand genommen, sonst hätte es bereits im vergangenen Jahr keine mehr gegeben. Ein paar Frauen schmeißen die Pfarrbücherei, die zweimal pro Woche für eine Stunde öffnet. 2.000 Medien, das meiste für Kinder, aber auch »Shades of Grey«. Dreimal wurde es ausgeliehen. Wäre ich gerne dabei gewesen, weil: Die Frau von der Ausleihe, sie ist deine Nachbarin.

Der Bundesschützenmusikzug ist eine richtig seriöse Angelegenheit mit Blasorchester. Das hat 50 Mitglieder, dazu 40 Schüler und Zulauf aus den umliegenden Orten, weil es dort so was nicht gibt. Die Lehrer sind Profis. Momentan proben sie »Die Völkerschlacht bei Leipzig«, jede Woche im Dorfhaus, schwerer Stoff.

Vom Dorfhaus hatte ich dir noch nicht erzählt, oder? Als in den Neunzigern klar wurde, dass die letzte Kneipe mit Saal schließt, hat sich die Dorfgemein-

schaft ein Dorfhaus gebaut. Sonst hätten sie jede größere Versammlung anderswo abhalten müssen. Früher war dort ein Bauernhof, dann hat die Stadt das Grundstück gekauft, die Vereine unter Führung der Schützen haben den Bau gestemmt. Nicht schön, aber praktisch. Viel Eigenleistung. Wie das eben auf dem Dorf ist: Die Stadt unterstützt ein bisschen, aber dann muss das Dorf anpacken und ein paar Sponsoren bequatschen. Jetzt proben da Musikverein und Spielmannszug, treffen sich die Kartenspieler. Am Wochenende kann man den Saal mieten.

Der zentrale Verein im Ort ist Ho-Ha. Die zwei Dörfer haben sich dafür schon 1947 zusammengetan. Jahrzehntlang hatte der Verein bloß ein paar Hundert Mitglieder, bis in den 90ern zur Fußballabteilung noch eine Breitensportabteilung kam, Fitness, Selbstverteidigung, Yoga, Wandern, Tanzen, Reha. Da stieg die Zahl bis auf 1.100, jetzt sind es immer noch 900. Sorge macht vor allem die Fußballabteilung. Konkurrierende Freizeitangebote für Jugendliche, klar, aber es kommen vor allem zu wenige Kinder auf die Welt, um genügend Spieler für die Teams zu finden. Deshalb hat sich die Jugendabteilung mit denen der Nachbardörfer Kessel und Asperden zusammengeschlossen. Die Herrenmannschaft tritt seit 2014 in einer Spielgemeinschaft mit Kessel an.

An den Tagen vorm Spiel walzt der Platzwart stundenlang über den Rasen, aber der Ball hoppelt trotzdem noch. Manchmal landet er auch in einer Hecke oder hinter einem Zaun.

Ruft der eine Fan: »Schiri, das Spiel ist schon längst aus.«

Ruft die Gegenseite: »Noch lange nicht.«

Du kannst dein Auto gleich hinterm Tor auf einer Wiese parken. Sie haben Ballfangnetze aufgehängt, aber eine durch Zeugen verbürgte Geschichte besagt, dass ein Spieler seinen eigenen Außenspiegel abgeschossen hat. Alles haben sie sich hier in Eigenregie hingesetzt. Ein neues Vereinsheim, eine Grillhütte, Ersatzspielerhäuschen. Projekte halten eine Gemeinschaft zusammen.

Bitte, was sagst du? Niemand engagiert sich heute mehr ehrenamtlich? Nimm Leo. Leo ist 69 und der Vorsitzende des Trägervereins Alte Grundschule. Damals beim Dorfhaus hat er auch mitgemischt, Schütze ist er auch. Leo sagt, er ist in jedem Verein, nur nicht bei den Landfrauen. Unerschütterlicher Gesichtsausdruck, spricht immer in einer Tonlage, leise, du musst schon genau hinhören. »Hätte mich über höhere Beteiligung gefreut«, wenn er das sagt,

heißt das: Leute, kommt doch mal aus dem Quark, wir wollen kein Schlafdorf werden. Da klingt eine gewisse Resignation durch, und doch weißt du: Beim nächsten Projekt steht er wieder in der ersten Reihe.

Oder die Giesen-Brüder von Ho-Ha, beide Mitte 40. Wohnen fast nebeneinander, nur Mutter noch dazwischen. Hans-Josef, alle sagen Josi, unter seinen Mails steht immer »Alles wird gut«, und wenn das nicht mehr druntersteht, weißt du, die Nordsee hat Hassum geflutet. Auf jedem verdammten Foto grinst er, als hätte er jemandem Zahnpasta auf die Türklinke geschmiert. Macht seit 15 Jahren den »Sportschuh«, das Vereinsmagazin, vier Ausgaben pro Jahr, voller Floskeln, aber auch voller Herz.

Sein Bruder Andre hat alle Altersklassen des Vereins durchlaufen, sich dann um die Jugendarbeit gekümmert und vor vier Jahren zum Vorsitzenden wählen lassen. Er trainiert auch eine F-Jugend und spielt wie Josi in der »Alte Herren«. Jedes Jahr sucht er neue Trainer für die Jugendmannschaften. Und wenn einer nicht will, dann sagt er: Kriegste einen zweiten Betreuer dazu und einen dritten. Und dann fangen sie an zu überlegen. Knapp 50 Jugendbetreuer hat der Verein. In welcher Liga die erste Herrenmannschaft spielt, ist für ihn nicht so wichtig. Neulich ist er nach 60 Minuten heim, weil er seine Frau an dem Tag noch nicht gesehen hatte.

Solche Menschen könnte ich ein paar Stunden aufzählen. Gitti, die den Schützenverein als Brudermeisterin anführt, weil niemand sonst wollte. Die Mädchen aus dem Selbstweidigungskurs, die bei Heimspielen von Ho-Ha Kuchen verkaufen, um damit einen Ausflug zu finanzieren. Der Typ, der spontan sagt »Dann mache ich das mal«, als der Dorfladen-Verein einen neuen Beisitzer sucht. Die Eltern, die die Schnitzeljagden und Kinobesuche für die Messdiener organisieren, denn heutzutage wollen Messdiener motiviert werden. Das Team, das die Karnevalssitzungen im Dorfhaus organisiert, aber ohne Elferat, denn Elferat heißt, dass elf Leute im Publikum fehlen. Die Person, die für den Kindertrödel in der alten Grundschule »Kindertrödel« auf ein weißes Tuch malt und es mit vier Klebestreifen an der Fassade befestigt.

Klar, das wird weniger. Im »Sportschuh« regen sie sich regelmäßig auf, dass so wenige Leute zum Platzpflgetag gekommen sind. Manchmal begegnen den Alteingesessenen Leute, die sie noch nie gesehen haben, weil sie sich nirgendwo engagieren. Aber dafür gibt es dann die, die die Dinge vorantreiben. Ohne

die kannst du den Laden dicht machen. Wenn man selbst es nicht macht, macht es vielleicht noch der Nachbar. Sonst fällt das Angebot weg. Da tauchen nicht einfach so um Mitternacht drei Reisebusse auf, sondern weil der Sportverein eine Fahrt zum Länderspiel nach Düsseldorf organisiert hat.

Nur ist die Frage, ob die Luyvens, Paessens' und Giesens ihre Kinder dazu bringen werden, sich auch zu engagieren. Vielleicht werden die Messdiener von heute die neue Landjugend von morgen sein und die Fußballtrainer von übermorgen. Die nächste Generation muss zeigen, ob sie das noch alles möchte oder doch in Wirklichkeit bloß zum Schlafen heim und bitte lasst mich mit Euren Ehrenämtern in Frieden, ich will Netflix gucken. Der frühere Bürgermeister der Stadt Goch wohnt seit 40 Jahren in Hassum, jetzt ist er im Ruhestand und sagt, er hält sich aus der Dorfentwicklung raus. Das ist jetzt das Dorf der Leute nach ihm.

Mir schon klar, dass die Dörfer altern, weil immer weniger Kinder geboren werden. Aber es gibt junge und relativ junge Menschen in Hassum. Schon deshalb, weil viele von ihnen nach der Schule nicht weggezogen beziehungsweise zurückgekehrt sind. Nach dem Studium. Die Einwohnerzahl wächst ganz leicht. Manche haben sogar das Pendeln nach Düsseldorf in Kauf genommen oder nach Krefeld, um nicht weg zu müssen.

Die sagen: Hier hab ich Freiheit und Ruhe, das kann mir die Stadt nicht bieten. Die bauen sich 200 Meter von ihrem Elternhaus ein eigenes Haus oder bleiben gleich bei den Eltern wohnen, nachdem sie das Haus ausgebaut haben. Auch weil die eigenen Eltern dann auf die Enkel aufpassen können. Dafür bringen die Kinder ihren Eltern irgendwann die Einkäufe aus dem nächsten Ort mit, wenn die nicht mehr können. Das ist auch einer der Gründe, warum der Dorfladen vermutlich nicht kommen wird: Die Leute sind nicht darauf angewiesen.

Vor mehr als einem Jahr zog eine alleinstehende Frau nach Hassum, ein Sozialfall. Es dauerte allerdings nicht lange, da kam sie in ein Hospiz, 30 Kilometer entfernt. Der Tumor war nicht aufzuhalten. Es war um Weihnachten. Der Pfarrer bat die Hassumer im Gottesdienst, die Frau zu besuchen, sie sei sehr einsam. Fünf Frauen taten sich zusammen, die sich fortan damit abwechselten, zu ihr zu fahren.

Die Frau freute sich über jeden Besuch. Weil sie nicht mehr so gut sprechen konnte, gab sie den Hassumerinnen Briefe mit. Dann starb sie. Vor ihrem Tod

hatte sie dem Pfarrer gesagt, dass sie auf keinen Fall verbrannt werden wollte, aber weil sie ein Sozialfall war, drohte genau das. Der Pfarrer sprach mit dem Bestattungsunternehmen, am Ende kam ein Preis raus, den das Amt übernahm. Der Leichnam wurde begraben. Ein paar Tage nach der Beerdigung feierten die Frauen den 59. Geburtstag der Toten.

Also, fahren wir los?

RHEINISCHE POST ONLINE
Nr. 81 vom 7. April 2018

Theodor-Wolff-Preis

Maris Hubschmid, geboren 1988 in Hamburg, ist Redakteurin und Reporterin beim *Tagesspiegel* für die Seite Drei und das Samstagmagazin *Mehr Berlin*. Vorher war sie Redakteurin im Wirtschaftsressort. Bevor sie 2010 beim *Tagesspiegel* ein Volontariat begann, absolvierte sie in Hamburg eine Ausbildung zur Medienkauffrau Digital und Print bei Gruner + Jahr.

MARIS HUBSCHMID ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2019 in der Kategorie »Reportage lokal« für ihren Beitrag »Bis zum letzten Tropfen«, erschienen am 28. April 2018 in *Der Tagesspiegel*.

Bis zum letzten Tropfen

Von Maris Hubschmid

Alle, die hier landen, sind austherapiert. 46 Männer, schwere Alkoholiker, leben im Herrenwohnheim in Kreuzberg und dürfen trinken, so viel sie wollen. Ihr Leben lang haben sie sich und andere enttäuscht. Nun formuliert die Gesellschaft keine Erwartungen mehr. Es ist ein wunderbarer Ort

Ganz oben, den Gang runter links, wohnt Martin. Martin fand sich eines Tages mit Schläuchen und Kanülen im Körper in einem Neuköllner Krankenhausbett wieder. Passanten hatten die 112 gewählt, weil er bewusstlos in einer Hofdurchfahrt lag. Der Befund: schwerste Unterkühlung, Lungenentzündung. »Beinah wär' ich hops gegangen«, sagt Martin. Die Ärzte waren schon drauf und dran, die Maschinen abzustellen. Was aus seiner damaligen Sicht nicht weiter schlimm gewesen wäre.

An seinem Bett stand eine Frau und sprach von einer Krankenhausrechnung von mehr als 20.000 Euro. Da er die offensichtlich nicht habe, werde ihm künftig eine Betreuerin an die Seite gestellt und das sei sie. Direkt, vertrauenswürdig. »Die Frau ist ne echte Kapazität!«, sagt Martin. Die hat ihn vermittelt, und jetzt gehört ihm hier das Premiumzimmer, 22,56 Quadratmeter mit Sonnenterrasse und freier Sicht bis zur Gneisenaustraße und dem Swingerclub Zwanglos III.

Vier Jahre, fünf Monate. So lange sei er hier, sagt Martin, er weiß das genau. Alles super, Zimmer mit eigenem Schlüssel, Frühstücksbuffet und Mittagessen nach Wahl, 24 Stunden jemand da, das ist nützlich.

Ganz unten, im Erdgeschoss, wohnen die, denen man schon Beine hat abnehmen müssen, die nicht mehr laufen können. Oder ihr Stockwerk sonst nicht finden würden.

Sie nennen es Herrenwohnheim. Ein unauffälliger Zweckbau, fünfstöckig, blauweiße Fassade. So etwas wie das Haus in der Kreuzberger Nostitzstraße gibt es in Berlin kein zweites Mal. Hier leben 46 Männer, allesamt Alkoholiker, Obdachlose, ehe sie hierherkamen. Jeder zweite von ihnen ist ein Pflegefall. Viele überfordert die bloße Frage, wie viele Entzüge sie gemacht haben.

Die Männer, die hier landen, sind austherapiert, sagt der Heimleiter. Keiner setzt mehr Hoffnungen in sie. Weil man ihnen die Kraft abspricht, gegen ihr Verlangen anzukämpfen, dürfen sie tun, wonach sie am meisten dürsten: Trinken.

»Suchtakzeptierendes Modellprojekt«, heißt das in der Broschüre. »Betreutes Bechern«, nennt das mancher im Kiez.

Ihr Leben lang haben diese Männer andere Menschen enttäuscht – oder sich selbst. Hier schließlich, am Ende eines langen Weges, formuliert die Gesellschaft keine Erwartungen mehr an sie. Das Herrenwohnheim ist ein wunderbarer Ort.

Martin ist dünn und 62 Jahre alt, die fahle Haut lässt ihn älter wirken. An sonnigen Tagen wie heute trägt er Schirmmütze über den langen offenen Haaren, an wolkenverhangenen eine schwarze Strickmütze. Martin ist kein Mann, der große Worte verliert. Aber er gewährt ihnen gerne Unterschlupf. An dunkelblauen Schranktüren kleben Weisheiten, die er aus Zeitungen ausgeschnitten hat: »Ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt.« Hölderlin. »Das Lachen lernt der Mensch später als das Weinen und verlernt es früher.« Charles Tschopp. Jetzt zitiert Martin Einstein: »Mehr als die Vergangenheit interessiert mich die Zukunft, denn in ihr gedenke ich zu leben.« Genau so sehe er das. Und zwar hier. Dabei könnte Martin mühelos woanders sein. Als einziger.

Wer hierher kommt, wird zuallererst gebadet oder geduscht. Sämtliche Kleidungsstücke, die er am Leib hat, wandern in den Müll. Viele Neuankömmlinge haben offene Wunden, in die manchmal schon die Strümpfe eingewachsen sind. Dann wird gewaschen, gesalbt, verbunden. Als vor 19 Monaten ein Mann vor der Tür steht, frisch rasiert, Hemd und Jackett, mit blank geputzten Stiefeln, fragt die Frau, die ihn begrüßt, ob er sich als Sozialarbeiter bewerben wolle. »Ich würde gerne hier einziehen«, sagt Till.

Till ist eine Ausnahmeerscheinung, sagen die Mitarbeiter des Heims, dem Till merkt man die Straße nicht an. Gepflegt wie der ist, adrett, höflich. Nur wenigen fällt das leichte Zittern auf, das Till schon am Morgen hat. Der unsichere Gang. Die Augen, die manchmal verwässert sind.

Seit Till 18 ist, hat er immer eine eigene Wohnung gehabt. Charlottenburg. Er hat die Freiheit früh gewollt: Niemandem Rechenschaft schulden, einfach machen können. Darum war – er stand in Anglistik, Geschichte und Politik bereits kurz vor der Magisterarbeit – das Jobangebot auch so verlockend. Messe- und Ausstellungsbau, 3.000 Mark sofort aufs Konto, nicht mehr ständig knapsen müssen. Letztlich, sagt er rückblickend, »hätte ich lieber mein Studium abschließen sollen«. Er habe, ihm sei das klar, Chancen nicht genutzt. »Wir sitzen alle im selben Boot hier: Wir haben im Leben ein bisschen verkackt.«

Till ist 51 und »Spiegeltrinker«. Er bemüht sich, seinen Wohlfühl-Pegel zu halten. Morgens drei Bier, das reicht ihm erstmal. Nur manchmal rutscht es ihm weg. »Wenn ich dich bin, lege ich mich gleich ins Bett.« So wie Silvester. Till, haben sie gerufen, die Jungs aus seiner Etage, an seine Tür geklopft, ist gleich zwölf, Mensch, komm mal runter. Unten im Gemeinschaftsraum war High Life, Häppchen, Luftschlangen, Tischfeuerwerk. Er aber ist stumpf ins neue Jahr hineingedämmert, allein, keine Raketen, nichts.

Ist das nicht Luxus? Ruhe, sagt Till. Auf Platte darfst du nicht allein sein, allein Platte zu machen, ist gefährlich. Leute, die nichts haben, bestehlen andere, die auch nichts haben, sie rauben dir Tabak, Trinken, Essen, den vollen Sack Pfandflaschen, bestimmt 15 Euro. Wenn du pennst, nehmen sie dir deine Schuhe weg. Als er noch unerfahren war, hat Till sich einmal in den Ausgang zu Karstadt am Hermannplatz gelegt. Da kam eine Frau, rüttelte ihn an der Schulter: Schlaf hier nicht ein, Mann, die ziehen dich ab! Recht hat sie behalten.

Man wird so schnell verprügelt. Dort drei gelangweilte Russen, »kriegst du halt auf die Fresse«, da ein paar Türken, die dir den Weg versperren: »Bist du schwul? Du hast rote Haare!« »Pass mal auf, du Suppenkasper«, hat er noch zurückgeschnauzt, als sie ihm schon in den Hintern traten, man hat ja seinen Stolz, ergibt sich nicht wortlos. Nee, sagt Till, schüttet sich nochmal Wodka mit Apfelsaft nach, obwohl es erst Vormittag ist, weil aber diese Unterhaltung eine dieser besonderen Situationen darstellt, in denen er nervlich angespannt ist. »Du musst schon zu zweit sein, mit einem Passmann oder einer Passfrau«. Mitstreitern, die aufpassen. »Oder einem Hund.«

Till betont, dass er da draußen, was nicht heiße unter Brücken, nee, ganz solide mit festem Wohnsitz, viele Freundinnen und Freunde hat. Bei denen er auch übernachten durfte, vorübergehend, als die Wohnung futsch war. Es ging nur nicht vorüber.

Der jüngste der Männer hier ist 40. Der älteste 77. So unterschiedlich sie sind, haben sie alle auf ähnliche Weise verkackt: »Job verloren, Kind gestorben, Frau gestorben, aus der Bahn«, fasst der Heimleiter, Ulrich Davids, zusammen. Dem Alkohol verfallen. Die Miete nicht bezahlt.

An einem Korkbrett an der Wand im hellblau gestrichenen Eingangsbereich hängt ein Schild: »Aus Gründen der allgemeinen Hausruhe ist in der Zeit von 6 Uhr bis 10 Uhr kein Alkoholkonsum im Vorraum sowie Tagesraum gestattet.«

Trinkt man eben auf dem Zimmer. Es ist zwanzig nach zehn, alle haben Bierflaschen in der Hand.

»Wärst du nicht mal wieder reif für eine Entgiftung?«, fragt der Heimleiter gelegentlich – das Herrenwohnheim ist ein Haus, in dem man duzt. Der Leiter ist der Uli. Wer einwilligt, kommt zehn Tage ins nahe Urbanklinikum oder ins Krankenhaus Neukölln. Auch Till überlegt, ob er das mal wieder machen sollte: als lebensverlängernde Maßnahme. Dem Körper eine Pause gönnen.

Till war auch mal vier Jahre trocken. Oder anderthalb. Wie oft hat ihn die Mutter mit ihrem kleinen Citroën zur Entgiftung gefahren? Er weiß noch, wie sie, viel früher, ein Klümpchen Haschisch unter seinem Bett fand. »Das ist mir lieber, wenn du mal nen Joint rauchst, als wenn du anfängst zu saufen«, hat sie gesagt.

Schon Tills Vater war ein Trinker. Aber den kannte er kaum. Der Stiefvater goss sich immer freitags einen auf die Lampe, wenn Lohntag war. Mach nicht den Fehler deiner Väter, hat die Mutter gemahnt, und an ihn geglaubt, als er es schon selber nicht mehr tat. Wie stolz sie war, als er die IHK-Prüfung zum Übersetzer bestand, nur zwei von 14 aus der Gruppe! Kam ihm entgegen, die Freiberuflichkeit, einerseits. Kein Chef, der tadelt: Sie haben ja 'ne Fahne! Kaum Kontrolle, viel Flexibilität.

Er hatte die besten Vorsätze. Die hat das Pils weggespült. Aufträge verloren, Miete nicht gezahlt. »Du hast doch die Ausbildung«, hat die Mutter wieder und wieder angefangen, bis er geschrien hat, dass er sowieso noch nie zu dem Dreck gestanden habe, den er da übersetzen soll, Wirtschaftsschreiben, Kapitalistensprech. Ich kann die Vorwürfe nicht mehr ertragen, hat er gebrüllt, hau ab! Sie hat geweint. Von da an war Funkstille.

All die Frauen, die es gut mit ihm meinten, haben irgendwann gesagt: Der Alkohol oder ich. Und Till, der sich nicht vorschreiben lassen wollte, wie er zu leben hat, hat sich jedes Mal, wie er meinte, für die Freiheit entschieden.

Till ist auch deswegen eine Ausnahme, weil er offen ausspricht: Ich bin krank. Der Alkohol gehört zu meinem Leben, sagt er. Darum hat Till, als er im Spätsommer 2016 einmal wieder in einer Suppenküche im Wedding saß und eine Sozialarbeiterin an ihren Tisch trat mit der Frage: »Ist einer von Ihnen Alkoholiker?«, anders als seine Passmänner, die sofort verneinten, ja gesagt. Ja, ich bin süchtig. »Da habe ich vielleicht was für Sie«, hat die gesagt, und so hat die Freiheit Till hierhergeführt.

Natürlich, sagt Till, lasse ihn nicht kalt, was der Alkohol mit Menschen macht. Wie er Leben zerstört, Karrieren, Familien. Zwei im Wohnheim haben das Korsakow-Syndrom, da ist der Alkohol bereits im Hirn. Die kriegen gar nicht mehr mit, dass man ihnen alkoholfreies Bier hinstellt. »Manche scheißen auf alles«, sagt Till und meint es wörtlich. Wenn ein Gast das Klo auf dem Gang benutzen will, geht Till schnell vor, um sich zu vergewissern, dass alles in Ordnung ist. Eine Zeit lang hat einer hier gelebt, der hatte verlernt, die Toilette zu benutzen, immer in die Ecke gekotet. Das war ein Maler, dessen Bilder hingen sogar im Bundestag.

Ein anderer war früher IT-Manager bei Siemens. Alkoholismus gibt es in allen Altersgruppen und allen gesellschaftlichen Schichten. Manche verbergen ihn erstaunlich gut. Andere übersehen ihn erstaunlich lange. Wann wird aus gelegentlichem Trinken eine zerstörerische Krankheit? Lange hat Till geglaubt, dass er den Alkohol im Griff hat. Spät hat er erkannt, dass es umgekehrt ist.

Wie er lachte, als die Freundin ihn zur Therapie anmelden wollte. Der zeig ich's, ab sofort trinke ich nix, sagte er sich, nachdem sie gegangen war. Zwei Nächte lag er wach. In der dritten rieselte plötzlich Schnee von der Decke, hörte er Stimmen. Als sich der Boden zu wellen begann, lief Till davon. Fiel. Kam irgendwann, wacklig, mit blutigen Knien, bei seiner Mutter an. Die fuhr ihn ins Jüdische Krankenhaus. »Meine erste Entgiftung.«

Die Ärzte rieten: Suchen Sie sich einen neuen Freundeskreis, starten Sie neu! Er hätte ihnen die Freude gern gemacht. Ein Dreivierteljahr riss sich Till zusammen. Dass er sich, als die Langeweile wieder allzu groß wurde, einen Sechserträger holte: Reine Trotzreaktion, sagt er. Das schlechte Gewissen kam erst mit dem Kater. Danach ging er dazu über, sich Ziele zu setzen. Nicht mehr als vier Bier am Tag. Nicht mehr als sechs.

Und wenn es zwanzig sind – im Heim hält ihm das keiner vor. Der Till hat es sich nett gemacht im dritten Stock, sagt der Heimleiter, so richtig mit Teppich und Salzkristalllampe, Grünstängel und Dekoschälchen auf dem Fensterbrett. Auf einem schmalen Wandregal thront Disneys Elsa, die Eiskönigin. Die hat er zwei kleinen Mädchen abgekauft, sagt er, die Flohmarkt gemacht haben auf dem Bürgersteig. Sie wollten 50 Cent dafür haben, er gab einen Euro.

»Das habe ich vermisst. Meine Dinge um mich.« Als Obdachloser hast du ewig die Sporttasche auf der Schulter, um elf Uhr raus aus den Notunterkünft-

ten, nicht vor 18 Uhr zurückkommen, Schlange stehen. Als er hier einzog, hat er zuerst den Plattenspieler abgeholt, den er bei Freunden untergestellt hatte, die Freunde genug waren, ihn nicht fortzugeben. Till hat Platten vertickt, wann immer er Geld brauchte, und das war oft. Zum Glück nicht alle. Tills Mutter war Schallplatten-Verkäuferin im Kadewe. Mit Jimi Hendrix, Neil Young, den Sex Pistols übertönt er das Husten, die ständige Hintergrundmusik des Heims.

Von ganz oben, von seinem Balkon aus, blickt Martin auf das Dach der Tankstelle, bei der sich diejenigen mit Alkohol eindecken, die es nicht mehr bis Edeka oder Netto in die Bergmannstraße schaffen. Das ist die Mehrheit. Der Kosmos der Herren im Herrenwohnheim ist klein geworden. Die Tankstelle markiert den Horizont. Es gibt eine Regel: Die Mitarbeiter dulden den Alkohol, aber sie kaufen ihn nicht. Es wird auch nicht gern gesehen, dass jemand Sprit für andere kauft.

Die Tankstelle grenzt nahezu direkt an das Wohnheim, ein Segen für die Bewohner und für den Tankstellenbesitzer. Einmal waren der Inhaber, zwei Angestellte und ein Azubi bei ihnen zu Gast. Der Heimleiter Ulrich Davids hat sie herumgeführt und gebeten, nichts mehr zu verkaufen, wenn einer offenkundig richtig, richtig fertig ist. So, dass er womöglich den Heimweg nicht schafft. Da achten die jetzt drauf, die Leute in den roten Poloshirts, mehr kann man nicht verlangen.

Es ist nur: Weil der Stoff an der Tankstelle teuer ist, wird es bei vielen zum Monatsende knapp. Es ist Unsinn, sein Bier an der Tanke zu kaufen, sagt Till, schwer genug, von Hartz IV eine Sucht zu finanzieren. Till geht täglich einkaufen, das beschäftigt, dann fängt er nicht gleich morgens an zu trinken. Die drei Bier zählen nicht. Ich kann ganz gut kochen, sagt er, jedes Stockwerk hat eine eigene Kochnische. Wenn ihm danach ist, macht er Grünkohl mit Pinkel und Kartoffeln. Sein übernächster Nachbar, der Uwe, macht manchmal Chili con Carne, da kriegen dann alle was ab. Tür auf, Uwe rein: »Hab' ich meinen Namen gehört?« – »Lauschst du etwa, Uwe?« – »Oha, Damenbesuch!« Kichernd verschwindet Uwe wieder im Flur, seine Schritte entfernen sich hörbar auf dem Linoleum.

Letzte Woche hat sich Till ein bisschen Extravaganz gegönnt. Ein Sonderangebot in der Bergmannstraße. Teller Sushi für unter sechs Euro. »Businesslunch«, sagt er.

Das Hartz-IV-Geld kommt auf das Konto des Heims, und die Bewohner können entscheiden, ob sie es sich in einem Schwung auszahlen lassen oder in täglichen Raten. Um 13 Uhr, nach dem Mittagessen, ist Taschengeldausgabe. Zum Monatsbeginn, und so einer ist gerade, heißt es: hoch die Tassen! Am Stammtisch gegenüber der automatischen Eingangstür und dem Fahrstuhl, Polsterbank unterm Po, Aschenbecher neben sich, prosten sie einander zu. Reißen Witze über Angela Merkel, den FC Bayern – oder erzählen einander, wie man hier gelandet ist. Hat sich ja jeder mal was anderes ausgemalt, sagt Till. Gleichwohl: Im zweiten Stock hat einer eine Karte an seine Tür gehängt, »Komm, wir leben einfach. Egal wohin«. Das gefällt ihnen gut.

Zum Monatsende wird die Stimmung schnell aggressiv. »Der Typ ist ein Arsch, der schuldet mir Geld«, schon wird rumgeschubst. Auch Till wollte bei der ein oder anderen Gelegenheit schon der ein oder andere die Fresse polieren. Wenn es richtig Krawall gibt, rufen die Sozialarbeiter zum Plenum, Stuhlkreis im Gemeinschaftsraum. Früher oder später, sagt Till, hat sich noch fast jeder entschuldigt. »Ich hatte nix mehr zu trinken.« Oder: »Ich war besoffen.« Ich weiß, sagt Till.

Echte Prügeleien gibt es selten. Häufiger ist, dass der zuerst Geschubste direkt liegen bleibt. Wenn es vor Tills Tür poltert, guckt er, wie er helfen kann. In glimpflichen Fällen trägt er mit dem Nachtdienst den Bernd ins Bett. In schlimmen alarmiert er den Notarzt.

Das Wunderbare an diesem Ort ist auch, dass hier jeder sieben Leben hat. Viele wären längst tot, wenn sie statt vor Tills Tür vor einer Parkbank zusammengebrochen wären. So wie damals Martin.

Vor 17 Monaten hatte Martin wieder so ein Aufwacherlebnis der besonderen Art. Er war zusammengeklappt, einfach so, und wie er – schon wieder im Krankenhaus – zu sich kam, hatte er null Promille und keine nennenswerten Entzugserscheinungen. Da hat er das nochmal als Signal für einen Neuanfang begriffen, und seit bald anderthalb Jahren, ganz aus eigenem Antrieb, in der Geschichte des Heims hat es so was noch nie gegeben, hat er keinen Tropfen Alkohol mehr angerührt.

»Unser Star.« So sprechen die Sozialarbeiter inzwischen anerkennend von ihm. Er raucht noch, 30 Zigaretten am Tag, schätzt er, aber seine Augen, wie klar die geworden sind! Wenn wieder alle einander zuprosten, trinkt Martin Filterkaffee

oder Wasser. Er sitzt jetzt seltener am Stammtisch. »Das Gelaber nervt mich, Schwachsinn aus allen Richtungen.« Früher sei ihm das nur nicht so aufgefallen.

Nach seiner Nahtoderfahrung habe er sich an vieles nicht mehr erinnern können. 30 Jahre seines Lebens: »Einfach weg«, sagt er. Auf jeden Fall war da, er formuliert es mal so, eine Riesenpleite mit einer Beziehung. Der Schwiegervater hatte noch gewarnt: Heirate die nicht, die kommt nach ihrer Mutter! Krittelte ständig an Martin herum. »Trink nicht so viel«, gehörte auch dazu. Martin hätte ihr den Gefallen gern getan. »Bis Madame durchdrehte, selber Alkohol, Drogen; und so'n Penner heiraten wollte«. Martin zog zu seinen Eltern, Sonnenallee, gegenüber dem Arbeitsamt. Aber Jobs hatten die für ihn, der mal Elektromechaniker gelernt hatte, da schon nicht mehr.

Die Mutter ging zu Reemtsma in die Zigarettenfabrik in Wilmersdorf, zuhause hockte der Vater, der nach einem Unfall auf dem Bau Frührentner war.

Eines sonnigen Nachmittags, Schirmmützen-Wetter, saß Martin zeitunglesend am Hermannplatz, als eine Frau einen Kinderwagen vorbeisob, das Kind im Wagen auf ihn zeigte und »Papa!« rief. Die Mutter, etwas peinlich berührt, schob schnell weiter, Martin nahm die Verfolgung auf. Es begann seine glücklichste Zeit, doch, so viel weiß er noch.

Sei man nicht aber eigentlich hier, um über das Heim zu reden? Drei Jahre war er obdachlos. Was ihm hier ein bisschen fehle, sagt Martin, sind die Tiere. Wenn du zitternd auf einer Parkbank aufwachst und ein Eichhörnchen randaliert über dir im Baum. Wenn du feststellst, dass du gar nicht mehr privat in deinem Schlafsack bist, weil ein vorwitziger Spatz Krümel pickt.

Haustiere darf er keine halten. Ansonsten möchte er echt nicht meckern. Jede Woche Spielenachmittag, die Ärzte kommen zur Blutabnahme ins Haus. Freundliche Frauen helfen auch bei der Hygiene, wenn es nötig ist. »Die Diana ist 'ne Feine«, sagt er, die putzt hier und hat immer Zeit für einen Plausch, da, die Brünette auf dem Bild, das im Regal über dem Buch mit dem Titel Faszination Oper und dem Ratgeber lehnt, 1000 Tipps, 'ne extra Mark zu verdienen, das ist die Diana. Und die andere, blonde daneben? Das ist die gesetzliche Betreuerin, die Kapazität, auf dieser Aufnahme verkleidet als Teufel. Sonst gibt es keine Fotos im Raum.

Die Kleine, die sich Martin als Papa ausgesucht hatte, ging, als sie 18 war, zum Studium nach Hannover. Was sie heute macht, weiß Martin nicht. Die

zugehörige Mutter starb 2005, 13 Jahre ist das her. Ihm ist, als sei es gestern gewesen. Bloß erinnern kann er sich kaum. Frau gestorben, Miete nicht gezahlt. Zog Martin eben abermals zu seiner Mutter. »Wir haben uns unser Leben lang gut verstanden«, sagt er. 2010 starb auch sie.

»Ich habe einen Sohn«, sagt Martin plötzlich. Als sei es eine Anekdote von vielen. Mit der durchgeknallten Madame, jawoll. Aber das habe sich irgendwie verlaufen. Martin weiß nicht mehr, wie.

Ab und zu, wenn im Büro des Heimleiters das Telefon klingelt, fragt eine Stimme zögerlich: Wohnt mein Vater bei Ihnen? Es kommt vor, dass der Leiter jemandem mitteilen kann: »Du hast ein Enkelkind.« An solchen Tagen passiert es, dass im Kreuzberger Herrenwohnheim eine hochprozentige Träne fließt.

Einigen Anrufern reicht die Gewissheit: Der Vater ist versorgt. Anderen reicht die Gewissheit: Der Vater ist ein Penner und Säufer. Sie rufen nie wieder an. Nur ein kleiner Teil nähert sich vorsichtig an. Mithin scheuen die Angehörigen den letzten Schritt über die Schwelle, weil sie dem Vater nicht verzeihen können, dass er sie oder die Mutter geschlagen und verlassen hat. Oder sie müssen feststellen, dass nicht mehr viel Austausch möglich ist. Bei einigen wenigen kommt regelmäßig ein Verwandter und macht das Zimmer.

Dann lugt plötzlich das Draußen ins Heim. »Vorsicht, wir essen Kinder!«, ruft Tills Nachbar Bernd, als eines Nachmittags eine Frau ihre zweijährige Tochter mitbringt. Und schiebt, selber erschrocken, schnell hinterher: »Nur ein Scherz.« Er geht in die Knie, bläst die Backen auf. Das Kind lacht. »Hab ja selber welche«, sagt Bernd.

Die Männer auf Tills Etage heißen Uwe, Ralf, Rolf, Manfred, Volkmar, Volker und Bernd. Die Männer auf der Etage von Martin heißen Siegfried, Christoph, Manfred, Günter, Herbert und Frank. Auch ein paar Osteuropäer leben hier, Pawel, Zygfryd, Yogendran. Und im Erdgeschoss gibt es einen Ghanaer. Neulich hat einer »Halt's Maul, du Neger« geschimpft. Da war Till zur Stelle. Lass doch den Mann in Ruhe, du kannst dir das nicht leisten. Bei Rassismus ist der Heimleiter konsequent.

Auch ein Türke wohnt jetzt hier. In anderen Kulturkreisen, sagt Ulrich Davids, sei es noch selbstverständlicher, dass man Angehörige zuhause pflegt. Doch dieses Verständnis kippe. Parallel wächst da draußen in Berlin die Zahl jener, die gar keine Familie in Deutschland haben.

Tills Mutter stand ein halbes Jahr, nachdem es eskaliert war, unangekündigt mit einer Sonnenblume vor der Tür, wollte sich versöhnen. Till war froh – und wusste zugleich: Im nächsten Moment ist es damit vorbei. Du bist ja schon wieder betrunken, Till, sagte sie, nachdem sie ihn gemustert und die Luft eingezogen hatte. Till sagte nichts. Da schritt sie an ihm vorbei, stellte ihm die Sonnenblume in sein halbleeres Bierglas und ging wieder. Drei Monate später erreichte ihn die Nachricht von ihrem Tod. Herzinfarkt.

Eine junge Frau, lachend, dunkler Bubikopf, auf einem geblühten Bettbezug liegend, die sich an ein Baby schmiegt. Der Säugling: die Finger zu Fäustchen geballt, ängstlich in die Kamera guckend. Till. Frühling, Sommer, Herbst, Winter auf der Platte hat Till diese Schwarzweißfotografie bei sich getragen. Und gehütet.

Wenn ein Neuer von den Sozialarbeitern an dieser Adresse gemeldet wird, dauert es nicht lange, ehe die ersten Briefe eintreffen. Unterhaltsforderungen, Inkassoschreiben, Anzeigen. Till hat Schulden bei Vattenfall, Gasag, »ein bisschen Scheiße hab ich auch gebaut. Aber nie geschnorrt«. Das habe was mit Selbstachtung zu tun.

Im Sommer feiern sie hier ihr 20. Jubiläum. Doch so lange ist kein Bewohner dabei. 77, sagt der Heimleiter, sei schon ein verdammt hohes Alter für einen Alkoholiker.

Wenn jemand gestorben ist, ist die Stimmung im Haus eine andere. Auf einem Tisch im Gemeinschaftsraum stehen ein Foto, eine Kerze, ein Kondolenzbuch. Der kleine Günter ist tot, rufen die Männer einander zu, »wir brauchen einen neuen kleinen Günter!« Doch ehe es zur Beisetzung kommt, vergehen oft Monate. Sozialbestattung – da nimmt das Beerdigungsinstitut die Einäscherung dann vor, wenn es passt. Das Amt überweist 285 Euro für eine Trauerfeier, den Rest gibt die Kirchengemeinde dazu, die das Heim unterhält. Für einen Musiker, einen kleinen Kranz, ein Blech Kuchen.

Jeder, der sich dann noch an den Verstorbenen erinnert und mitwill, bekommt eine Blume in die Hand. Früher haben sie öfter gemeinsam Ausflüge gemacht, rein in den Bus und ins Grüne. Mit der aktuellen Mannschaft, sagt der Heimleiter, funktioniere das nicht. Der Friedhof der evangelischen Heilig-Kreuz-Passion ist der einzige Ort, an dem sie sich regelmäßig treffen. Und ihre gemeinsame Perspektive.

Doch nicht alle schlafen hier ihren letzten Rausch aus. Manche verschwinden einfach. In der Wache Friesenstraße sind die Beamten schon daran gewöhnt, dass der Heimleiter Vermisstenanzeigen aufgibt. Wenn jemand sein Zimmer unabgesprochen länger als drei Nächte nicht nutzt, wird es weggegeben. Die Warteliste ist lang.

Seitdem Martin nicht mehr säuft, macht er mehr sein Ding. Neulich ist er mal bis Ku'damm gefahren, wo er in den Siebzigern mit seiner Mutter essen war, Lehniner Platz, und bis Breitscheidplatz zurückgelaufen. In der Bahn sprang ihn eine Reklame für das »Sealife« an, aber da stand keine Adresse, ein Plakat ohne Adresse! Es dauerte, die herauszufinden, aber gelohnt hat sich das. Bald will er mal ins richtige Aquarium.

Müsste der Heimleiter Martin nicht bitten, zu gehen, strenggenommen? Wo der nun kein Alkoholproblem mehr hat? Das möchte der Heimleiter nicht, er mag Martin und weiß, wie schnell ein Alkoholiker rückfällig wird. »Alkoholiker bleibt man ein Leben lang.«

Till schenkt sich ein letztes Mal an diesem Vormittag Wodka nach, in drei Minuten ist es zwölf. Ich will, sagt er, hier nicht meinen Lebensabend verbringen. Das Heim sei bloß eine Übergangslösung. Wieder eine eigene Wohnung zu haben, so eine richtige, vielleicht mit einer schicken Freundin, davon träumt er. Er hat deshalb gerade einen Wohnberechtigungsschein mit Dringlichkeit beantragt, mal gucken, was daraus wird. Vielleicht der Beginn von etwas Großem, vielleicht nix. Das Leben ist ein Spiel, sagt Till, Mensch, ärgere dich nicht.

Oder Monopoly. Vor einer Weile hat Martin eine Ereigniskarte gezogen, ausnahmsweise im richtigen Leben. Martin hat geerbt. Eine große Summe, näher soll sie nicht beziffert werden. Die »Kapazität« hat angerufen und den Heimleiter informiert, dass jetzt kein Hartz IV mehr gezahlt werde. Martin könnte sich nun eine eigene Wohnung leisten. Vielleicht gar kaufen. Ich bin finanziell unabhängig, sagt Martin dazu nur. Das sei angenehm. Sollten die Mitbewohner aber besser nicht wissen: Da stünden die ja ewig auf der Matte.

Er ist, 62, geschieden, verwitwet, jetzt also ein nüchterner, wohlhabender Mann in einem Heim für obdachlose Alkoholiker.

Und nun? Was nun? Nichts, sagt Martin, werde ihn je dazu bewegen, dieses Heim zu verlassen. »Verhungern werd' ich nicht. Erfrieren muss ich nicht. Was will ich mehr?«

Wieso sich dem Erfolgsdruck der Welt aussetzen? Der Gefahr, zu scheitern?
Und das Elend um ihn herum? »Elend?«, fragt Martin. Draußen habe er mehr
Elend gesehen. Nein, zum ersten Mal in seinem Leben, sagt Martin, fühle er
sich angekommen.

DER TAGESSPIEGEL

Nr. 23 454' vom 28. April 2018

Theodor-Wolff-Preis

Marius Buhl, Jahrgang 1992, wollte eigentlich Skiprofi werden, verletzte sich und fand über den Umweg eines halben Jura-Studiums und eines Volontariats bei der *Badischen Zeitung* 2016 zur Henri-Nannen-Schule in Hamburg. Heute arbeitet er als freier Reporter in Berlin und schreibt am liebsten über Sport und Gesellschaft. Ausgezeichnet als »Nachwuchssportjournalist 2018«, nominiert für den Deutschen Reporterpreis.

MARIUS BUHL ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2019 in der Kategorie »Reportage überregional« für seinen Beitrag »Bis zum Letzten«, erschienen am 8. Juni 2018 im *SZ Magazin*.

Bis zum Letzten

Von Marius Buhl

Beim Marathon laufen vorne die Profis, die Schlagzeilen machen. Und ganz hinten die Menschen, die große Geschichten über das Leben und den Tod zu erzählen haben. Unterwegs mit Läufern, denen es um viel mehr geht als nur um Sport

Ihm zittern die Beine, sein Rücken beschreibt einen Buckel, auf seinen Armen haben sich die Härchen aufgestellt, dabei hat er den ganzen Marathon noch vor sich. Aus ängstlichen Augen schaut Udo Freund nach vorne und sieht dabei so zerbrechlich aus wie ein Weinglas in der Faust eines Preisboxers.

Es ist kurz vor zehn am letzten Aprilsonntag, in Hamburg klettert die Sonne den Himmel hinauf, als wollte sie sich den besten Blick auf das Spektakel da unten sichern. Im Schatten des Fernsehturms wartet Freund, 79 Jahre alt, in seinem hellblauen Laufdress auf den Start. Freund sieht Männer in Shorts, die auf ihren Sportuhren herumdrücken, und Frauen mit Schweißbändern, die über Rennstrategien fachsimpeln. Seine lautet: durchhalten, so lange er kann. Er weiß, welche Strapazen auf seine Beine zukommen und auf den Rücken. Als er jünger war, ist er mal den New-York-Marathon gelaufen und auf Hawaii den Triathlon. Insgesamt hat Freund in seinem Leben 36 Marathons hinter sich. Keiner war wichtiger als dieser. Er schaut zum Himmel. Marathon 37 soll der letzte seines Lebens werden, dieses eine Mal will er noch, muss er noch, er hat es sich geschworen. Und seiner Frau, nachdem sie gestorben war. Udo Freund hat mit dem Leben noch eine Rechnung offen.

42,195 Kilometer liegen vor ihm und den anderen rund 14.000 Läufern, die in diesem Jahr in Hamburg am Start sind. Ganz vorne rennen äthiopische Stars um den Weltrekord. Mittendrin jagen Hobbyläufer persönliche Bestzeiten. Ganz hinten aber, in Startblock N, stehen auch noch ein paar Läufer. Ihr Kampf gilt etwas anderem. Man kann diesen Kampf bei jedem Marathon beobachten, in Hamburg, Berlin, New York, Hongkong. Der Kampf gilt einem Auto, das ganz hinten fährt und das die Läufer liebevoll Besenwagen nennen, weil es die Langsamsten von der Strecke fegt wie ein rigider Hausmeister. Der Besenwagen fährt im Durchschnittstempo einer Richtzeit, in Hamburg sind das sechs Stunden. Wer die Zwischenzeiten nicht einhält, muss einsteigen und das Rennen beenden. Ganz hinten, da laufen die großen Geschichten, die das Leben zu erzählen hat.

KILOMETER 1

Als der Startschuss ertönt, rennen die Läufer vorne los. Bis diejenigen ganz hinten sich in Bewegung setzen können, dauert es eine Weile. Die Richtzeit läuft schon, und das macht sie nervös. Da stehen Peter Hahl und Peter Baader, Udo Freund und Antje Dehnel, Michaela Rühmling und Christian Hottas. Peter Hahl kriegt schon nach 600 Metern Probleme. Die Wade. Er joggt nicht, er geht spazieren. Hahl deutet auf seinen Bauch und sagt: »Scheiß Wampe.« 111 Kilo. 2.000 Liter Bier hat er im vorigen Jahr getrunken, er hat mitgezählt. In seinem Gesicht wächst ein Vollbart von solch enormem Ausmaß, dass man sich vorstellt, Karl Marx liefe einen Marathon. Hahl ist eine kleine Berühmtheit in Hamburg: Er ist jeden einzelnen der inzwischen 33 Marathons gelaufen. Voriges Jahr wurde er Letzter und im Jahr davor auch. So langsam, dass er nicht mal auf der Ergebnisliste stand, weil der Besenwagen ihn schnell einholte und aus dem Rennen nahm. Hahl lief trotzdem weiter, auf dem Bürgersteig. Er kam ins Ziel, da war das schon abgebaut. Heute hat er den Ausdruck eines Facebook-Posts dabei, in dem ihn jemand als Kultfigur bezeichnet. Den will Hahl vorzeigen, wenn jemand versuchen sollte ihn zu zwingen, das Rennen abzugeben. Er schwitzt und keucht. »Ich habe hier ein Lebenswerk errichtet mit meinen 33 Teilnahmen«, sagt er. Als die Strecke nach zwei Kilometern auf die Reeperbahn abbiegt, fragt ihn ein Punk, ob er sich nicht lieber zu ihm setzen und ein Bier saufen wolle. Hahl schnauft. Nach weiteren hundert Metern bleibt er stehen. Hinter ihm rollt mit Blaulicht ein Kastenwagen der Polizei heran. Aus dem Fenster des Autos hält der Fahrer einen kleinen Handfeger. Der Besenwagen. Eine Polizistin öffnet die Schiebetür, grüßt freundlich und schreibt Peter Hahls Nummer auf. Er fliegt aus der Wertung, da ist das Rennen noch nicht mal richtig losgegangen. Er läuft trotzdem weiter.

KILOMETER 6

Peter Baader hat gesehen, wie sich der Besenwagen Hahl geschnappt hat. Ob er auch finde, dass Hahl wie Karl Marx aussehe? Baader sagt: »Ich kenne Marx nicht. Ich bin ein Rechter, kein Linker.« Während er sich vorwärts schleppt,

erzählt er, dass er Dutzende Liebesbriefe von Ernst Jünger bei sich zu Hause horte, die CDU schon lange nicht mehr wähle und es okay sein müsse zu sagen, dass man ein Rechter sei in diesem Land, das aber heute so eine Konnotation habe, na ja. »Man lernt zu sterben, wie man atmen lernt«, schrieb Ernst Jünger. Als Peter Baader sich nach sechs Kilometern umdreht, blickt er in die freundlichen Augen einer Polizistin. »Finito«, sagt die.

KILOMETER 7

Nach Baader holt sich der Wagen Antje Dehnel. Sie sei vielleicht die langsamste Frau, sagt Dehnel beim Einsteigen, aber dass hinter ihr nur Männer gelaufen seien, zeige doch, wer hier das starke Geschlecht sei. Dehnel sagt, es sei trotzdem eine dumme Idee gewesen, sich für den Marathon anzumelden. Sie habe grauen Star und sehe alles nur getrübt. Das sei ihr letzter Lauf gewesen. »Jetzt freue ich mich auf den Besenwagen, da sitzen immer so lustige Leute drin«, sagt sie.

KILOMETER 12

Udo Freund saugt Luft in seine Lunge und reißt dabei die Augen auf. Er geht nicht, so wie die anderen, die nicht mehr können, er läuft, so schnell er kann, sechs Stundenkilometer seien es mindestens, schätzt er. In Hamburg-Altona geht es bergab. »Wie das hilft!«, ruft Freund und beschleunigt. Wenn er sich umdreht, kann er den Besenwagen sehen, aber das macht er einmal und nicht wieder. Er hat ein Ziel: die Landungsbrücken. Dort stand Jahr für Jahr seine Frau Bärbel. »Das liebste Geschöpf auf der ganzen weiten Welt«, sagt Freund.

So war das immer: Er lief, Bärbel feuerte ihn an. Geld hatten sie wenig, und das gaben sie für Reisen zu Marathons aus. In Hamburg reichte Bärbel ihm an den Landungsbrücken immer eine Flasche Wasser. Immer an derselben Stelle, gleich bei der Brücke 3. Nun steht sie nicht mehr dort.

Bärbel Freund war schwach im vergangenen Herbst, da traf ihr Mann diese Entscheidung, die ihn immer wieder einholt. Er hatte sich geschworen, seine Frau nie herzugeben, auch nicht, als sie im Rollstuhl saß. Er war Dreher, hand-

werklich begabt, also baute er einen Seilzug, mit dem er sie die Treppe zum Haus hinaufziehen konnte. Pfl egte sie. Dann ging es nicht mehr, er brachte sie ins Heim. Jeden Tag fuhr er zu ihr, blieb den Tag über dort und ging erst abends nach Hause. Schimpfte mit dem Personal, weil die nicht Acht gaben, dass seine Frau ihre Tabletten nahm. Er gab sie ihr. Im Dezember steckte Bärbel sich mit dem Noro-Virus an, übergab sich in der Nacht auf dem Rücken liegend, und weil sie keine Kraft hatte, sich zu drehen, tropfte das Erbrochene zurück in die Speiseröhre und in die Luftröhre und von da in die Lunge. Als Udo seine Frau am nächsten Tag besuchte, flüsterte sie: »Wann holst du mich endlich heim, Udo?« Zwei Tage später starb sie an einer Lungenentzündung.

Udo Freund läuft diesen Marathon, weil er seiner Frau noch einmal nahe sein will. Eine letzte Qual. »Bei jedem Schritt hämmert dieser Satz vom Sterbebett in meinem Ohr«, sagt er. »Ich habe mich schuldig gemacht, weil ich sie weggegeben habe.« Wäre es nicht doch noch gegangen, sie zu Hause zu pfl egen? Irgendwie? Die Menschen am Rand der Strecke jubeln ihm zu, ein paar Jungs, die vor einem Altersheim stehen, rufen, dass er auf die andere Seite der Absperrung gehöre. »Die Beine tun so weh«, sagt Freund, da ist der Besenwagen ganz nah, und die Landungsbrücken sind noch ein paar hundert Meter entfernt. Die Polizistin öffnet die Schiebetür. »Startnummer 15.556?«, ruft sie. Freund ignoriert sie. Er kämpft weiter, Meter um Meter. Seine Augen sehen nicht mehr ängstlich aus, sondern entschlossen. Er atmet in kurzen Stößen und ist weiß im Gesicht. Noch hundert Meter. Freund überkreuzt die Beine beim Laufen, die Arme schwingen unkontrolliert, die Silberkette mit dem Anhänger um seinen Hals pocht im Takt seiner Schritte gegen die Brust. Er läuft an den Landungsbrücken vorbei, bleibt stehen und blickt nach rechts. Da, ganz nah am Wasser, da stand sie immer. Freund dreht sich um und klettert mit letzter Kraft in den Besenwagen. Er lächelt.

KILOMETER 14

In seiner Welt ist Christian Hottas ein Star. Niemand auf der Erde ist mehr Marathons gelaufen als er. Das hat er gerade einem anderen Läufer erzählt, und der posaunt es nun an jeden raus, der Hottas überholt. 2.667 Stück sind es

über die Jahre geworden. Eigentlich noch mehr, aber Hottas, 61 Jahre alt, zählt nur die, bei denen er auch ins Ziel kam. Der Zweite in der Weltrangliste hat 500 Marathons Rückstand. »Das holt der nicht mehr«, sagt Hottas.

Hottas trägt eine Outdoor-Weste und eine Sportlinsenbrille, darunter einen gestutzten Kinnbart. Ein deutscher Jack-Wolfskin-Tourist auf dem Weg zur Zugspitze-Seilbahn, könnte man denken, aber Hottas ist Extremsportler. Drei Marathons pro Woche läuft er, er organisiert sie selbst mit ein paar anderen Verrückten. Dünner wird er davon nicht, schneller laufen will er auch nicht. Nebenbei praktiziert er als Orthopäde. Er redet gern. Als er durch den Tunnel unter dem Hamburger Hauptbahnhof joggt, erklärt er den Läufern um ihn herum, rechts unter dem Bahnhof befindet sich ein Atomschutzbunker. Die hören zu und hängen sich dran. »Wenn wir beim Hottas bleiben, holt uns der Besenwagen nicht«, sagt einer, »der bringt uns ins Ziel.«

Gruppetto, so nennen sie bei der Tour de France die Gruppe ganz hinten, die sich bei Bergetappen bildet. Dort radeln die Sprinter. Weil sie wissen, dass sie das Zeitlimit überschreiten könnten, versammeln sie sich zu einer so großen Gruppe, dass der Veranstalter oft ein Auge zudrückt und sie nicht disqualifiziert. Einfach, weil sie so viele sind. Das funktioniert normalerweise auch beim Marathon, und deswegen gruppieren sich nun um die zwanzig weitere Läufer um Christian Hottas.

KILOMETER 21

Der Besenwagen schließt zum Gruppetto auf. Die Polizistin beugt sich heraus. »Bitte räumen Sie den Weg. Sie sind zu langsam, wir müssen vorbei!«, ruft sie. Hottas schnaubt. Er rechnet der Polizistin vor, dass sie sich in der Zeit irre. Sie berechne nämlich die Bruttozeit seit dem Startschuss, aber er sei ja ganz hinten gestartet und durch den Rückstau erst zwanzig Minuten nach der Spitze über die Linie gelaufen. Berechne man die Nettozeit, sei das Gruppetto im Soll. Die Polizistin lacht, bleibt aber hartnäckig: »Bitte machen Sie die Strecke frei!« Die kennt Hottas nicht. Er schiebt seinen Körper direkt vor den Besenwagen und verlangsamt das Tempo. »Frechheit!«, ruft er. Die anderen Läufer schließen sich ihm an. Die Polizistin versucht es freundlich. »Laber, laber, süzl!«, ruft einer,

»wir haben bezahlt und Sie kein Fingerspitzengefühl!« Ein anderer: »Sie können mich am Arsch lecken.« Ziviler Ungehorsam am Ende der Laufstrecke. Eine Frau in pinkfarbener Laufhose ist stiller. »Die zerstören doch Träume hier«, sagt sie leise.

Der Besenwagen gibt nicht auf. Als die Strecke breiter wird, überholt der Wagen das Gruppetto. Nach und nach geben sich die Läufer geschlagen und steigen in den Wagen. Nur Christian Hottas nicht. Der läuft hinter dem Besenwagen weiter, die Polizistin hat ihn übersehen. Er ist noch nicht geschlagen.

KILOMETER 26

Paolo Francesco Gino ist aus Italien nach Hamburg gereist. Er ist der Präsident des »Club Super Marathon Italia«, Schwesterclub des deutschen »100 Marathon Clubs«, dem nur Läufer angehören, die mehr als hundert Marathons geschafft haben. Alter Freund von Christian Hottas. Gino joggt nicht, er tanzt. Wackelt bei jedem Schritt mit seinem Po und hält sich vorn den Bauch fest, damit der nicht so mitschwingt. Das sieht derart lustig aus, dass Zuschauer ihre Handys zücken und ihn filmen. Gino hat eine Taktik entwickelt, die sich als tauglich herausstellen wird. Wann immer sich der Besenwagen nähert, gibt er alles. Der Po pendelt dann in einem zackigen Rhythmus, Meter um Meter läuft er dem Wagen davon. Wenn er ganz außer Atem ist, verschnauft er, indem er langsam weitertänzelt.

KILOMETER 33

Eine Frau aus Bayern läuft unrund. »I muass zum Scheißen«, lässt sie die Welt wissen, und ein paar Hamburger am Streckenrand schauen verdutzt. Dann endlich steht rechter Hand ein Dixi-Klo. Die Frau geht rein, kommt aber nach fünf Sekunden wieder raus. »Is grauslig da drin«, ruft sie, »komplett verschissen. I verheb's ma besser.« Und wackelt weiter.

KILOMETER 37

Christian Hottas kämpft hinter dem Besenwagen. Nach ihm bauen Polizisten die Absperrgitter ab, die Fans verziehen sich, nur ein paar Letzte feuern diesen Verrückten an, der sich nun durch Hamburg-Eppendorf schiebt. Hottas weiß, dass er gegen Ende schneller wird, er läuft auch 100-Kilometer-Rennen, Marathons sind eher die Kurzdistanz für ihn. Während er läuft, erzählt er seine Geschichte. Laufen sei sein Leben, sagt er, schon immer. Als er 1995 seine spätere Frau kennenlernte, die Polin Barbara Szlachetka, eine Elektrotechnikerin, begeisterte er auch sie fürs Laufen. In ihrem Debütjahr lief Szlachetka 52 Marathons, das steht bis heute im Guinness-Buch der Rekorde. Sie stellte in den folgenden Jahren Dutzende weitere Bestleistungen ein, unter anderem lief sie einmal 404 Kilometer in 72 Stunden. 2004 wurde bei ihr Darmkrebs diagnostiziert, sie lief während der Chemotherapie 27 weitere Marathons. »Sie hat immer gesagt, sie werde den Krebs besiegen wie eine Konkurrentin beim Sport«, sagt Hottas. Er schweigt eine Weile, dann flüstert er: »Hat sie nicht.«

KILOMETER 38

Michaela Rühmling trägt ein pink-farbenes Laufshirt, auf das hinten ein Bild von ihr und einer anderen Frau gedruckt ist. Am Verpflegungsstand will sie eine Banane haben, aber es gibt keine mehr. Sie läuft weiter. Wer die Frau auf dem T-Shirt sei? Michaela Rühmling deutet neben sich in die Leere. »Das ist Tanja, die läuft hier neben mir.« Da ist niemand. »Doch!«

Rühmling stellt es sich so vor, dass Tanja sie begleitet, ihre beste Freundin, ihre Retterin. Sie sei kein leichter Mensch, sagt Rühmling. »Immer mache ich Dummheiten.« Sie glaubt, das liege an der Energie, von der sie zu viel in sich trage und die sie vibrieren lasse den ganzen Tag. Bei der Arbeit in der Jugendherberge, wo sie kocht, sei sie neulich auf ein Regal geklettert und runtergesprungen. Ein anderes Mal sei sie auf einem Rollstuhl Skateboard gefahren, da sei sie gestürzt und habe sich den Arm verstaucht. Rühmling ist vierzig Jahre alt, der Chef wollte sie rauswerfen, gab ihr dann aber eine letzte Chance.

Rühmlings Vater starb, da war sie sieben. »Seitdem bin ich hibbelig«, sagt sie. Ihre Freundin Tanja half ihr. Nahm sie mit zum Laufen, »da kannst du deine Energie loswerden«, sagte sie. Gemeinsam trainierten sie, liefen und liefen und liefen. Seitdem mache sie keine Dummheiten mehr, sagt Michaela. Tanja habe jetzt eine Fußverletzung, aber sie warte hinter dem Ziel auf sie.

KILOMETER 41

Christian Hottas beschleunigt. Er sieht den Besenwagen knapp vor sich. Zieht sich langsam ran, rein in den Windschatten, dann schert er rechts raus und überholt den Kastenwagen. Ein letzter Kilometer bis ins Ziel. Im Wagen schauen sie verdutzt. Sein Po wackelt jetzt fast wie der von Paolo Gino beim Laufen, die Muskeln in der Wade schwellen an bei jedem Schritt. Zweite Luft, hat er oft. Der Zielsprecher ruft ins Mikrofon: »Es steht im Buch der Bücher, die Letzten aber werden die Ersten sein. Hier kommt der Christian Hottas!« Hottas rennt über die Ziellinie, unbeeindruckt, auf den Rängen stehen die Menschen und johlen. Im Ziel sieht er Michaela Rühmling, die ihrer Freundin Tanja um den Hals fällt. Hottas sucht jemanden zum Reden. Ein letzter verächtlicher Blick zum Besenwagen, der nun knapp hinter ihm ins Ziel rollt. Übermorgen, sagt er, fahre er in die Nähe von Breslau, da sei er mit seiner Frau oft gelaufen. Den dortigen Marathon haben sie nach ihr benannt.

SZ MAGAZIN

Nr. 23/2018 vom 8. Juni 2018

Theodor-Wolff-Preis

Christoph Cadenbach, 1979 in Bielefeld geboren, hat Medienwissenschaften studiert und anschließend die Berliner Journalistenschule besucht. Seit 2009 arbeitet er beim Magazin der *Süddeutschen Zeitung*, erst in der Redaktion in München, mittlerweile lebt er in Berlin.

CHRISTOPH CADENBACH ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2019 in der Kategorie »Reportage überregional« für seinen Beitrag »Der falsche Freund«, erschienen am 2. November 2018 im *SZ Magazin*.

Der falsche Freund

Von Christoph Cadenbach

Ein deutscher Flüchtlingshelfer und ein Flüchtling werden beste Freunde. Plötzlich wird der Flüchtling als Terrorverdächtiger verhaftet. Es beginnt die sehr persönliche Suche nach der Wahrheit: Hat mich dieser Mann die ganze Zeit getäuscht? Was hatte er vor? Oder ist er doch unschuldig?

Es ist ein ungewöhnlich warmer Morgen im April 2018, als Jan Bergmann, ein 38-jähriger Sportlehrer aus Berlin, in ein Flugzeug steigt, um herauszufinden, ob sein Freund Karim ein Terrorist gewesen ist.

Bergmann, der in Wahrheit anders heißt, trägt eine weite Jeans, ein T-Shirt, Turnschuhe aus Leinen. Seine Haut ist gebräunt, sein dichter Bart und seine lockigen Haare schimmern sommerblond. Er sieht aus, als käme er aus einem Surfurlaub. Mit federnden Schritten läuft er die Gangway entlang, nur seine Augen wirken müde. Seinen Rucksack verstaut er im Fach über seinem Sitz 9A, der Flug geht nach Frankfurt, ein Zwischenstopp auf seiner Reise. Er hat wenig Gepäck, aber viele Fragen: Hat Karim tatsächlich für den IS, den sogenannten Islamischen Staat, in Syrien gekämpft? Wollte er in Berlin mit einem Messer losziehen oder mit einem Auto Menschen überfahren, wie es Medien berichtet haben? Karim, mit dem Bergmann seine Wohnung teilte, mit dem er feiern war und durch den Kiez gelaufen ist wie mit einem kleinen, coolen Bruder. Bei dem er das Gefühl hatte, direkt in die Seele zu blicken, wenn Karim lachte oder weinte. Und der offenbar so oft gelogen hat. Der liebe Karim, ein Terrorist wie Anis Amri, der den Anschlag auf dem Berliner Breitscheidplatz verübte?

Noch vor dem Start schläft Bergmann ein, eine Sonnenbrille über den Augen. Er hat die Nacht durchgemacht, saß am Abend noch einmal in dem Café, in dem er mit Karim so oft gewesen war und in dem Bergmann von einem Polizisten des Sondereinsatzkommandos auf dem Boden fixiert wurde. Noch heute grübelt er manchmal, ob sein Handy abgehört wird, obwohl er nie als Verdächtiger galt. Wer weiß, was von so einer Geschichte an einem kleben bleibt? Und was wohl künftige Bekannte und Arbeitgeber darüber denken? Deshalb hat er darum gebeten, seinen echten Namen im *SZ-Magazin* nicht zu erwähnen.

»Prepare for landing, please!«

Bergmann bleibt sitzen, bis die anderen Gäste ausgestiegen sind. Er mag das Gedrängel nicht, er lebt in einem eigenen, ruhigeren Tempo. Als im Sommer 2015 das begann, was als »Flüchtlingskrise« in die Geschichtsbücher

eingeht, hatte Bergmann gerade seine Stelle an einer Berliner Schule gekündigt, weil er etwas Neues probieren wollte, was ihm mehr Freiheiten lassen würde. Eine Art Friedensarbeit. Er wollte in den Libanon ziehen, um für eine NGO zu arbeiten, etwas mit Sport und Bildung. Doch nun waren die Menschen, denen er helfen wollte, hier, in Berlin. Bergmann entschied sich zu bleiben. Er ist das, was Politiker der AfD abfällig einen Gutmenschen nennen. Was ihm dann widerfuhr, wurde zu einer der Nachrichten, die ein Klima anheizten, welches die AfD in den Bundestag getragen hat und die Regierung um Angela Merkel in die Krise. Ein Klima, in dem die Sprache schärfer und die Thesen unversöhnlicher wurden: Die Migration sollte bald die »Mutter aller Probleme« sein, wie der Bundesinnenminister Horst Seehofer es formulierte. Bergmann hat etwas erlebt, was erst wenige und dann immer mehr Menschen in Deutschland befürchtet haben: Er hat seine Hand ausgestreckt und wurde enttäuscht. Doch statt sich ängstlich, frustriert oder wütend abzuwenden, hat er ganz anders reagiert. Im Transitbereich des Frankfurter Flughafens kauft er sich einen Kaffee und bittet um einen zweiten Becher. Er will Leitungswasser abfüllen, um Geld zu sparen. Dann fliegt er weiter in das Land, über das Karim nie geredet hat, obwohl er aus ihm stammt, und in dem er nun in einem Gefängnis sitzt. Die Geschichte von ihm und Bergmann leuchtet auch eine dunkle Ecke deutscher Sicherheitspolitik aus. Wie wird gegen mutmaßliche Attentäter ermittelt? Und was passiert mit Terrorverdächtigen, nachdem sie in ihre vermeintlich sicheren Herkunftsländer abgeschoben wurden?

Gegen halb elf am Vormittag landet Bergmann in Tunis, schultert seinen Rucksack und versucht nun, Schritt für Schritt, mit diesen absurden zweieinhalb Jahren abzuschließen, die im Oktober 2015 für ihn begannen.

Deutschland verändert sich in jenen Wochen. Zehntausende Menschen kommen über die Grenze, manchmal zu Fuß und in dreck- und salzverkrusteten Kleidern wie in einem Bibelfilm. Noch ist die Stimmung geprägt von Merkels »Wir schaffen das«. An den Bahnhöfen werden Geflüchtete mit »Willkommen«-Schildern empfangen.

Bergmann reichen solche Gesten nicht, er will anpacken. Fünf Fahrradminuten von seiner Wohnung in Schöneberg entfernt liegt der ehemalige Flughafen Tempelhof, in dessen leer stehenden Hangars gerade eine Notunterkunft eingerichtet wird. Bergmann meldet sich als Freiwilliger.

Die ersten drei Tage langweilt er sich in der Kleiderkammer. Dann kauft er zwei Tennisnetze und baut sie auf dem Rollfeld vor den Hangars auf. Tennis, denkt er, ist eine körperlose, wenig aggressive Sportart. Das lenkt sie ab, das bringt sie runter.

Bergmann sieht, wie überreizt viele Geflüchtete sind: von ihren langen, oft gefährlichen Reisen und den Umständen, in denen sie nun leben sollen. Die Hangars sind lang und breit wie Fußballplätze und 15 Meter hoch. Für die Menschen werden darin Zelte aufgestellt und Kabinen aus dünnen Plastikwänden, ohne Dach, in denen sie zu zehnt oder zwölf schlafen. Außer auf den Toiletten gibt es keinen Zentimeter Privatsphäre. Um zu duschen müssen die Geflüchteten mit einem Bus in ein Hallenbad fahren. Auf ein Mittagessen warten sie in den Schlangen manchmal eine Stunde lang. Morgens um sieben geht das Licht für alle an, abends um zehn geht es aus. Und jeden Tag werden mehr Betten aufgebaut. Tempelhof wird bald die größte Notunterkunft Berlins sein, ein Symbol der Krise und der Überforderung, bis zu 3.000 Menschen in Flugzeughallen.

Zu Bergmanns Tennisstunden jeden Abend kommen vor allem junge Männer, die ohne ihre Familien nach Europa aufgebrochen sind. Bergmann begrüßt jeden mit klatschendem Handschlag, raucht mit ihnen, verteidigt sie, wenn sie mal Ärger mit den Sicherheitsleuten haben. Chillt mit denen, mit denen niemand chillen will, so sagt er das. Er glaubt an die Kraft von Schlüsselerlebnissen und begegnet den jungen Männern als Freund. Karim ist einer von ihnen. Ein sportlicher Typ mit breitem Gesicht und Ansätzen von Geheimratsecken. Ein junger, arabischer John Travolta.

Auf Bergmann wirkt er besonders mitgenommen. Karim ist laut, impulsiv, manchmal kommt er volltrunken zum Spiel. Aber er lacht auch viel und ist offener als andere. Bergmann und er unterhalten sich auf Französisch. Karim erzählt, er habe die Sprache im Hotel seines Onkels gelernt, wo er manchmal ausgeholfen und einer der Köche Französisch gesprochen habe. Das Hotel sei im Libanon gewesen, er selbst sei aber Syrer und komme aus einem Dorf bei Aleppo. Seine Familie habe sich den Rebellen angeschlossen, der Freien Syrischen Armee, als Assad einen Krieg gegen die eigene Bevölkerung begann. Auch er, Karim, habe gekämpft. Seine beiden Brüder seien in Gefechten gestorben. Der eine habe zwei Tage lang tot auf einer Straße gelegen, die von Hecken-

schützen belauert wurde. Erst dann hätten sie den Körper bergen können. Der Vater habe ihn, Karim, dann zur Flucht gedrängt.

Karim zeigt Bergmann seinen syrischen Reisepass, Nummer 009753913, in dem als Geburtsdatum der 1.1.1989 steht. In diesem Herbst 2015 wäre Karim demnach 26 Jahre alt.

In den Hangars fällt er nicht nur Bergmann auf. Unter den Geflüchteten geht das Gerücht um, Karim habe eine Affäre mit einer Mitarbeiterin von Tamaja, der Firma, die die Notunterkunft betreibt. Die Geschichte stimmt nicht. Karim und die Mitarbeiterin reden zwar oft miteinander, er schreibt ihr unzählige WhatsApp-Nachrichten, und sie fühlt sich für ihn besonders verantwortlich, aber es ist keine Liebesbeziehung. Die Mitarbeiterin, die wie Bergmann ihren Namen nicht in der Zeitung lesen will (und heute nicht mehr bei Tamaja beschäftigt ist), hat das Gefühl, jemandem gegenüberzustehen, der keine Schutzmauer mehr hat, dessen Gefühle ungefiltert aus ihm strömen. Karim wirkt auf sie wie ein zerrütteter Junge.

Im Februar 2016, als in den Hangars kaum noch Platz für neue Betten ist und auf dem Rollfeld ein eisiger Wind weht, spitzt sich auch die Lage um Karim zu: Mit Scherben einer Bierflasche ritzt er sich in den Arm und wird für kurze Zeit in die psychiatrische Abteilung eines Krankenhauses eingewiesen. Einige Tage später randaliert er vor den Hangars, schmeißt mit leeren Glasflaschen.

Bergmann spricht immer öfter mit ihm. Will ihn stützen. Sorgt sich. Und als Karim an einem Tag Ende März vor ihm steht und erzählt, dass gerade sein Vater in Syrien verletzt worden sei, ein Bauchschuss, fasst Bergmann einen Entschluss. In Deutschland kippt in jenen Wochen die Stimmung. Seit der Silvesternacht und den Übergriffen in Köln zweifeln viele am »Wir schaffen das« und wundern sich darüber, dass die Täter von Köln vor allem aus Nordafrika stammen und trotzdem als Asylbewerber eingereist sind. Der Massenmord in Paris im Konzerthaus »Bataclan« und an anderen Orten hat zudem die Angst vor islamistischem Terror befeuert: Wer ist da eigentlich zu uns gekommen? Wer lebt nun in unserer Nachbarschaft, in den Sporthallen und Containerdörfern? Und war es ein Fehler, diese Menschen aufzunehmen? Diese Fragen werden in Talkshows und an Abendbrotstischen diskutiert. Und während viele Türen zufallen, öffnet Bergmann seine. Er lädt Karim ein, bei ihm zu wohnen.

Um Bergmann in diesem Moment zu verstehen, muss man sein Leben ein Stück zurückspulen. Aufgewachsen ist er in einem bürgerlichen, aber bunten

Viertel von Berlin-Steglitz. Seine Schulfreunde hatten Wurzeln in der Türkei oder Thailand. Vor seinem Sportstudium ist er ein Jahr lang um die Welt gereist, Australien, Neuseeland, Indonesien, Brasilien. Manchmal hat er in Hostels übernachtet, öfter bei Einheimischen, die er kennengelernt hatte. Von Chile nach Argentinien ist er getrampt. Im Winter fliegt er regelmäßig nach Marokko, im Sommer nach Portugal, wegen der Wellen. Surfen ist für ihn ein Lebensstil. Überall hat er Freunde, bei denen er schlafen kann. Bergmann spricht Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Englisch und ein paar Wörter Arabisch. Er wurde so oft mit offenen Armen empfangen, dass er sich auch gastfreundlich zeigen will.

In seiner Zweizimmerwohnung in einem Altbau zieht Karim ins Wohnzimmer. Für ein paar Tage, zum Erholen, so ist ihr Plan. Gemeldet bleibt er in Tempelhof. Doch dann erreicht Karim die Nachricht, dass sein Vater gestorben sei, so erzählt er es. Bergmann legt an dem Abend Platten auf, sie sprechen über ihre Familien, weinen – und Karim bleibt.

Während Anis Amri in Moscheen betet, die der Verfassungsschutz beobachtet, und in Berliner Parks Drogen verkauft, fährt Karim mit Bergmann und dessen Freunden nach Rügen zum Campen und mit einem Floß auf der Havel. An den Wochenenden gehen sie gemeinsam ins »Prinz Charles«, einen Club in Kreuzberg, auf Hip-Hop-Partys. Bergmann, der tanzen kann wie ein Brasilianer, muss Karim anfangs noch auf die Tanzfläche schieben, weil der zu schüchtern ist. Später lernt Karim hier eine deutsche Architekturstudentin kennen und beginnt eine Affäre mit ihr. »Freundschaft plus« nennt sie das im Gespräch mit dem *SZ-Magazin*. Auf der Geburtstagsfeier von Bergmanns Mutter steht Karim im Garten und isst Kuchen. Die Fotos aus dieser Zeit wirken wie eine Bebilderung zum Thema gelungene Integration. Karim geht es nun besser, denkt Bergmann. Und auch er genießt die Zeit. Ein Sommer wie ein Rausch, sagt er später. Außer den Sportstunden in Tempelhof, für die er mittlerweile etwas Geld bekommt, gerade so viel, dass er davon leben kann, hat er kaum Pflichten. Er hat auch keine feste Freundin, aber in Karim einen Freund, der nie an morgen zu denken scheint. Warum nicht noch mal vor die Tür? Warum nicht noch mal was erleben? Die beiden nennen sich gegenseitig »frère«, Bruder.

September 2016, noch zwei Monate bis zur Verhaftung. In Deutschland ist in diesem Sommer der Terror angekommen. In einem Zug bei Würzburg attackiert ein junger Mann aus Afghanistan mehrere Menschen mit einer Axt. In Ansbach

zündet ein Syrer eine Bombe vor einem Weinklokal und verletzt 15 Menschen. Beide Täter sind Flüchtlinge. Der IS nennt sie »Soldaten«.

Karim telefoniert in diesen Wochen sehr viel – mit seiner Schwester, erzählt er Bergmann, die irgendwo in Griechenland festhänge. Eine Bombe habe ihr Haus in Syrien getroffen, auch die Mutter sei nun tot, die Schwester auf dem Weg nach Deutschland. Bergmann bucht ein Flugticket nach Athen, um ihr zu helfen, doch kurz vor der Abreise meldet Karim, sie habe es nun nach Serbien geschafft.

Bergmann ahnt, dass sein Freund nicht immer die Wahrheit sagt. Einmal behauptet Karim, auf seiner Flucht zwanzig Kilometer weit durchs Mittelmeer geschwommen zu sein. Ein anderes Mal, dass er gerade auf der Straße beobachtet habe, wie einer alten Frau die Handtasche geklaut wurde. Er habe die Diebe verfolgt und gestellt. Es sind Heldengeschichten, denkt Bergmann, von jemandem, der sich klein fühlt. Er forscht ihnen nicht nach, weil er Karim diese Freiheit lassen möchte. An dessen Familiengeschichte zweifelt er nicht. Mit der Schwester telefoniert Bergmann einmal sogar. *Ça va* – wie geht's? Ein kurzer Smalltalk. Karim scheint die Flucht der Schwester sehr mitzunehmen. Er schläft nächtelang nicht. In Bergmanns Erinnerung sind es merkwürdige Wochen.

An einem Nachmittag ist die Wohnungstür von innen abgeschlossen, als Bergmann nach Hause kommt. Er klopft. Karim öffnet. In der Küche ist das Fenster mit einem Handtuch verhängt. Karim erklärt, er habe gerade Frauenbesuch gehabt, und grinst. An einem Abend spielen sie stundenlang Mensch ärgere dich nicht, reden und rauchen. Irgendwann steht Karim auf, stellt sich vor einen Spiegel, vergisst wohl, dass Bergmann ihn beobachtet, und sagt zu sich selbst: Superman. Und obwohl sich Karim nie an Religion interessiert gezeigt hat, findet Bergmann einen Koran in der Wohnung. Karim erzählt, den habe ein Freund liegen gelassen. Drei Tage vor der Verhaftung, auf einer Halloweenparty im »Soho House«, einem schicken Privatclub in Prenzlauer Berg, stehen Bergmann und Karim auf der Dachterrasse neben dem Pool, betrunken und happy, sie schauen über Berlin, und Karim sagt: »Ich muss dir noch was erzählen, etwas Wichtiges.« Doch da platzt jemand in ihr Gespräch.

2. November 2016. Ihr letzter gemeinsamer Tag beginnt mit einer guten Nachricht. Seine Schwester sei endlich in Berlin, erzählt Karim. Bergmann und er fahren in Bergmanns Bulli durch die Stadt: zum Busbahnhof an der Messe,

zum Lageso in Moabit, der zentralen Asylaufnahmestelle, zum Flughafen Tempelhof. Doch sie finden sie nicht. Ihr Handy ist ausgeschaltet. Am Abend gegen halb neun verlassen sie noch einmal Bergmanns Wohnung, weil er gehört hat, dass in Tempelhof gleich ein paar Busse mit Geflüchteten ankommen sollen. Von der Kolonnenstraße biegen sie in die ruhigere Naumannstraße ein. Later-
nenlicht, Altbauten auf beiden Seiten, parkende Autos. Auch Bergmanns Bulli steht da. Er zieht den Schlüssel aus der Tasche, drückt auf den Knopf, um das Auto zu entriegeln, die Blinker leuchten, und im selben Augenblick rasen zwei Autos die Straße entlang, bremsen, die Türen fliegen auf, und schwarz ver-
mummte Gestalten rennen auf ihn zu. »Halt! Polizei!«

Bergmann rennt weg. Zurück zur Kolonnenstraße, ein paar Verfolger hinter sich. Das kann ja jeder rufen, denkt er. In seinem Stammcafé brennt noch Licht – die werden mir helfen! Er drückt die Tür auf, hastet hinein, erschrockene Blicke. Ein schwarz Vermummter stürmt in den Laden, packt Bergmann, drückt ihn gegen die Wand, hält ihm einen Dienstausweis vors Gesicht. Er gehört zum SEK, dem Sondereinsatzkommando. Bergmann schreit: Was soll das? Was wollt ihr?

In seiner Erinnerung wirft ihn der Polizist dann zu Boden, legt ihm Handschellen an und richtet ihn wieder auf, sodass Bergmann mit dem Rücken an einer Glasvitrine lehnt, in der tagsüber Kuchen gekühlt wird. Durch die Fenster sieht er, wie Blaulicht die Straße erhellt. Vom Aufschlag auf den Boden blutet er an der Stirn. Seine Gedanken rasen und bleiben bei einer Frage stehen: Was ist mit Karim?

Die Ermittlungen gegen seinen Freund hatten erst 13 Tage zuvor begonnen, dieses Bild ergibt sich aus der mehr als tausendseitigen Akte, die einen seltenen Einblick in die deutsche Terrorfahndung gibt.

Am 20. Oktober 2016 hatte das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge ein Schreiben an das Berliner Landeskriminalamt, kurz LKA, geschickt: Karims Reisepass sei womöglich gefälscht. Am 24. Oktober ordnete das LKA 5, Abteilung Staatsschutz, eine kriminaltechnische Untersuchung des Passes an. Auf dem Antrag steht der Vermerk: »Eilt! Islamismusbezug«.

Karim wurde vom 24. bis zum 30. Oktober von Mitarbeitern des Verfassungsschutzes observiert. Sie fotografierten auch Bergmann, der in dem Bericht als »mP1« bezeichnet wird – das Kürzel steht für »männliche Person« und ist

durchnummeriert. Den Ermittlern fiel nichts Verdächtiges auf, sie protokollierten dennoch alles: »16:18H: Die ZP und die mP1 verlassen Saturn und gehen zurück zum Fahrzeug.« ZP bedeutet Zielperson. Zu Karims Verhaftung führte dann insbesondere ein Hinweis des US-Inlandsgeheimdienstes FBI, so steht es in einem Beschluss des Bundesgerichtshofs, der in Terrorverfahren zuständigen Behörde. Ein BGH-Richter ordnet darin an, Karims Wohnung zu durchsuchen. Karim stehe im Verdacht, Mitglied des IS in Syrien gewesen zu sein und in Deutschland eine »schwere staatsgefährdende Gewalttat« vorzubereiten. Die Gründe für diese Vorwürfe werden in dem Beschluss nur wenig konkretisiert: Der Verfassungsschutz habe entsprechende Hinweise, und das FBI kenne einen von Karims Facebook-Accounts, über den er mit einem IS-Mann in Kontakt stehe, der für »externe Operationen« zuständig sei und Karim »die Erlaubnis für die Durchführung eines Selbstmordanschlages« erteilt habe.

Als Bergmann den Beschluss von einem Polizisten gezeigt bekommt, hört er auf, Fragen zu stellen. Er sitzt mittlerweile in einem Polizeibus. Der Ermittler erklärt ihm, dass er nur als Zeuge gelte, nicht als Beschuldigter. Dann führen sie ihn in seine Wohnung, er setzt sich auf sein Sofa und sieht zu, wie sie Schubladen durchwühlen und in Lampenschirme spähen. Die Polizisten nehmen seinen Laptop, mehrere externe Festplatten und USB-Sticks mit. Um 0.41 Uhr verlassen sie seine Wohnung. Bergmann verbringt den Rest der Nacht bei einem Freund, der im selben Haus wohnt. Auf dessen Computer liest er am Morgen die Schlagzeilen: »Berliner LKA nimmt Terrorverdächtigen fest« (*Zeit Online*). »Es gab Hinweise auf zeitnahen Anschlag!« (*BZ*). Die *Berliner Zeitung* schreibt, Karim habe ein Attentat mit einem Messer, einer Axt oder – nach dem Vorbild von Nizza – einem Auto begehen wollen, und beruft sich dabei auf Informationen der Ermittler. Auch der damalige Bundesinnenminister Thomas de Maizière äußert sich: »Ich bin sehr froh, dass es gelungen ist, diesen Verdächtigen festnehmen zu lassen.« Thomas de Maizière redet über Karim? Die Nachbarnwohnung wird in den folgenden Tagen eine Art Krisenzentrum für Bergmann und seine Freunde, von denen viele ein enges Verhältnis zu Karim hatten. Journalisten klingeln an der Tür, doch sie wollen nicht mit ihnen reden. Stundenlang sitzen sie beisammen, recherchieren, diskutieren. Weil Karims Pflichtverteidiger keine Erfahrungen mit islamistischen Terrorfällen hat, sammeln sie Geld und engagieren einen zweiten Anwalt, einen Spezialisten. Sie

glauben nicht, was sie in den Zeitungsberichten über ihren Karim lesen. Die Polizisten müssen ihn verwechselt haben.

Von Karim existiert ein Foto, das ihn mit dichtem Vollbart und einer Kalaschnikow in den Händen zeigt (siehe Titelbild dieser Ausgabe). Er sitzt auf einem Sofa, sein Gesicht wirkt schmal unter dem Bart. Dieses Bild prägt den Eindruck, den die Polizisten von Karim haben, es ist ihr Karim in den Wochen nach seiner Verhaftung, in denen sie weiter gegen ihn ermitteln und er in Untersuchungshaft sitzt.

Das Foto entdeckten LKA-Mitarbeiter auf Karims konfisziertem Smartphone. Es wurde ihm im Juli 2016 über WhatsApp geschickt, von einem Gesprächspartner mit einer türkischen Mobilfunknummer. Karim löschte das Foto, aber die Ermittler haben es wiederhergestellt. Sie wissen nun auch, dass Karim seine deutschen Freunde angelogen hat. Das Interpol-Büro in Tunis hat seine Fingerabdrücke zugeordnet. Karim heißt tatsächlich Charfeddine T. und wurde am 4. Juni 1992 geboren, also rund dreieinhalb Jahre nach seinem erfundenen Geburtsdatum. Er ist Tunesier. Seinen gefälschten Reisepass untersuchen Kriminaltechniker genauer: Einige Seiten darin wurden mit einem Canon-Laserdrucker hergestellt, der wie jeder Laserdrucker eine Art Fingerabdruck hinterlässt. Derselbe Drucker war benutzt worden, um die Pässe von zwei IS-Schläfern anzufertigen, die im September 2016 in Schleswig-Holstein verhaftet wurden.

Verdächtig kommt den Ermittlern auch eine Unterhaltung vor, die Karim über den Messengerdienst Telegram geführt hat. Die französische Nummer, mit der er kommuniziert, war in früheren Terrorermittlungen bereits aufgefallen. Ein hochrangiger IS-Mann in Syrien soll sie benutzt haben, zumindest im Frühjahr 2016, davon geht der französische Inlandsgeheimdienst DGSI aus. Karim chattete mit diesem Telegram-Account im Oktober 2016, kurz vor seiner Verhaftung. Er könne nun nichts mehr machen, schrieb er, außer zu Gott zu beten, der ihm sein »Anliegen« ermöglichen solle. Den Gesprächspartner forderte Karim auf, ihn anzurufen, »sobald ihr eine Entscheidung getroffen habt«. Um welches »Anliegen« es geht, was entschieden werden soll und wer mit »ihr« gemeint ist, bleibt unklar. Die Ermittler gehen »mit hoher Wahrscheinlichkeit« davon aus, dass es sich bei dem Chat um Aktivitäten für den IS handele, heißt es in den Akten. Und sie finden noch andere digitale Gesprächssetzen von Karim, die sie ähnlich deuten. Aber zweifelsfreie Beweise, dass er tatsächlich einen

Anschlag plante, entdecken sie nicht – zumindest tauchen sie nicht in den Dokumenten auf, die dem *SZ-Magazin* vorliegen (und in denen die Erkenntnisse des FBI nicht weiter erörtert werden). Als ihn die Ermittler in einer Vernehmung auf den Telegram-Chat ansprechen, erklärt Karim, er habe die französische Nummer von einem jungen Mann namens Khaled bekommen, den er auf seiner Reise nach Europa an einer Bushaltestelle kennengelernt habe. Sie hätten sich mal wieder treffen wollen, deshalb das Gespräch über Telegram.

Am Abend, als er festgenommen wurde, schlug Karim in seiner Zelle mehrmals seinen Kopf gegen die Wand, bis ihm seine Bewacher Hand- und Fußfesseln anlegten und einen Helm aufsetzten. In den Vernehmungen einige Wochen später wirkt er gefasst – so klingt es zumindest in den Protokollen: Karim erzählt, er habe Tunesien 2014 wegen »privater Probleme« verlassen und sei über Libyen in die Türkei gereist, um dort als Tagelöhner auf dem Bau zu arbeiten, vor allem im Süden der Türkei, wo er viele syrische Flüchtlinge kennengelernt habe. Gemeinsam mit ihnen habe er den Entschluss gefasst, nach Europa zu gehen, wo er sich als Syrer habe ausgeben wollen, um bessere Chancen auf Asyl zu haben. Er habe dann den syrischen Akzent und viel über das Land gelernt. Karim konnte diesen Akzent tatsächlich so gut imitieren, dass ihn selbst die Syrer, mit denen er in Tempelhof die meiste Zeit verbrachte, für echt hielten. Im Herbst 2015 sei er dann von der Türkei über Griechenland, die Balkanstaaten und Österreich nach Deutschland gereist. Sicher ist, dass er am 26. Oktober 2015 die österreichisch-deutsche Grenze passierte und in Deutschland registriert wurde.

Das Foto mit der Kalaschnikow sei während seiner Zeit in der Türkei entstanden, sagt Karim. Ein Freund habe die Waffe mitgebracht, mit der er sich zum Spaß habe fotografieren lassen.

Seinen Pass habe er auf der Straße gekauft, wie es viele Flüchtlinge tun.

Die Ermittler entdecken noch einen Facebook-Chat, der Karim wiederum in ein anderes Licht setzt. Im Juli und August 2016 unterhält er sich da mit einer Person namens »Asyr Asyr«, die sich wohl in der Türkei aufhält. Karim erzählt, dass »Daesh«, also der IS, ihn am Ende tot oder lebendig wolle. Nur unter großer Anstrengung sei es ihm gelungen, auszureisen. Es gehe wohl das Gerücht um, dass er im Meer ertrunken sei. Dieses Gerücht solle man ruhig aufrechterhalten. Ansonsten würden ihm die »Hurensöhne« Leute vorbeischieken.

War er beim IS und ist desertiert? In seiner Vernehmung tut Karim jenes Gespräch als Witzelei ab. In Syrien sei er nie gewesen.

Auch Bergmann wird in dieser Zeit mehrmals von LKA-Mitarbeitern vernommen. Er erinnert sich gut an die Polizisten: einen kleinen, kräftigen mit Glatze; einen netten, jungen mit Dreitagebart; und einen »Pfiffikus« mit blondierten Haaren. Obwohl er glaubt, dass sie seinem Freund etwas anhängen wollen, wirkt er auf die Ermittler »ruhig« und beantwortet ihre Fragen »bereitwillig« und »glaubwürdig«, wie sie im Protokoll vermerken. Bergmann weiß mittlerweile, dass Karim auch ihn belogen hat. Dass er in Wahrheit Tunesier ist. Diese Lüge trifft ihn, gleichzeitig denkt er: Deutschland lässt Karim halt keine andere Chance. Von den weiteren Ermittlungsergebnissen erfährt er wenig. Als Karim eine Anhörung vor Gericht bevorsteht, schreiben Bergmann und seine Freunde Briefe an den Richter, in denen sie schildern, wie sie Karim erlebt haben: liebevoll und fröhlich. Daneben kleben sie Fotos von gemeinsamen Grillabenden. Der bewaffnete, bärtige und der lachende Karim, der mit seinen Berliner Freunden in der Abendsonne anstößt: Man kann diese Fotos nebeneinanderlegen, aber die Person darauf nicht zusammenbringen.

Januar 2017. Als Bergmann Karim zum ersten Mal wieder sieht, gibt es in Deutschland nur noch ein Thema: Drei Wochen zuvor ist Anis Amri mit einem Lastwagen in einen Berliner Weihnachtsmarkt gerollt, jetzt stehen die Arbeit der Sicherheitsbehörden und die Flüchtlingspolitik der Regierung im Brennpunkt. AfD-Politiker sprechen von »Merkels Toten«. Das ist nun der Umgangston.

In der JVA Berlin-Plötensee wird Bergmann in einen Raum geführt, der von einer Panzerglasscheibe durchtrennt ist. Auf der anderen Seite geht die Tür auf. Karim und Bergmann schauen einander an – und lachen. So erinnert sich Bergmann an diese Szene.

»Wie geht's?« »Okay«, sagt Karim.

»Bist du jetzt Tunesier, oder was?« Karim nickt.

»Und deine Schwester?« Karim sagt nichts, senkt den Blick. Bergmann weiß, dass Karim nicht frei sprechen kann. Mehrere Polizisten stehen mit im Raum. Er will seinen Freund unterstützen und aufbauen. Gleichzeitig hatte er auf ein Zeichen gehofft, an dem er erkennen kann, was wahr ist. Einen Satz. Einen Blick. Die Geschichten über die Reise der Schwester und den Tod von Karims Eltern nagen an Bergmann. Warum diese Lügen? Es müssen ja Lügen sein –

oder? Und warum bittet Karim jetzt nicht darum, alles zu tun, um ihn hier rauszuholen? Warum schreit er nicht: Die haben den Falschen! Warum sitzt er da so ruhig und plaudert? Das Gefängnis, denkt Bergmann, hat ihn nicht gebrochen. Warum kann er das so gut ab?

Karim nennt Bergmann in dem Gespräch »frère«. Bergmann erwidert »ami« – Freund.

Ein paar Wochen später, bei seinem drittem Besuch, erlebt Bergmann einen anderen Karim, eine gebeugte, bleiche Person. Karim steht vor der Panzerglasscheibe, die Arme daran abgestützt, und erzählt von seiner Familie: von seinem jüngeren Bruder, seiner jüngeren Schwester und seiner Mutter, die nun die Einzigen seien, die ihm noch helfen könnten. Er erklärt nichts, schildert bloß. Dann sagt er noch, dass er Angst habe vor dem, was jetzt komme. Bergmann glaubt ihm. »Du musst stark sein«, sagt er. »Pass auf dich auf. Hör auf dein Herz.« Karim sagt nichts. Der Prozess, auf den beide warten, wird nicht stattfinden. Fünf Tage später, am 8. März 2017, wird Karim nach Tunesien abgeschoben. Während er in U-Haft saß, war sein Asylantrag abgelehnt worden.

Die Bundesanwaltschaft erklärt nicht, warum sie keine Anklage erhoben hat, auch nicht auf Nachfrage des *SZ-Magazins*. Vielleicht reichten die Indizien nicht, vielleicht war Karims Fall nicht groß, nicht wichtig genug, vielleicht wollte man Prozesskosten sparen.

April 2018, Tunis. Bergmann läuft eine staubige, menschenleere Straße entlang, hinein in Karims Vergangenheit. Weiß gestrichene Mauern rechts und links, an vielen bröckelt der Putz, hinter manchen ragen Zypressen hervor, ein Wohnviertel der unteren Mittelschicht. Die Mittagssonne sticht.

Vor dem Haus, in dem Karim aufwuchs, drei Stockwerke, flaches Dach, bleibt Bergmann stehen wie vor einem Ausstellungsstück. Er will Karim begreifen. Mit ihm reden kann er nicht. Im Gefängnis darf ihn hier nur seine Familie besuchen. Eigentlich hat Bergmann in dem Jahr seit der Abschiebung versucht, sich von Karim zu lösen. Er hat sein Engagement in Tempelhof aufgegeben und ist für einige Monate nach Portugal gereist, um in einem Surfcamp zu arbeiten und selbst eines aufzubauen. Es war eine Flucht in seinen Traum. Jeden Tag der Blick aufs Meer, trotzdem ließ ihn Karim nicht los.

Über Facebook bekamen er und seine Freunde Nachrichten von Karims Bruder. Bergmann antwortete nicht selbst, wollte aber alles erfahren. Der Bru-

der berichtete, dass Karim seit seiner Rückkehr in Untersuchungshaft sitze, in Mornaguia, dem größten Gefängnis Tunesiens. Seine Zelle teile er mit fünfzig Männern. Während der Verhöre sei er geschlagen und an den Füßen aufgehängt worden. Karims deutsche Anwälte hatten solche Folter befürchtet und deshalb versucht, die Abschiebung zu verhindern, doch anders als gut ein Jahr später im Fall von Sami A., einem mutmaßlichen früheren Leibwächter von Osama bin Laden, lehnte ein Berliner Verwaltungsrichter ihren Antrag ab – so kurzfristig, dass sie die Entscheidung nicht mehr anfechten konnten. Auch Bergmann kannte die Berichte von Amnesty International und Human Rights Watch über die oft menschenunwürdigen Zustände in tunesischen Haftanstalten. Besonders hart treffe es da mutmaßliche Dschihadisten. Bergmann sammelte noch einmal Geld von Freunden und schickte 600 Euro an eine tunesische Anwaltskanzlei, damit Karim gut verteidigt wird.

»Warum musst du dich wieder so einbringen?«, hat seine Mutter ihn nun vor dem Abflug nach Tunis gefragt. »Schau auf dein eigenes Leben.« Bergmann erklärte ihr, dass er die Kultur spüren wolle, in der Karim groß geworden ist. Die Reise fühle sich richtig an. Bergmann ist ein Bauchmensch, seine Mutter weiß das. Am Ende googelten sie gemeinsam tunesische Kochrezepte, und auch die Mutter, die in ihrer Freizeit Flüchtlingen Deutsch beibringt, war nun gespannt auf die Reise ihres Sohnes.

In einer schattigen Ecke vor Karims alter Schule steht ein Lehrer in einer rissigen Lederjacke. Zur Begrüßung legt sich Bergmann die rechte Hand aufs Herz, wie es in arabischen Ländern üblich ist. Auf Französisch fragt er, ob der Lehrer einen Charfeddine T. kenne. Der Lehrer überlegt und hält Rücksprache mit dem Direktor. »Tut mir leid«, sagt er dann. »Wir haben hier 1.200 Schüler.« Bergmann geht weiter in das Viertel, in dem Karim das letzte Jahr vor seiner Abreise lebte. Es heißt Dibouzville. Die Straße führt einen Berg hinauf, Schritt für Schritt nähert er sich nun dem Punkt von Karims Geschichte, an dem dessen Leben eine Wendung nahm, die ihn zu Bergmann führen sollte. Die Häuser sind schief, unverputzt, dicht gedrängt und ineinander verschachtelt. Bergmann wird langsamer, bewegt sich vorsichtig wie auf einem zugefrorenen See. Aus der Straße wird eine Gasse, und er bleibt stehen.

War er zu naiv? Hat Karim ihn ausgenutzt? Waren Karims Tränen echt? Hat Karim eine posttraumatische Belastungsstörung? Hat er Menschen getötet? Wie

viele? Wie? Ist er psychisch krank? War er ein so guter Schauspieler? Warum wollte er nie Deutsch lernen? Ich muss dir noch was erzählen, etwas Wichtiges – was meinte Karim damit? Wollte er tatsächlich einen Anschlag verüben und vorher noch einmal das Leben genießen? Ist er deshalb so oft feiern gegangen? Oder ließ er von seinen Anschlagsplänen ab, weil er ihn, Bergmann, kennengelernt hatte? Hat er Karim aus der Dunkelheit geholt? Auch an diesem Gedanken hält sich Bergmann manchmal fest. Oder war am Ende doch alles nur eine Verwechslung?

Karim könnte so vieles sein: ein Mitläufer, ein Mörder, ein Hochstapler, ein Schläfer. Bergmann glaubt mittlerweile, dass Karim beim IS in Syrien war. Er hofft, dass Karim diese Vergangenheit in Deutschland abschütteln wollte. Damit könnte er umgehen. Aber wenn Karim in seiner Wohnung einen Anschlag plante? »Puh«, schnauft Bergmann, wenn er diesen Gedanken ausspricht.

Seine Fragen trägt er nun schon so lange mit sich herum, aber er glaubt nicht, dass Karims Familie sie beantworten kann. Beantworten will. Er steht in der Gasse und kehrt um.

Karims Mutter wohnt noch immer in diesem Viertel, in einem der schiefen Häuser, das nur aus einem Raum besteht. Im schmalen Hof laufen ein paar Hühner, als das *SZ-Magazin* sie ohne Bergmann besucht. Sie trägt ein schwarzes Gewand, ein braunes Kopftuch, fünfzig Jahre ist sie alt. Den einen Raum teilt sie mit ihren Eltern. Neben ihr sitzen ihr Sohn, dessen Hände ölverschmiert sind von der Arbeit auf einer Baustelle, und ihre Tochter, die Jeans und T-Shirt trägt und deren schulterlange Haare glänzen. An ihrem Rucksack hängt eine kleine Plüschtierfigur: Goleo, das deutsche WM-Maskottchen.

Glaubt man der Geschichte, die die Familie erzählt, ist der Vater tatsächlich tot. Allerdings schon seit 18 Jahren. Sein Bruder, Karims Onkel, habe die Mutter und die drei Kinder danach aufgenommen: in dem dreigeschossigen Haus. Vor allem mit der Tante habe es Konflikte gegeben, sodass die Familie im Oktober 2012 erneut umgezogen sei – nach Dibouville, zu den Eltern der Mutter in dieses eine Zimmer, das sie sich damals zu sechst geteilt hätten. Karim, also Charfeddine, war damals zwanzig Jahre alt, verdiente etwas Geld mit Gelegenheitsjobs, hörte Rap-Musik und träumte von Europa, so schildert es der Bruder. In seinem Leben spiegelte sich demnach die Krise seiner Generation, die sich bei ihm mit der persönlichen Krise verknotete, ohne Vater aufzuwachsen. Und

das in einem Land, in dem gerade eine Zeitenwende angebrochen war: der Sturz des Machthabers Ben Ali und seines Regimes. Der Beginn des arabischen Frühlings. Dem Bruder zufolge lief Karim 2011 bei den Protestmärschen im Zentrum von Tunis mit. Aber es sei ihm dabei – so wie vielen jungen Männern aus den ärmeren Vororten – nicht nur um Politik gegangen. Geschäfte wurden geplündert, und Karim habe mitgeklaut: Alkohol, Klamotten bei Zara.

Ein paar Monate später, bei den ersten freien Wahlen, gewann eine islamisch geprägte Partei, die unter Ben Ali verboten gewesen war. Auch Karim, erzählt sein Bruder, habe Ennahda seine Stimme gegeben. Die Partei sprach die Probleme vieler Menschen an – Lebensmittelpreise, Gesundheitsversorgung – und galt als konservativ, aber nicht als radikal. Die neue Freiheit im Land nutzten aber auch Islamisten, in Tunis wehten an manchen Moscheen schwarze Banner von den Minaretten. In Karims neuem Viertel Dibouville zum Beispiel.

Viele Tunesier reisten in dieser Zeit in den Krieg nach Syrien, 5.000 bis 7.000 insgesamt, das Land wurde zu einem der bedeutendsten Truppenversorger des IS. War Karim einer dieser Männer? Der Bruder erzählt, dass Karim in ihrem neuen Viertel auf der Straße von einem Mann mit Bart angesprochen worden und mit ihm zum Beten gegangen sei. Nach zwei Monaten habe er aber die Lust daran verloren und wieder getrunken und gefeiert. Die weitere Geschichte, Karims Reise über die Türkei nach Europa, deckt sich dann in etwa mit dem, was Karim den deutschen Ermittlern erzählt hatte.

Am Nachmittag sitzt Bergmann in einem der Cafés an der Avenue Habib Bourguiba, der Prachtstraße von Tunis, trinkt Espresso und wartet auf Karims Anwalt. »Was mir nicht aus dem Kopf geht«, sagt er, »sind die Lügen über den Tod seiner Eltern.« Die Mutter hatte erklärt, dass Karim sie und den Vater wohl sterben ließ, damit in Deutschland niemand mehr nach ihnen fragte. Bergmann überzeugt das nicht. Er denkt, dass Karim ihn manipulieren wollte.

Auf dem Weg zum Café war Bergmann von einem Mann angesprochen worden, so wie es Touristen dauernd auf der Avenue Habib Bourguiba passiert. »Français? English? Deutsch? Ah, Deutsch, was für ein Zufall, ich arbeite für die Deutsche Botschaft. Soll ich dir die Stadt zeigen?« Der Mann wollte natürlich Geld, und Bergmann wimmelte ihn ab. »Diese Fähigkeit«, sagt er nun, »einem ins Gesicht zu lügen, um zu überleben, hatte wohl auch Karim.« Er kenne das aus den Favelas in Brasilien. »Man nennt das streetwise« – ausgebufft, straßenschlau.

Bergmann macht es sich nicht leicht. Er verdammt nie, zieht keine Schlussstriche, sondern sucht immer weiter nach Erklärungen.

Karim, berichtete dann der Anwalt, sei vorletzte Woche zu 14 Jahren Haft verurteilt worden, weil er sich einer Terrororganisation angeschlossen habe und von dieser militärisch trainiert worden sei. 14 Jahre, dann bin ich 53, denkt Bergmann.

»Welche Terrorgruppe?«, fragt er. »Daesh natürlich«, sagt der Anwalt.

In Karims neuem Wohnviertel Dibouville habe es eine bekannte Islamistenmoschee gegeben. Etliche Männer seien in den Krieg nach Syrien gereist, viele davon seien gestorben. Karims Bruder habe eine der Witwen kennengelernt und sie mit Karim in Kontakt gebracht, als dieser bereits in Deutschland war. Die beiden hätten sich über Facebook geschrieben. Karim habe der Witwe von seiner Zeit in Syrien erzählt, um sie zu trösten, und dabei habe er quasi alles zugegeben. Denn was er und sein Bruder nicht wussten: Die Witwe war von der tunesischen Polizei als Spitzel angeworben worden.

»Das gibt's doch nicht«, sagt Bergmann. Der Anwalt lächelt, als wolle er sagen: dumm gelaufen. Das Urteil sei aber noch nicht rechtskräftig, die Revision werde im Dezember verhandelt. Am nächsten Morgen, es ist der Tag seines Rückflugs, wacht Bergmann in seinem Hotelzimmer auf. Durch einen Schlitz im Vorhang schneidet Sonnenlicht in den Raum. Bergmann liegt noch im Bett, seine Stimme klingt wie gedimmt, als er von dem Traum erzählt, den er gerade hatte: Er und Karim spazieren durch Kreuzberg, und Karim sagt, man müsse eine Atombombe auf den IS schmeißen. »Diesen Satz hat er tatsächlich ein paar Mal genau so ausgesprochen«, erzählt Bergmann. »Das ist doch krass.« Er macht eine Pause. »Ich wünsche mir echt, dass Karim nicht so eine verlorene Seele ist. Nicht für mich, sondern für ihn.«

Bergmann sagt, er sei nicht bitter. Seit seiner Rückkehr aus Portugal ist er in Berlin wieder in der Flüchtlingshilfe engagiert. Er organisiert Sportveranstaltungen und Workshops zum Thema »Zukunft und Beruf«. Eine kurdische Familie, die er in Tempelhof kennengelernt hat, lädt ihn regelmäßig zum Essen in ihre neue Wohnung ein. Die Mutter kocht jedes Mal wie für eine Geburtstagsfeier: gefüllte Paprika, Weinblattwickel, Spieße aus Lammhackfleisch. Bergmann nennt sie »Mama«. Ein junger Syrer aus den Hangars, mit dem Bergmann und Karim befreundet waren, studiert mittlerweile und ist mit einer Bekannten von

Bergmann zusammen. »Je öfter die Geflüchteten auf coole, entspannte Leute in Deutschland treffen, desto besser verstehen sie doch, was bei uns wichtig ist«, sagt Bergmann. Das ist seine Philosophie. Er will die Tür nicht zumachen, weil das am Ende mehr Ärger bringt. In Deutschland wird in diesen Wochen über »Ankerzentren« und »Transitzentren« diskutiert, in denen Flüchtlinge kaserniert werden sollen. CSU-Politiker werden bald von »Asyltourismus« reden, als stiegen die Menschen zum Spaß in überfüllte Schlauchboote. Italien wird keine Schiffe in seinen Häfen anlegen lassen, auf denen Menschen ausharren, die beinahe ertrunken sind. Zivile Seenotretter werden als Schleuser beschimpft und angeklagt. Durch deutsche Innenstädte werden Neonazis marschieren und sich in der Mehrheit fühlen.

Im Hotelzimmer in Tunis schiebt Bergmann den Vorhang beiseite. »Ich muss auf jeden Fall wieder hierherkommen, um mir das Land in Ruhe anzuschauen«, sagt er. Dann tritt er ins Licht auf den Balkon.

SZ MAGAZIN

Nr. 44/2018 vom 2. November 2018

Merkel ist düpiert, aber hinter Ralph Brinkhaus' Wahl steckt mehr, weiß *Robin Alexander* - Seite 2

WELT AM SONNTAG

ISSN 2192-9868/2018 • 140. JAHR • 37.

DEUTSCHLANDS GROSSE SONNTAGSZEITUNG | GEGRÜNDET 1948

PREIS 37 €

IN DIESER AUSGABE

Was soll ich nicht anerkennen?
Für alle gibt es ein einziges Maß. Lindeas
Aktionen sind noch nie auf einer Skala
ausgewiesen. **Seite 19**

Der Weg ist das Ziel
Da gibt es noch einen Wandelforscher,
der von Berufs wegen durch
Deutschland spaziert. **Seite 20/21**

Jugis aufgezogen!
Dabei (Dachanlage) war, wie es sich
anfühlt, die Workshop-Session ganz
von unten anzufangen. **Seite 21**

**Heute
mit Stall-
Magazin
ICON**

Klein Typen mehr
In Deutschland Unternehmen für
geringe bis mittlere Umsatzpläne
Generationswechsel steht im
Fokus. **Seite 22**

Gegen Joblocken
Ein Gespräch mit dem
Chairman der
Globe Policy über sein neues
persönliches Buch. **Seite 23**

VERSETZUNG

**Doch mehr
für Maßen**

Die schlesische Hofstadt
Hain Georg Maßen ist ein
kleines Dorf mit einer
eigenen Kirche und
einer kleinen
Schule. Die
Hofstadt ist
einmal im Jahr
von einem
König besucht.
Die Hofstadt
ist ein
kleines Dorf
mit einer
eigenen Kirche
und einer
kleinen Schule.
Die Hofstadt
ist einmal im
Jahr von einem
König besucht.
Die Hofstadt
ist ein kleines
Dorf mit einer
eigenen Kirche
und einer kleinen
Schule. Die Hofstadt
ist einmal im
Jahr von einem
König besucht.
Seite 8

RELIGIONSUNTERRICHT

**Kooperation
mit dem Islam**

Im katholischen Erzbistum
Paderborn ist in dieser
Woche ein
Kooperations
Vertrag
unterzeichnet
worden.
Der Vertrag
regelt die
Kooperation
zwischen
Katholiken
und Muslimen.
Der Vertrag
regelt die
Kooperation
zwischen
Katholiken
und Muslimen.
Seite 10



Betreutes Studieren

Wenn
Mama
mit
in die
Höhle
geht.
Seite 7

Depots für Dummies

Besten Anlagenspar
mit
geringen
Kosten.
Seite 41

LIGA zieht am Bayern vorbei

Die Liga
zieht am
Bayern
vorbei.
Die Liga
zieht am
Bayern
vorbei.
Seite 37

Preis
Berlin - München 20
Samstag
Schwerin - Mainz 10
Hoffenheim - Leipzig 10
Stuttgart - Bremen 12
Wolfsburg - Gladbach 12
München - Düsseldorf 10
Leverkusen - Dortmund 24

FDP-CHEF Lindner kritisiert die Kanzlerin

FDP-Chef
Lindner
kritisiert
die
Kanzlerin.
FDP-Chef
Lindner
kritisiert
die
Kanzlerin.
Seite 4

Theodor-Wolff-Preis

Tina Kaiser, Jahrgang 1978, ist Absolventin der Kölner Journalistenschule für Politik und Wirtschaft und Diplom-Volkwirtin. Seit 2005 arbeitet sie für *Die Welt*-Gruppe, anfangs als Wirtschaftsreporterin, ab 2008 war sie Korrespondentin in London, anschließend wechselte sie 2013 als Korrespondentin nach New York. Seit 2016 ist sie zurück in Berlin und Reporterin im Ressorts Reportage und Investigation.

TINA KAISER ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2019 in der Kategorie »Reportage überregional« für ihren Beitrag »Der Volksvertreter«, erschienen am 30. September 2018 in der *Welt am Sonntag*.

Der Volksvertreter

Von Tina Kaiser

Wolfgang Bosbach war 23 Jahre lang einfacher Bundestagsabgeordneter – und doch bekannt wie sonst nur Kanzler und Minister. Fast täglich gab der rheinische CDU-Mann Interviews, trat im Fernsehen oder bei Feuerwehrfesten auf. Seit einem Jahr versucht er sich nun an seiner vielleicht härtesten Aufgabe, dem Ruhestand. Wie ist es ihm dabei ergangen?

19. Oktober 2017

Bosbachs Bundestagsbüro, Berlin

An dem Tag, an dem Wolfgang Bosbach seine Kisten packt und sich auf das Abenteuer seines Lebens vorbereitet, macht sich seine Sekretärin große Sorgen. Kirsten Sittig, eine Frau mit strengem Blick, aber grenzenloser Geduld, sitzt im Vorzimmer seines Bundestagsbüros. Sie ist am Vortag gestürzt, sie kann sich nur unter Schmerzen bewegen, aber sie will den Chef nicht allein lassen am letzten Tag seines Berufslebens. Nur beim Packen helfen kann sie ihm nicht. Da könne der Chef gleich mal üben, wie er ohne sie klarkomme, sagt sie. Sie hat so ihre Zweifel, dass er das schafft. Wolfgang Bosbach, 65, Bundestagsabgeordneter im Ruhestand, hat bislang kaum einen Schritt ohne sie geplant. Sie hat sein ganzes Leben gemanagt, pro Jahr mehr als 10.000 Zuschriften und 6.000 Terminanfragen beantwortet, mehr als 200 Hotelübernachtungen gebucht, Tausende von Terminen überall in der Republik organisiert, Sitzungen, Bierzeltauftritte, Kirmeseröffnungen, Bürgersprechstunden, Interviews, Talkshows. Wenn Bosbach im Zug nach Berlin saß, schickte ihm Frau Sittig rechtzeitig eine SMS, damit er nicht vergaß, in Hannover umzusteigen.

Sittig sagt: »Der wird sich noch wundern.«

Im Nebenzimmer steht Bosbach zwischen Stapeln von Büchern und Aktenordnern. Sein Sakko hat er über seinen Chefsessel geworfen, das Hemd hängt ihm hinten aus der Hose. In einer Zimmerecke drängen sich zwei Fernsteams, die mit Kameras und Richtmikrofonen den Tag dokumentieren wollen.

Ja, ja, sagt Bosbach, stimme schon. Seine Frau Sittig sei ein Sechser im Lotto für ihn gewesen. Aber nun müsse sie loslassen lernen. »Die hat wohl Angst, dass ich ohne sie verwahrlose und unter der Brücke lande.« Bosbach lacht seine typische Bosbach-Lache, Kopf in den Nacken geworfen, Augen halb

geschlossen, Mund weit auf, ein lang gezogenes, lautes »Haaa! Haaa! Haaa!«, das das ganze Büro ausfüllt.

Als die Lache verhallt ist, fängt Bosbach an, Bücher in Kisten zu stopfen. Er sagt, er werde sich emanzipieren, er habe sich in der CDU-Kreisgeschäftsstelle in Bergisch Gladbach ein kleines Büro angemietet. Ab heute sei er seine eigene Sekretärin. Vor einigen Monaten habe er gelernt, wie man E-Mails schreibe. Er habe sein »Rentnertelefon« gegen ein Smartphone ausgetauscht, und seit ein paar Tagen besitze er den ersten eigenen Laptop seines Lebens, den könne er sogar schon ein- und ausschalten. Während er brummt: »Ich kann jetzt machen, was ich will«, wickelt er ein gerahmtes Bild seiner Töchter zusammen mit einer einzelnen Hotelbadeschlappe in eine alte Tennisjacke. Wäre Bosbachs Leben ein Lorient-Film, träte er in der nächsten Szene zu Hause zur Tür herein und erklärte seiner Frau, dass er ab sofort auch hier wohne.

Wolfgang Bosbach ist der große Illusionskünstler der deutschen Politik. Er war 23 Jahre lang ein einfacher Bundestagsabgeordneter, erst in Bonn, später, nach dem Regierungsumzug, in Berlin. Die wichtigste Position, die er innehatte, war die Leitung des Innenausschusses – ein Fachgremium, das Bundesgesetze vorbereitet. Trotzdem ist Bosbach bekannt und beliebt wie sonst Kanzler oder Minister, trotzdem gibt es kaum einen anderen deutschen Politiker, der so oft um Interviews gebeten und in Fernsehtalkshows eingeladen wurde, »Anne Will«, »Maybrit Illner«, »Hart aber fair« oder wer sonst noch alles anrief. Eine Untersuchung hat mal ergeben, dass bei Talkshows durchschnittlich 200.000 Zuschauer mehr einschalten, wenn Bosbach zu Gast ist. Es hat damit zu tun, dass Bosbach als Exemplar einer selten gewordenen Spezies gilt. Er geht auf in der Rolle des Aufrechten, der sagt, was er denkt, auch wenn es seiner eigenen Partei und seiner Bundeskanzlerin vielleicht nicht passt. Und es liegt daran, dass Bosbach der Politik fast zweieinhalb Jahrzehnte lang alles untergeordnet hat.

Seine Frau und seine drei mittlerweile erwachsenen Töchter Caroline, Natalie und Viktoria sahen ihn häufiger im Fernsehen als am Frühstückstisch. Bosbach raste rastlos durch die Republik, 30.000 Kilometer im Jahr auf deutschen Autobahnen. Er war nie auf einem Elternabend oder einem Martinszug, er verpasste die meisten Geburtstage seiner Kinder. Stattdessen hielt er Reden bei irgendeinem CDU-Ortsverband, schüttelte Hände auf Schützenfesten oder gab auf Karnevalssitzungen den Ehrenpräsidenten. Das sei seine Pflicht, sagt er bis heute. Die Leute hätten ihn direkt gewählt, sechs Mal hintereinander, zuletzt

mit 58,5 Prozent. »Ich darf sie nicht enttäuschen.« Im vergangenen Jahrzehnt verging kaum ein Tag, an dem er kein Interview gab. Selbst als er wegen eines Defekts seines implantierten Defibrillators auf einem Parteitag 2013 in Ohnmacht fiel, schickte er aus dem Krankenwagen ein Statement an Journalisten. Bosbach ist seit Jahren schwer herz- und krebskrank. Sein Handy stellte er nur aus, wenn er mal wieder auf einem OP-Tisch lag – oder in einem Fernsehstudio saß.

Doch ab diesem Tag im Oktober 2017 ist alles anders. Bosbach ist kein Politiker mehr, zumindest nicht offiziell. Das Mandat ist weg, das Abgeordnetenbüro bald auch. Die Frage ist, was von einem wie Bosbach dann bleibt. Eine Karriere zu beenden ist für die meisten Menschen eine der schwierigsten Aufgaben ihres Lebens. Und Bosbach wäre nicht der erste Spitzenpolitiker, der daran scheitert. Das Gefühl, nicht mehr gefragt zu sein. Das Telefon, das plötzlich kaum noch klingelt. Die Talkshows, in die jetzt andere eingeladen werden.

Wird er damit klarkommen?

Bosbach ist sich selbst nicht sicher. Zugeben wird er das allerdings erst Monate später. In den letzten Stunden in seinem Berliner Büro tastet er sich langsam an die Wahrheit heran. Er sagt: »Ich mache mir keine Illusionen. In ein, zwei Jahren bist du vergessen. In fünf Jahren bist du dann ›Wer war das noch mal?‹«

Er hat Vorkehrungen getroffen. Frau Sittig hat ihn für die nächsten sechs Monate noch durchgebucht. Bosbach, so sagt er, will langsam abtrainieren, wie ein Spitzensportler. »Ab Ostern wird es ruhiger.« Er hat lange mit sich gerungen, ob er wirklich aufhören soll. Im Herbst 2016 hat er seinem Kreisverband in Bergisch Gladbach dann mitgeteilt, dass er bei der Bundestagswahl 2017 nicht mehr kandidieren werde. Seine Partei war ihm zunehmend fremd geworden.

Bosbach sagt, er sei es nicht, der sich verändert habe.

Er war Anfang der 1970er-Jahre in die CDU eingetreten, weil er verhindern wollte, dass das Abtreibungsverbot aus dem Strafgesetzbuch gestrichen wird. Seitdem hatte er sich in der Partei immer heimisch gefühlt. Er, der Jurist, der Katholik, der sich nichts mehr verpflichtet fühlt als dem Grundgesetz und der Bibel.

Doch seit Angela Merkel Bundeskanzlerin ist, so sieht es Bosbach, ist die CDU immer weiter nach links gerückt. Bosbach hat diesen Umzug nicht mitgemacht. Er wohnt noch in der CDU, aber nicht in Merkels, sondern in der, in die er einmal eingetreten ist. Die vielen Milliarden, mit denen die Bundesregierung

und die EU Länder wie Griechenland vor der Staatspleite retten wollten, verstand er nicht. Wenig später hat ihn dann die Flüchtlingspolitik der Union noch weiter von seiner Partei entfernt. Die »Willkommenskultur«, die offenen Grenzen, die deutschen Alleingänge in der EU, all das findet Bosbach falsch.

Seine Positionen sind konservativ, aber er trägt sie ohne Häme oder Hetze vor. Er ist einer der wenigen, der schnellere Abschiebungen und mehr Polizeigewalt fordern kann, ohne dabei fremdenfeindlich oder unmenschlich zu wirken. Bosbach steht für Law and Order und für Anstand.

An der Basis bekommt er für seine Kritik viel Applaus. Für viele dort ist er einer der letzten aufrechten Christdemokraten. Er spricht aus, was sie denken, aber nicht sagen – mit Rücksicht auf die Partei, die Kanzlerin und ihre Regierung. Die Parteioberen dagegen behandeln ihn zuweilen wie einen renitenten Onkel, den man nur deswegen noch auf Familienfeiern einlädt, weil man an sein Erbe will.

Bosbach sagt: »Ich wollte nicht auf Dauer die Kuh sein, die quer im Stall steht.«

Das ist der eine Grund für seinen Rückzug, seine Gesundheit der andere. Bosbach weiß seit 2010, dass er unheilbar an Prostatakrebs erkrankt ist, der Krebs hat gestreut. 2016 wurde ihm ein Teil der Lunge entfernt. Mit einer Hormonenzugstherapie hält er die Krankheit in Schach, der Entzug von Testosteron verlangsamt das Wachstum der Tumorzellen. Doch die Tabletten machen ihn sehr müde, gerade abends. Das viele Reisen, die langen Rückfahrten nachts auf der Autobahn, er steckt es nicht mehr gut weg. Dass er dieses Leben so lange durchgehalten hat, ist eigentlich ein Wunder. 2011 hatte ihm sein Onkologe prognostiziert, die Therapie würde vielleicht drei bis vier Jahr wirken, jetzt ist er immer noch da.

Für den Ruhestand hat er sich vier Dinge vorgenommen: Erstens, nicht mehr alles zusagen, nur noch Termine annehmen, die ihm Spaß machen und bei denen er nicht weit reisen muss. Zweitens, er will sich nicht mehr so viel aufregen. Drittens, er will die Welt sehen. Als Abgeordneter hat er sich nie mehr als eine Woche Urlaub am Stück gegönnt und eigentlich auch dann ständig gearbeitet. Das soll jetzt anders werden. Viertens, er will endlich richtig Golf spielen lernen.

Die kommenden zwölf Monate werden zeigen, dass Bosbach nicht sehr gut darin ist, Vorsätze einzuhalten.

Vorerst allerdings versucht Bundeskanzlerin Angela Merkel in den folgenden Wochen vergeblich, in Berlin eine Koalition mit den Grünen und der FDP zu bilden, während Bosbach versucht, in Bergisch Gladbach einen Drucker einzurichten. Seine Tage sind voll, im Durchschnitt hält er täglich zwei bis drei Reden, er läuft als Model bei einer Charity-Modenschau mit und wählt als Jurymitglied die »Miss 50plus Germany«. Als Sekretärin hat Bosbach deutlich weniger Talent als Frau Sittig.

5. Dezember 2017

Auf der Autobahn, Rheinland

SMS an Bosbach: »Herr Bosbach, wollen wir unseren nächsten Termin planen?«

Wenige Minuten später ruft Bosbach an: »Ich bin gerade auf der Autobahn. Was gibt's?«

»Können wir uns in den kommenden Tagen treffen?«

»Ich bin auf der Au-to-bahn! Ich kann doch jetzt nicht in meinen Terminplan gucken. Sie rufen immer an, wenn ich im Auto bin.«

»Sie haben mich angerufen.«

»Ich hab' was? Oh, stimmt. Ha-haaa. Also nächste Woche bin ich mit meiner Frau und meiner Tochter in Berlin. Da geh' ich zu einem Abendessen bei BMW und zum Friseur.«

»Sie fliegen nach Berlin, um zum Friseur zu gehen?«

»Ich gehe seit 23 Jahren in Berlin zum Friseur.«

»Toll, darf ich mitgehen?«

»Nein. Das ist privat.«

Bei seinen Haaren verstehe der »WoBo« keinen Spaß, sagt sein bester Freund Horst Becker, ein braun gebrannter Unternehmer aus Bergisch Gladbach, der nie darum verlegen ist, seinen Kumpel »WoBo« zu ärgern. »Nichts regt den mehr auf, als wenn jemand sagt, das auf dem Kopf sei ein Toupet.« In jedem Sacko habe Bosbach einen Kamm, jeden Morgen sprühe er sich »Tonnen von Haarspray opp den Kopp«. Da sei der WoBo sehr eitel. »Im Urlaub muss man das Wasserballspielen im Pool seinen Haarwaschtagen anpassen.«

13. Dezember 2017

Hotel »Steigenberger«, Berlin

Bosbach schlägt zum »schnellen Mittagessen« das »Steigenberger Hotel« am Kanzleramt vor. Er hatte nie eine Abgeordnetenwohnung in Berlin, er gehört einer Generation von Männern an, die Hausarbeit lieber anderen überlassen. In den Sitzungswochen wohnte er viele Jahre in diesem Hotel, Zimmer 562. Er sagt: »Da hat das Bett schon meine Form angenommen.« Bosbach mag keine Veränderungen, nicht in der CDU und auch sonst nicht. In der Bahn bucht er immer einen allein stehenden Sitz in der ersten Klasse, im Flieger einen Gangplatz in der Businessclass. Urlaub macht er am liebsten auf Mallorca und Gran Canaria, immer in denselben Hotels.

Zimmer 562 im Berliner »Steigenberger« ist ideal für ihn, weit weg vom Aufzug, Blick zum Innenhof. Er kann nicht schlafen, wenn es zu laut oder zu hell ist. Sobald er in ein Hotelzimmer kommt, stöpselt er den Kühlschrank aus, das Surren nervt ihn. Es gab schon Nächte, in denen er jedes verfügbare Kissen vor Türen und Fenster gestopft hat. Einmal, im Urlaub in Havanna, hat er die Matratze ins Bad geschleppt und auf dem Boden geschlafen, weil ihn der Straßenlärm kirre gemacht hat.

Im »Steigenberger« räumt der Kellner den kleineren der beiden Gasträume, als Bosbach das Restaurant betritt. Ein Gast wird gebeten, sich umzusetzen. Bosbach scheint das selbstverständlich zu finden, er lässt sich auf eine Bank fallen und bestellt beim Kellner eine »Yom-Tom-Bum-Bum-Suppe oder wie die heißt.« Der Gast lacht, als er den Raum verlässt.

So ist es oft. Bosbach kann ziemlich unverschämt sein, aber die Leute nehmen es ihm nicht übel. Egal, ob er sein Auto bei einer Veranstaltung vor den Eingang ins Halteverbot stellt oder sich an der Buffetschlange vorbeidrängt und sich den Teller volllädt. Als gäbe es ein ungeschriebenes Gesetz: Lassen Sie mich durch, ich bin Bosbach.

Bosbach sagt, er habe nicht viel Zeit, gleich müsse er bei RTL die gescheiterten Jamaika-Koalitionsverhandlungen kommentieren, danach zum Dinner bei BMW. Also schnell: Es laufe bisher alles bestens. Er rege sich jetzt nicht mehr so schnell auf, seine Veranstaltungen seien bumsvoll, er werde von Anfragen überhäuft, nur begännen die jetzt immer mit »Jetzt, wo Sie Zeit haben.« Haaa,

haaa, haaa! Den Bürokrampf habe er im Griff, er mache alles allein, Post und Buchungen. Die Bahntickets kaufe er am Schalter im Bahnhof, für die Flugtickets fahre er zum Flughafen Köln-Bonn, da kenne er einen, der arbeite dort im Reisebüro.

Ist das nicht viel teurer als im Internet?

»Das ist jetzt so 'ne Frage, da reg' ich mich jetzt wirklich drüber auf! Woher soll ich das denn wissen?«

In der Hotellobby trifft Bosbach seine Frau Sabine und die zweitälteste Tochter, Natalie, 25, die als Stewardess bei Eurowings arbeitet. Bosbach hat seine Frau 1984 bei einer Karnevalsparty kennengelernt. Sie haben geheiratet, sie haben drei Kinder bekommen, sich ansonsten aber wenig gesehen. Sabine Bosbach interessiert sich nicht für Politik und hasst es, interviewt oder fotografiert zu werden. Auf Veranstaltungen begleitet sie ihn so gut wie nie. Die Leute wollen ja eh nur mit ihrem Mann reden.

»Frau Bosbach, ist Ihr Mann jetzt öfter zu Hause?«

»Nein, eher weniger als vorher. Früher gab es Sitzungswochen und sitzungsfreie Wochen. Dann war er zu Hause. Jetzt ist er nur noch weg.«

»Haben Sie sich das anders vorgestellt?«

»Nein, alles gut so. Für ihn.«

Wolfgang Bosbach fummelt an seinem Handy herum, er hört nicht zu. Seine Frau und seine Tochter verabschieden sich. Sie wollen am Alexanderplatz einkaufen gehen. Als sie längst weg sind, schaut Bosbach von seinem Handy auf.

»Huch, wo sinn die Frauen denn jetzt' hin?«

15. Januar 2018 Café an der Domplatte, Köln

Caroline Bosbach sitzt in einem schwarzen Seidenanzug in einem Café am Kölner Dom, eine bildschöne Frau, das Gesicht dezent geschminkt, die langen, braunen Haare frisch geföhnt. Sie ist 28 Jahre alt, seine älteste Tochter. Wie ihr Vater liebt sie die Bühne, sie arbeitet als PR-Beraterin, eigentlich will sie in die Politik. Sie gibt gern Interviews über ihren Vater, und ebenso wie ihr Vater sagt sie gern, was sie denkt. Nicht alles davon ist schmeichelhaft für ihn.

»Wie kommt Ihr Vater ohne Sekretärin klar?«

»Das ab-so-lute Chaos«, sagt Caroline Bosbach. Ihre Eltern waren gerade im Urlaub im Oman, da hat sie das Büro des Vaters gemanagt. Sie hat ihm das Internet eingerichtet, die Kisten ausgepackt, die sich immer noch unangetastet in den Ecken stapelten, sie hat die Terminanfragen in Mappen sortiert und seine Rechnungen organisiert. »Ich bin fast vom Stuhl gefallen, was der gebucht hat.« Für Flüge von Köln nach Berlin habe er hohe dreistellige Beträge gezahlt. Caroline Bosbach erzählt das alles wie eine Mutter, die über ihren Lausebengel spricht. Keine Häme, viel Liebe. Dann sagt sie: »Er wird alles vehement abstreiten und behaupten, dass alles hervorragend funktioniert.«

Am nächsten Tag streitet Bosbach alles ab.

Bosbach, der Jurist, der auch als Politiker penibel darauf geachtet hat, jeden noch so nebensächlichen Fakt korrekt wiederzugeben und sich nie angreifbar für den politischen Gegner zu machen, hat in seinem Privatleben offenbar einen flexiblen Wahrheitsanspruch. Über seine Familie erzählte er früher in Interviews immer das gleiche: Sobald er zu Hause sei, habe er nichts mehr zu sagen. Er wolle im Fernsehen Fußball sehen, stattdessen werde er zu »Germany's Next Topmodel« gezwungen. Wenn er nach einer langen Sitzungswoche nach Hause gekommen sei, habe ihm seine Frau einen Einkaufszettel in die Hand gedrückt und gesagt: »Morgen passt du mal auf die Kinder auf.«

Caroline Bosbach sagt, das sei völliger Quatsch: »Wenn er nach Hause kam, war er immer extrem angespannt, fertig, genervt, müde, da musste die Telefonleitung frei bleiben, da durfte der einzige Fernseher nicht benutzt werden. Fröhlich und entspannt war er bei uns sehr selten.« Sie könne sich an keine einzige Situation erinnern, in der ihre Mutter ihn mit einem Einkaufszettel losgeschickt oder er auf die Töchter aufgepasst habe.

»Wieso sagt er dann so was?«

»Was soll er denn sagen: Ich hab noch nie auf meine Kinder aufgepasst?«

Andere Familien zerbrechen daran, wenn die Kollegen in der Firma oder wildfremde Menschen im Bierzelt mehr Aufmerksamkeit bekommen als die eigenen Kinder. Bei den Bosbachs dagegen herrscht eine fast unheimliche rheinische Toleranz. Die Tochter sagt, das sei auch vor der Krankheit ihres Vaters schon so gewesen. Gerade weil seine Frauen ihn so lieben, lassen sie ihn immer wieder ziehen. »Er schöpft Kraft aus seinen Wahnsinnstagen«, sagt Caroline Bosbach. Das Rampenlicht, die Fans, die für ihn klatschen und ihm schreiben, die ständige Bestätigung, sie hielten ihn am Leben. So sei er eben, der Papa.

Sie begleitet ihn oft auf Veranstaltungen, sieht, wie er Menschen zum Lachen bringt, wie sie sich um ihn scharen, ihm seine Sorgen erzählen, ein Foto mit ihm wollen. Dann ist sie stolz, seine Tochter zu sein. Es gibt allerdings auch Tage, da tut er ihr leid. Wie kurz vor Weihnachten, als er sich mit ihr in Köln getroffen hatte, um ihr das erste Mal in 28 Jahren selbst ein Weihnachtsgeschenk zu kaufen. Er hatte seinen Terminplan durcheinandergbracht und stellte fest, dass sein Anstusstermin, ein Interview beim WDR, erst um 20 Uhr und nicht schon um 19 Uhr stattfinden sollte. »Was machen wir denn jetzt«, habe er entsetzt gefragt. »Das hat man ihm angesehen, es war für ihn das Schlimmste, Leerlauf zu haben.«

16. Januar 2018

Zu Hause bei Bosbachs, Bergisch Gladbach

Die Bosbachs leben in einem kleinen Einfamilienhaus am Waldrand, von der Straße aus ist weder eine Hausnummer noch ein Name zu sehen. Die Hecke ist gestutzt, der Rasen gepflegt, im Blumenbeet wünscht ein Holzrentier im Weihnachtsmann-Kostüm »Frohes Fest.« Es ist neun Uhr morgens, Bosbach öffnet die Türe, läuft voran in den Keller, vorbei an mehreren Dutzend Karnevalsorden, durch einen kleinen Fitnessraum mit Trampolin und Stepper in eine winzige Abstellkammer. In den Regalen liegen zwischen alten Koffern und Kisten mit Weihnachtsschmuck 34 Aktenordner – Bosbachs Leben.

Seit er Politiker ist, sammelt er jeden Zeitungsartikel über sich. Die Arbeit, das Ausschneiden, Aufkleben und in Klarsichtfolien-Abheften, überließ er seinen Eltern. Der Vater ist inzwischen tot, seine Mutter Else, 89, klebt noch immer jede Woche stundenlang Zeitungsausschnitte auf, die er ihr bringt. Sie sagt, sie mache das gern. So wisse sie immer, was der Jung' so treibe. Er lasse sich ja selten blicken. Als Ersatz hat sie einen lebensgroßen Bosbach-Pappkameraden in der Wohnzimmerecke stehen, den ihr RTL mal geschenkt hat.

Wolfgang Bosbach blättert gern in den alten Ordnern. Die meisten Artikel machen ihn stolz, ganz wenige traurig. Er schlägt eine Seite aus dem Jahr 1994 auf, sein erster Bundestagswahlkampf, Bosbach trug damals noch einen dicken Schnäuzer im Gesicht, er sitzt auf einem Fahrrad. »Bosbach strampelt sich ab«, es war damals sein Wahlslogan. Mehrere Monate lang war Bosbach

jeden noch so kleinen Ort in seinem Wahlkreis abgefahren, Unterbilstein, Krampenhöhe, Niedergrützenbach, insgesamt 1.500 Kilometer, bei jedem Wetter. Er fing sich eine schwere Grippe ein, die er ignorierte, bis sich sein Herzmuskel entzündete. Seit 2004 braucht er deshalb einen Herzschrittmacher.

Ist es nicht verantwortungslos, als Vater von drei Kindern so seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen? Bosbach sagt: »Ja, das stimmt.« Auch dass er jahrelang nicht zur Prostatakrebsvorsorge ging, obwohl seine Frau ihn immer gedrängt hatte. »Das werfe ich mir massiv vor.« Geändert hat er seinen Lebenswandel nach der Krebsdiagnose trotzdem nicht. Bosbach behauptet, er könne halt nicht anders. Sein Leben, das war immer die Arbeit. Würde man ihm die Arbeit wegnehmen, er würde vermutlich zusammenfallen wie ein Kartenhaus.

Bosbach sucht sich Aufgaben, er arbeitet jetzt wieder mehr als Rechtsanwalt. Sein Spezialgebiet sind Schadenersatzklagen für Urlauber, deren Flug gestrichen wurde. Am Wochenende hat er eine Klageschrift gegen die Lufthansa verfasst. Jeden Tag verbringt er mehrere Stunden damit, Bürgerbriefe zu beantworten.

An diesem Morgen hat er sich um kurz nach sieben an den Schreibtisch gesetzt. Jeden Tag nimmt er neue Einladungen an, fast egal, für was es ist. Gestern Abend war er beim Roten Kreuz und hat sich die Sorgen des Vereins angehört, dem die Mitglieder wegliefen. Die Infomappe, die ihm mitgegeben wurde, steckt im Papierkorb. Seinen Urlaub in Oman vergangene Woche brach er vorzeitig ab, weil er einen Termin in der Heimat vergessen hatte, die »Landtechnischen Unternehmertage« in Würzburg. Auf eigene Kosten flog er einen Tag früher zurück, um dort die versprochene Rede zu halten.

Viel hat sich nicht geändert, seit Bosbach nicht mehr im Bundestag ist. Er ist nun, was er im Grunde schon lange war: erster Vorsitzender der Bosbach-Partei, eine One-Man-Show auf ewiger Deutschlandtournee.

Große Politiker haben ein Vermächtnis, eine Politik, mit der sie in die Geschichtsbücher eingehen. Adenauer hatte die Westbindung, Helmut Kohl die deutsche Einheit und Gerhard Schröder die Agenda 2010. Bosbach war kein Kanzler, in den Geschichtsbüchern wird er vielleicht bloß eine Fußnote sein. Aber auch er will etwas hinterlassen. Er will, dass sich die Leute an einen Politiker erinnern, der ist wie sie. Der sie nicht enttäuscht, ihnen nie absagt. Der zuhört und ihre Sorgen ernst nimmt. Einer, der ihnen keinen Mist erzählt, nur weil es die Parteiräson verlangt. Er will der Beweis sein, dass Politiker aufrichtig sein können.

Seine Häutung vom treuen Parteisoldaten Wolfgang Bosbach zur politischen Ich-AG begann im Jahr 2005. Damals dachten alle, dachte vor allem Bosbach selbst, dass Angela Merkel ihn zu ihrem Innenminister machen würde. Er galt als Ausnahmetalent, das Nacht für Nacht jeden Fachbericht zum Thema innere Sicherheit las und wie kein anderer in der Lage war, komplizierte Sachverhalte so auf den Punkt zu bringen, dass die Menschen das Problem verstanden. Trotzdem entschied sich Merkel im letzten Moment gegen ihn.

Die Kanzlerin, so glaubt Bosbach bis heute, sei sich wohl nicht ganz sicher gewesen, ob sie seine uneingeschränkte Loyalität bekommen hätte. »Wenn das ihre Meinung war, hatte sie auch noch recht«, sagt er. Seit dieser Zeit fühle er sich nur noch seinem Gewissen und den Wählern verpflichtet.

Bei Merkels Euro-Rettungspaketen stimmte Bosbach gegen seine Fraktion ab. Nach der Kölner Silvesternacht sprach er von Kontrollverlust, nach dem Anschlag eines Islamisten auf einen Berliner Weihnachtsmarkt forderte er, keine Flüchtlinge ohne Pass ins Land zu lassen. Er will Transitzentren an den Grenzen, er will schärfere Grenzkontrollen, er will die Zuwanderung begrenzen. Merkel will das nicht. Bosbach sagt in mehreren Gesprächen, dass es ihm immer um die Sache gegangen sei, nie darum, die Kanzlerin zu kritisieren. Er schätze sie.

In der CDU nehmen ihm trotzdem viele seine Alleingänge übel. Einige sagten ihm das ins Gesicht, wie Ronald Pofalla, der ihn vor Jahren anschie: »Ich kann deine Fresse nicht mehr sehen.« Andere lästern nur über ihn, wenn er nicht im Raum ist. Der Bosbach, sagen sie, würde seine Mutter für eine gute Schlagzeile verkaufen. So laut, wie der mit seiner Krankheit hausieren gehe, müsse man sich ja fast fragen, ob er tatsächlich Krebs habe.

In Gesprächen mit Politikern aus der CDU fällt der Name eines anderen Mannes: Peter Hintze, einst Helmut Kohls Generalsekretär, später Staatssekretär im Wirtschaftsministerium unter Merkel, zuletzt Vizepräsident des Bundestages. Hintze war 2013 an Lungenkrebs erkrankt. Er weihte nur ein paar enge Vertraute ein und ging weiter zur Arbeit. Erst durch seinen Tod im November 2016 erfuhr die Öffentlichkeit von seiner Krankheit. Viele in der CDU finden: Hintzes Abgang hatte Stil. Wieso muss der Bosbach so einen Lärm veranstalten, fragen sie.

Bosbach sagt, er hätte den Krebs nicht verheimlichen können. Sieben Monate nach seiner Prostata-OP habe er eine Strahlentherapie machen müssen, in Bergisch Gladbach kennt Bosbach jeden und jeder kennt ihn. Zur Wahrheit

gehört allerdings auch, dass Bosbach schon drei Wochen nach seiner OP bei Markus Lanz in der Sendung die Republik über seine Krankheit informierte. Da wusste er noch gar nicht, dass eine Strahlentherapie nötig sein würde.

Bosbach hätte danach darum bitten können, dass der Krebs Privatsache bleibt. Er hält es genau andersherum: Im Privatleben hat der Krebs nichts zu suchen, er wird für ihn beherrschbar, indem er ihn politisch instrumentalisiert. Mit seiner Familie spricht er über die Krankheit gar nicht, mit Journalisten redet er seit Jahren regelmäßig über seine Beschwerden, seine Lebenserwartungen, seine Wünsche für die Beerdigung. Warum? Er sagt: »Weil ich damit vielen Krebskranken Hoffnung gebe.« Sie schrieben ihm Dankesbriefe, nahmen ihn in der Fußgängerzone in den Arm.

Seine Frau hat ihn angefleht: »Lass das, das geht doch nicht, dass die *Bild* besser Bescheid weiß als deine Familie.« Geändert hat es nichts. Bosbach muss alle drei Monate zum Arzt, sein Blut wird auf Krebsmarker untersucht. Erst gestern war er wieder dort. Jetzt muss er auf das Ergebnis warten. Journalisten erzählt er das, seiner Tochter Caroline nicht.

Bosbach klappt in seinem Keller einen Fotoordner zu. »So, los jetzt«, sagt er. Er habe einen »unverrückbaren Termin«, Mittagessen mit seiner jüngsten Tochter Viktoria, 22. Sie arbeitet bei der örtlichen Sparkasse. »Ich weiß ja, dass ich als Papa viel nachzuholen habe.«

Bosbach schlurft voraus zu seinem BMW in der Garage, der typische Bosbach-Gang, nach vorn gebeugt, als wolle er sich in den Wind legen. Kopf voraus, Kopf durch die Wand.

Ein bisschen Zeit ist noch, deswegen hält er auf dem Weg an einer kleinen Kapelle im Ortsteil Herrenstrunden. Hier hat er geheiratet, hier kommt er hin, wenn er Zeit für sich braucht. Bosbach steht im schummrigen Licht der Kirche, er wirkt zum ersten Mal nicht zappelig, sondern andächtig. Wäre er jetzt allein, sagt er, würde er sich auf die Kirchenbank setzen und Zwiesprache mit Gott halten. Er hat Gott oft gefragt: »Warum ich, warum zweimal so ein Schlag ins Kontor, erst das Herz, dann der Krebs?« Bis er gemerkt hat, dass die Frage falsch gestellt ist. Er hat doch im Leben vor allem viel Glück gehabt.

Bosbach kämpft gegen den Krebs, er hat alles versucht, von der Schulmedizin bis zu obskuren fernöstlichen Wunderheilern. Den besten Tipp, findet er, hat ihm ein chinesischer Arzt gegeben. Der habe gefragt: »Herr Bosbach, was machen Sie am liebsten?« – »Politik.« – »Dann machen Sie weiter Politik.«

16. Januar 2018

Schloss Morsbroich, Leverkusen

Wolfgang Bosbach sagt über sich, er sei wie ein Zirkuspferd. Sobald die Musik erklingt, fängt er an zu tanzen. Jeder Auftritt ist eine kleine Blitzheilung für ihn. Es gibt nicht viele Politiker, die so über sich sprechen.

Als er am Abend um kurz nach sieben in Schloss Morsbroich in Leverkusen aus dem Auto steigt, schlurft er noch windschiefer als sonst in den Spiegelsaal und lässt sich auf einen Stuhl in der ersten Reihe fallen. Jahreshauptversammlung einer Bürgerinitiative, vor ihm auf der Bühne werden Festreden gehalten und Ehrennadeln verteilt. Bosbach hört nicht zu, er klatscht nicht, als alle anderen klatschen. Stattdessen daddelt er gähmend auf seinem Handy herum.

Als er wenig später die Bühne betritt, scheint jede Müdigkeit von ihm gewichen. Je länger er redet und je mehr das Publikum lacht, desto fitter wird er. Es geht um deutsche Ingenieurskunst, um den Frieden in Europa, die Chancen der Digitalisierung. Es ist die gleiche Rede, die er mit kleinen Änderungen jeden Tag hält: eine Mischung aus politischem Kabarett, Büttensrede und Bergpredigt, gespickt mit vielen Statistiken; Zahlen beeindrucken die Leute immer, und noch mehr Witzchen: »Ich habe jetzt die Ernährung umgestellt – von links nach rechts.« Ein Bosbach-Auftritt funktioniert wie eine gute Gruppentherapiesitzung: Am Ende sind alle ein bisschen glücklicher.

Nach seiner Rede posiert Bosbach noch für ein paar Selfies mit goldbehangenen Damen jenseits der 60, dann geht er aus dem Schloss. »Och«, sagt er. »Das war doch wieder ein schöner Tag.«

4. März 2018

ICE 109 von Bonn nach Frankfurt

Je näher man ihrem Vater komme, hat Caroline Bosbach gesagt, desto mehr verschwinde das Zirkuspferd und gebe den erschöpften, gereizten Bosbach preis. Wenn das stimmt, dann ist Bosbach auf dem Weg zu einem Talk-Abend in Frankfurt ganz bei sich. Eigentlich war ein Interview auf der Bahnfahrt verabredet, aber Bosbach ist in den falschen Zugteil gestiegen. 40 Minuten später hält der Zug am Frankfurter Flughafen.

Anruf bei Bosbach: »Wo sind Sie? Ich warte auf dem Bahnsteig auf Sie.«

»Ich fahre noch bis Frankfurt Hauptbahnhof.«

»Ja, aber der Zug nicht. Der fährt nach Mainz.«

Man hört nur noch Rascheln, 20 Sekunden später hastet Bosbach aus dem Zug. Kein Hallo, kein Danke.

Es ist ihm anzusehen, dass etwas nicht stimmt. Der Körper wirkt kleiner, die Augen sind glasig. Monate später wird er erzählen, warum. Das Ergebnis seiner Tumormarker-Untersuchung im Januar war schlecht, zum zweiten Mal in Folge. Er hat Angst davor, dass es bald zu Ende gehen könnte.

Am zugigen Bahnsteig am Frankfurter Flughafen sagt er nichts dergleichen. Er redet über den Koalitionsvertrag. Vor drei Wochen hatte die Bundeskanzlerin endlich eine Regierung gebildet, allerdings nicht zu Bosbachs Zufriedenheit. In einem Dutzend Interviews hatte er kritisiert, es sei »ein Zugeständnis zu viel«, der SPD das Bundesfinanzministerium zu überlassen. War das eine Kritik an der Bundeskanzlerin?

»Es steht mir bis HIER«, er hält seine Hand über die Stirn, »nach Frau Merkel gefragt zu werden. Bis HIER! Es ist egal, was ich sage. Es geht nur noch um die Frage, ist der jetzt für Frau Merkel oder gegen Frau Merkel? Dass es Leute gibt, denen es nur um die Sache geht, will keiner hören. Jeeeeeeder wartet jetzt darauf, dass ich ein Wort sage, was als Kritik angesehen werden könnte.«

Er stiert eine Weile stumm auf sein Handy. Dann sagt er, es sei wohl heute nicht sein Tag. Zwei Stunden später betritt er die Bühne mit den Worten: »Was für ein schöner Tag.«

26. Juni 2018

Sicherheitskonferenz, Berlin

Während im Bundestag die Koalition am Asyl-Streit zwischen Merkel und Seehofer zu platzen droht, eröffnet Bosbach wenige Gehminuten vom Reichstag entfernt eine Sicherheitskonferenz. Die Unionsfraktion tagt, es geht um Bosbachs Thema, um offene oder geschlossene Grenzen, und er ist nicht dabei. Auf der Bühne sagt Bosbach, er müsse mal etwas zugeben. In den vergangenen Tagen habe er oft zu Hause vor dem Fernseher gegessen und gedacht:

»Kaum biste weg, geht es in Berlin drunter und drüber.« Das Publikum lacht, Bosbach freut sich.

Später in der Mittagspause sagt er, in Wahrheit sei er froh, dass er nicht mit am Fraktionstisch sitzt. Es würde ja doch wieder nur einen riesigen Ärger geben. Die Parteikollegen würden ihn beharken, weil er die Dinge inhaltlich sieht wie Seehofer. »Halt die Klappe, du schadest der Merkel«, würden sie sagen. Und der Seehofer sei wahrscheinlich auch sauer, weil Bosbach es falsch findet, wie er mit der Kanzlerin umspringt. Bosbach sagt: »Ich will diesen ganzen Kappes nicht mehr.«

Vielleicht hat er keine Kraft mehr für solche Kämpfe. Bei einem Vortrag am Nachmittag sitzt er in der ersten Reihe, der Kopf rutscht langsam auf die Brust, die Augen fallen ihm zu. Seinen Abendtermin sagt er ab und legt sich um sieben Uhr ins Bett. Er kann ja jetzt gehen, wenn er keine Lust mehr hat.

10. August 2018 Golfplatz, Bergisch Gladbach

Bosbach sieht aus, als hätte er sich als Tannenbaum verkleidet. Sein Körper ist fast vollständig von Zweigen bedeckt, nur sein Kopf und seine Unterarme mit dem Golfschläger ragen hervor. Er hat seinen Golfball ins Unterholz gedroschen. Jetzt hängt Bosbach in einer Tanne und versucht raschelnd eine Position zu finden, um den Ball wieder auf die Bahn schlagen zu können. Offenbar ist ihm bewusst, wie absurd das aussehen muss. Denn er lacht und sagt: »Was für ein Driss!«

Einige Meter weiter steht sein Freund Horst Becker, der sich so gern über »WoBos« Frisur lustig macht. »Komm' WoBo, das schaffst du!« Becker und Bosbach haben vor drei Jahren mit dem Golfen angefangen, sie sind eine Schicksalsgemeinschaft. Becker witzelt, sie hätten »Billard-Golf« erfunden: »Wir spielen über Bande, rechts und links in die Bäume. Geradeaus kann ja jeder.« Bosbach ruft aus der Tanne: »Das Spiel macht definitiv demütig.«

Eigentlich hatten die beiden damals nur einen Golf-Crashkurs gemacht, damit Bosbach Schirmherr bei einem Charity-Golfverein werden durfte. Becker sagt: »Aber dann hat der WoBo Feuer gefangen.« Die beiden haben sich Ende

der 1970er-Jahre beim Fußball kennengelernt und auch später zusammen gekickt, bis Bosbachs Gesundheit nicht mehr mitmachte. Golf kann man dagegen auch mit einem kaputten Herzen und einer halben Lunge spielen.

»Och näää«, flucht Bosbach aus der Tanne, sein Ball hoppelt mehr als dass er fliegt.

Es ist jetzt fast ein Jahr her, dass Bosbach im Bundestag sein Büro geräumt hat. Wie hat sich sein Leben verändert? »Ein guter Golfspieler bin ich jedenfalls noch nicht geworden«, sagt er, als er sich aus der Tanne befreit hat. Er habe einfach zu wenig Zeit zu üben, er trete immer noch jeden Tag auf.

»Aber dir geht es besser«, sagt Becker. Bosbach nickt. »Ich hab jetzt zweimal in Folge die besten Untersuchungswerte gehabt seit der Lungen-OP vor zwei Jahren.« Als sei mit dem Stress auch der Krebs von ihm abgefallen. Er hätte das damals niemals zugegeben. Aber: »Ich hatte schon Angst, dass mir der Abschied schwerfallen könnte, dass die Melancholie mich übermannt.« Stattdessen fühle er sich befreit.

Lange hat er gedacht, ohne den Berliner Politikbetrieb nicht leben zu können. Jetzt erst hat er gemerkt, dass die Spielregeln dort schon lange nicht mehr seine waren. Er sagt, der Ton sei ihm zu rau geworden, jeder verfolge nur seine eigenen Interessen. »Politiker verbringen heutzutage so viel Energie damit, sich zu verstellen, zu taktieren, ihr Visier geschlossen zu halten.« Bosbach sagt: »Ich hab das nie gekonnt.«

Er steht, braun gebrannt und gut gelaunt, auf einem Golfplatz. Ein Mann, der sein kann, wer er ist, mit all seinen Unzulänglichkeiten. Die Politik interessiert ihn noch. Aber er findet, er schuldet ihr nichts mehr.

Sed consequat, leo eget bibendum sodales, augue velit cursus nunc.

WELT AM SONNTAG

Nr. 39 vom 30. September 2018

Augsburger Allgemeine



Eine Dame wird 80
Interview mit
Christiane Hörbiger
Panorama

Tragödie am Klavier
Warum tritt Jazzier Keith Jarrett
immer wieder auf?

Wolkig, 21 Grad
Viel Sonne und nur
örtlich Wolkenfelder
Wetter



SAMSTAG/SONNTAG, 13./14. OKTOBER 2018 AUGSBURG 48

PREIS € 2,30



Blickpunkt Lokales

Ein Haus mit Wasserfall

Im Zoo wird gebaut: Die Elefanten bekommen ein neues Zuhause. Doch obwohl der Bagger wackelt, sind nicht alle Fragen gelöst. Auch die des Geldes nicht...

Kommentar

Abtreibung als Gewissensfrage

VON MARTIN FIEBER

hoffen@post.augsburger.de

Juristisch hat der Senat von den Abtreibungsgegangenen 2194 das Eine verschwiegen: Die Großmutter Armin Klutznick hat am 10. Juni 2000 einen Brief geschrieben, weil sie auf ihrer Website darüber informierte, dass sie unter anderem auch Schwangerschaftsabbrüche vornimmt. Die Landrätin Gudrun Henning hat darauf in seiner Umgebung der Urteil der ersten Instanz.

Doch gleichzeitig forderte der Richter den Gesetzgeber zu einer Neuverhandlung auf. Denn nach der überaus unheimlichen Reden des Parteipolitikers 2010 wurden Abtreibungen in Deutschland im Rahmen der Beratungs- und Pränataldiagnostik strafrechtlich nicht verfolgt. Das ist ein Widerspruch, der schwer wagt – und der vor allem seitdem der betroffenen Frauen gibt. Das verfassungsrechtliche Verbot der Abtreibung ist die Möglichkeit, sich umfassend zu informieren. Anwälte und Ärzte werden befristet.

Letztendlich nach dem Urteil des Landgerichts ist die Gesetzgebung gebietet zu handeln. Bildung ist die Reform der Paragraphen 219a und 219b des Strafgesetzbuchs (StGB) zu beschließen. Dabei gibt es immer eine Mehrheit im Parlament. Angela Merkel sollte wie im Falle der Himmels- und der Union die Entscheidung freigegeben und zur Gewissensfrage für jeden einzelnen Abgeordneten erklären.

Auf einen Blick

Region	Wahlkreis	Stimmen
Augsburg	18-01	34.20
Bayern	18-01	34.20
Franken	18-01	34.20
Baden	18-01	34.20
Württemberg	18-01	34.20
Hessen	18-01	34.20
Niederrhein	18-01	34.20
Rheinland	18-01	34.20
Sachsen	18-01	34.20
Sachsen-Anhalt	18-01	34.20
Thüringen	18-01	34.20
Brandenburg	18-01	34.20
Berlin	18-01	34.20
Hamburg	18-01	34.20
Mecklenburg-Vorpommern	18-01	34.20
Schleswig-Holstein	18-01	34.20
Länderparlament	18-01	34.20
Bundestag	18-01	34.20

Theodor-Wolff-Preis

Gregor Peter Schmitz, Jahrgang 1975, studierte lang und gerne: Jura und Politikwissenschaft, in München, Paris, Cambridge und Harvard. Nach einem Abstecher zur Bertelsmann Stiftung, wo er das Brüsseler Büro leitete, berichtete Schmitz für *Der Spiegel* und *Spiegel Online* sechs Jahre lang aus Washington und zwei Jahre lang als Europakorrespondent aus Brüssel. 2015 übernahm er die Leitung des Hauptstadtbüros der *Wirtschaftswoche*, ehe er 2017 Chefredakteur der *Augsburger Allgemeinen* wurde. Als Mitglied des NSA- und WikiLeaks-Team von *Der Spiegel* wurde Schmitz mit dem Henri-Nannen-Preis ausgezeichnet, er erhielt auch den Arthur F. Burns-Preis. Sein erstes Buch »Wetten auf Europa – Gespräche mit George Soros« war ein *Spiegel*-Bestseller und wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt.

DR. GREGOR PETER SCHMITZ ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2019 in der Kategorie »Meinung lokal« für seinen Beitrag »Heimat-Schutz«, erschienen am 13. Oktober 2018 in der *Augsburger Allgemeinen*.

Heimat-Schutz

Von Dr. Gregor Peter Schmitz

Wir reden gerade viel über Identität und Identitätssuche. Dabei verstehen sich – das zeigte auch der bayerische Wahlkampf – schon Hauptstadt und Rest der Republik, Stadt und Land nicht mehr. Bleibt das so, zerreißt es uns wie die USA.

Vor einiger Zeit war ich Gast in einer Diskussionsrunde. Es ging, natürlich, um Deutschland und die Flüchtlingsfrage, die Zerrissenheit unserer Nation, auch das Gefälle zwischen Stadt und Land sowie das zwischen Arm und Reich. Eine meiner Mitdiskutantinnen, leitende Redakteurin einer eher links orientierten Regionalzeitung mit stolzer Vergangenheit, forderte dabei immer wieder, aufgebracht, an den kleinen Mann und die kleine Frau zu denken, also jene, die fernab der Berliner Blase lebten, auch in der Provinz, so oft belächelt.

Als die Runde vorbei war, debattierten wir weiter, natürlich auch die geschtzte Kollegin. Nur kamen weder der kleine Mann noch die kleine Frau mehr in ihren Ausführungen vor. Oder doch: als Feindbild. Denn die Journalistin war erkennbar unzufrieden damit, dass sich so viele ihrer Leser nicht im Berliner Regierungsviertel tummelten oder zumindest einer vergleichbaren deutschen Großstadt, sondern in ländlichen Regionen. »Auf das Lokale und die Leser auf dem Land habe ich so gar keinen Bock«, sagte sie und fasste sich theatralisch an die Stirn, als wolle sie allen zeigen: Ich zeige Euch den Vogel, ihr Provinzler da draußen.

Mich hat dieser Eindruck nicht mehr losgelassen. Nicht weil ich der Enthüllung von Scheinheiligkeit beiwohnen durfte, obwohl auch die eindrucksvoll war. Sondern weil sich der Austausch einfügte in meine sehr persönliche Erfahrung der vergangenen rund zehn Monate.

Denn ich bin an einen Ort gezogen, der keineswegs klein ist, rund 300.000 Einwohner stark, die drittgrößte Stadt Bayerns, aber den gestandene Berliner Hipster natürlich »Provinz« nennen: nach Augsburg. Vor meinem Dienstantritt als Chefredakteur der Augsburger Allgemeinen und ihrer Heimatzeitungen habe ich lange im Ausland gearbeitet, als USA- und Europakorrespondent bei überregionalen Magazinen, in Washington, in Brüssel, in Berlin. Meine jeweilige Wohngegend dort als hipsterlastig zu bezeichnen, wäre eine Untertreibung gewesen. Freunde amüsierte der Gedanke, dass ich jemals mehr als 200 Meter entfernt von zwei (Programm-)Kinos, drei angesagten Restaurants, vier abgedrehten Bars und fünf

im Werden entstehenden Hotspots wohnen würde. Mir war also durchaus bewusst, dass meine Entscheidung manche überraschen würde.

Und doch wurde vor allem ich überrascht in diesem Jahr, von zwei Entdeckungen: wie unheimlich vielen der Menschen, die ich kenne und als weltoffen schätze, die Welt jenseits eines kleinen Zirkels von Metropolen ist. Und, zweitens, wie fremd, ja feindlich, umgekehrt diese Metropolen, vor allem aber unsere Hauptstadt, denen geworden ist, die sich in der Provinz zu Hause fühlen.

Die Beispiele dafür sind zu häufig, um sie aufzuzählen: Zwar erreichten mich zahllose Glückwünsche zur neuen Aufgabe. Sie waren aber in aller Regel mit einem »aber« versehen. Gewiss, die Zeitung sei sehr groß, eine stolze Regionalzeitung mit überregionaler Ausstrahlung, die Position prestigeträchtig. Aber: Ob es denn auch einen ordentlichen Provinzzuschlag gebe?

»Ich sage dir, du wirst einfach eingehen, wenn du in Augsburg wohnst«, sagte ein guter, aber zu Drastik neigender Freund. »Eingehen wirst du«, wiederholte er eindringlich. »Einfach eingehen.«

Sicherlich, sagten andere, die Region sei reizvoll und wohlhabend. Aber ob ich schon einmal versucht habe, dort einen Film auf Englisch zu sehen? Oder mit Untertiteln? Das gäbe es dort ja schon deswegen nicht, weil die ganzen Untertitel künftig für mich gebraucht würden, damit ich die Leute überhaupt verstände. Vor allem, wenn ich durch das (riesige) Verbreitungsgebiet der Zeitung reisen würde, nach Krumbach, nach Landsberg, nach Illertissen, auch nach Füssen

Und was sei überhaupt mit Wohnungen, »da auf dem Land«, nicht nur Klöster und Kirchen? Würde man mir einfach einen Flügel des Fugger-Schlusses freiräumen, oder gleich ein Büro in der Staatskanzlei? Medien, die nicht per Standleitung der CSU unterstünden, gäbe es in Bayern ja ohnehin nicht.

Eine Kollegin hörte sich ausführlich an, was für mich auch durchaus ein journalistisches Motiv gewesen war. Dass ich in meiner Zeit als Korrespondent nämlich hatte erfahren müssen, wie wir (Metropolen-)Korrespondenten viele Entwicklungen jenseits der Metropolen gar nicht mitbekamen oder ignorierten.

Die wahren Gründe für den Trump-Aufstieg in den USA etwa oder die schleichende islamische Radikalisierung vieler junger Belgier, die sich eben nicht im Brüsseler Europaviertel abspielte, sondern in den abgehängteren und ländlicheren Regionen des Landes. Nun reizte mich eben neben den vielen anderen

Facetten der neuen Aufgabe auch die Möglichkeit, direkt herauszufinden, warum etwa gar im boomenden Bayern die AfD so stark ist und weshalb kulturelle und wirtschaftliche Umbrüche (Digitalisierung!) auch dieses so sichere und reiche Bundesland verunsichern können. Die Kollegin hörte zu, wie gesagt, dann brach es aus ihr heraus: »Könntest du nicht einfach mal ein paar Wochen hinfahren und den Rest von Berlin aus machen?«

Umgekehrt war meine Überraschung aber nicht minder groß. Denn die Befürchtung, man könne in meiner neuen Heimat meine vielen Auslandsjahre gegen mich verwenden, erwies sich rasch als unbegründet. Der Bayer (und Schwabe) sieht sich selbst durchaus als Weltbürger.

Was jedoch zuverlässig Panik in die Augen von Gesprächspartnern zauberte, war der Gedanke, dass ich mehrere Jahre in Berlin verbringen musste, dem »Moloch«, der entfesselten Metropole, Sinnbild für alles, was falsch läuft in Deutschland und Heimat der politischen Verbrecher. Jemand fragte mich beim Einzug, als ich Details zum Einwohnermeldeamt erfragte, ehrlich interessiert, ob es in der Hauptstadt so etwas wie Meldeämter überhaupt gebe. Und wie schlimm es sei, diesen ganzen »Politiker- Schmarotzern« jeden Tag leibhaftig zu begegnen?

Als Journalist, noch dazu als Chefredakteur, ist es nicht meine Aufgabe, über meine Gefühle zu schreiben. Und ich bin auch eher skeptisch, eine eigene Erfahrung zum Mittelpunkt der Welt zu erklären. Aber ich bin auch Bürger. Und gerade als jemand, der nach vielen Jahren im Ausland nach Deutschland zurückgekehrt ist, komme ich mir gelegentlich wie ein Mensch mit Migrationshintergrund vor. Deshalb bin ich vielleicht einen Hauch sensibler geworden für das, was sich bei uns in Deutschland verändert.

Ich habe in den USA die zunehmende Radikalisierung in der öffentlichen und politischen Debatte miterlebt, die Enthemmung, die geifernden Debatten, ob Obama ein Muslim sei und seine Familie von Affen abstamme. Oder die Frage, ob das zusammenpassen könne, ein Republikaner zu sein und ein funktionierendes Herz zu haben. Und auch, wie normal es geworden war, Fakten als diskutierbar abzutun und Experten als abgehobene »Eliten«.

Ich hatte es damals nicht für möglich gehalten, aber vieles davon ist zu uns herübergeschwappt, weit schneller als ich es je erwartet hatte. Als wir gerade Bundeskanzlerin Angela Merkel zum Live-Interview bei unserer Zeitung empfin-

gen, mussten wir unsere Website sorgfältig kuratieren. Zu häufig prasselte der offen formulierte Wunsch herein, diese Dame doch nicht zum Gespräch, sondern auf die Guillotine zu bitten, gerne gepaart mit der Grundsatzdiskussion, ob es sich bei Frau Merkel anatomisch überhaupt um eine Dame handele.

Jetzt mache ich mir Sorgen, dass wir Deutsche, bewusst oder unbewusst, eine Entwicklung kopieren, die den USA das politische Herz vielleicht noch mehr herausgerissen hat – und, wenn ich es recht überlege, auch der Europäischen Union. Nämlich die scharfe, die unversöhnliche Kluft zwischen der Hauptstadt und dem Rest des Landes, zwischen den Metropolen und der Provinz. Der Hass auf die vermeintlichen abgehobenen »Eliten«, ob sie nun in Washington oder Brüssel sitzen – und umgekehrt, und ebenso besorgniserregend, die Verachtung dieser Hauptstädter für die da draußen, die vermeintlichen Provinzler.

In den USA ist es Bewohnern in Arizona, in Nevada, in Texas mittlerweile völlig klar, dass Washington genau der Sumpf geworden ist, auf dem die Hauptstadt einst entstand. Diese Entwicklung ist nicht neu, schon Ronald Reagan gewann Wahlen mit dem Satz: »Die furchterregendsten Worte der englischen Sprache lauten: Ich bin von der Regierung und will Ihnen helfen.« Aber früher saßen die Volksvertreter in Washington wenigstens ab und zu beisammen, es gab es eine Art Kompromisskultur. Nun versuchen sie jeden Aufenthalt dort maximal zu minimieren, manche schlafen auf dem Feldbett im Büro statt in der eigenen Wohnung, aus schierer Angst, sie könnten sonst im Wahlkreis daheim als »Washington- Geschöpf« karikiert werden.

Auch in Europa ist ebenfalls weitgehend Konsens, dass Kommissionsbeamte in der EU-Hauptstadt Brüssel eine Brüder- und Schwesternschaft enthemmter Überregulierer sind, die am liebsten jeden Tag unsere Glühbirnen, Bananen oder Ölkännchen neu regeln würden. Seltsamerweise ist es mir in meinen Jahren als Korrespondent dort eher selten gelungen, diese Leute aufzutreiben, dafür aber durchaus viele, die mit ehrlichem Idealismus und hoher Kompetenz ihre Arbeit verrichten.

Diese Tendenz, dass sich Hauptstadt und Provinz nicht mehr verstehen, dass vermeintliche Elite und vermeintliche Bodenständigkeit nicht miteinander auskommen, habe ich auch in Deutschland mit meinem frisch geweckten Provinz-Instinkt ganz neu mitbekommen.

Ich habe aufgehört, wenn im bayerischen Bierzelt die Rede erst einmal damit begann, hier sei man ja unter »vernünftigen Leuten«, und damit eben nicht in der Bundeshauptstadt. Wenn danach in einer langen Aufzählung klar werden sollte, warum Bayern einfach schöner, besser, klüger, reicher, natürlich auch sexier seien als der traurige Rest der Republik. Ich bin aufgeschreckt, wenn ein bayerischer Bundesminister aus seinem Bürofenster auf das Regierungsviertel deutete, das sei eine Blase, nicht das wahre Deutschland, und die müsse man mal ordentlich platzen lassen.

Doch auch die andere Tendenz habe ich als frisch geschulter »Provinzler« ganz anders wahrgenommen. »Basket of deplorables«, einen Korb voller Abgehängter, hat Hillary Clinton im letzten US-Präsidentschaftswahlkampf abschätzig jene genannt, die Trump nachlaufen. Sie meinte damit vielleicht ehrlich besorgt jene, die nicht mehr mitkommen. Aber es schwang auch jede Menge Elitismus mit gegenüber all jenen, die den Segen der Globalisierung nicht begreifen (wollen) und sich nicht voll und ganz mit dem linken (Salon-)Liberalismus an Amerikas Küsten identifizieren. Dieser Satz hat Donald Trump vielleicht ins Weiße Haus verholfen.

Die Bayern werden nicht einfach in so einen Korb geworfen, dafür sind sie viel zu erfolgreich und zu wohlhabend. Aber auch ich muss seit Jahresbeginn interessierten Freunden erklären, dass nicht alle meine Augsburger Redakteure ab 11 Uhr morgens Weißbier trinken. Dass Frauen hier nicht einfach nur die Küche und am besten noch den Hof pflegen und im Gegenteil viele Branchen und Bereiche weit progressiver sind (wie übrigens auch die hiesigen Mannsbilder: der Anteil bayerischer Männer, die in Elternzeit gehen, ist außergewöhnlich hoch). Dass es meine Redaktion ziemlich irritiert, wenn *Bild*-Redakteure aus Berlin es für eine gute Idee halten, zum Söder-Interview in Bayern Dirndl und Tracht anzulegen. Und dass, Stichwort oben, sehr wohl Englisch gesprochen wird auch hier, übrigens meist weit besser als in Berlin, da erfolgreiche Investoren, Tüftler, Erfinder, auch Künstler und Vordenker aus aller Welt hier gerne leben wollen.

Eigentlich müsste ich darüber lachen. Ich mag Klischees und ihre Wirkung. Ich finde es durchaus lustig, sich gegenseitig auf den Arm zu nehmen. Vielleicht würde ich auch lachen, wenn mir diese Frage nicht mittlerweile so verdammt ernst vorkäme. Auch über Donald Trump habe ich lange gelacht, als Korrespon-

dent habe ich eine Geschichte über ihn verfasst, Arbeitstitel: »Der große Witz Amerikas.« Dann lachten wir irgendwann nicht mehr.

Und deswegen finde ich es irgendwann nicht mehr so witzig, wenn etwa ein Herr Stoiber, ein Herr Seehofer oder auch ein Herr Söder in Medien quer durchs Land zuverlässig nur noch als politisch Verhaltensauffällige dargestellt werden (wenn sie auch, zugegeben, manche auffällige Volte gedreht haben). Aber dass diese, und auch die CSU, angesichts der bayerischen Bilanz zwischendurch auch mal ganz ordentlich regiert haben müssen, das wird bestenfalls widerstrebend zur Kenntnis genommen, oft versehen mit dem Zusatz: »Die Bayern hatten nach dem Krieg ja auch mehr Glück als Berlin.«

So staatstragend das klingen mag: Wir müssen uns über unsere Demokratie Gedanken machen, wir haben ja nur die eine.

Es ist deswegen schon wichtig, wie »Hauptstadt« und »Provinz« miteinander umgehen, allein zahlenmäßig. Nicht einmal jeder dritte Deutsche lebt in einer Stadt mit mehr als 100.000 Einwohnern. In einer Umfrage vor einigen Jahren gaben 80 Prozent der Teilnehmer an, auf dem Land oder in einer kleineren Stadt leben zu wollen, Tendenz steigend. Rund 30.000 Menschen pendeln jeden Tag von Augsburg nach München, weil dort die Mieten schlicht nicht mehr bezahlbar sind. Andere müssen gar nicht mehr pendeln und können auf dem Land leben und arbeiten, die Digitalisierung macht es möglich. Schon jetzt entdeckte ich in allen möglichen Ecken unseres Verbreitungsgebiets digitale IT-Perlen. Der Politologe Daniel Dettling nennt das die »Glokalisierung«: »Wir sind global unterwegs und lokal zu Hause. Aufs Land ziehen ist kein Umzug mehr zurück in die Provinz, sondern nach vorne in die Zukunft.«

Deswegen habe ich mich durchaus gefreut, dass der Begriff »Heimat« auch politisch auf einmal in aller Munde war, versehen mit einem eigenen Ministerium, ich sah das als Chance, über das Verhältnis von Groß und Klein, von Metropole und Provinz, von vermeintlicher »Elite« und gelebter Bodenständigkeit neu nachzudenken. Auch wir sprechen gerne von unserer »Heimatzeitung«, weil das für uns nicht provinziell klingt, sondern ein Qualitätssiegel darstellt. Sie ist mittendrin, gemacht von Menschen, denen viele Leser täglich begegnen.

Als Horst Seehofer mal nicht damit beschäftigt war, die Große Koalition fast zu sprengen, hat er zu dem Thema einen bemerkenswerten Aufsatz vorgelegt. In dem steht: »Für mich ist der Begriff der Heimat zentral, weil er in seiner

Vielfaltigkeit weniger streitbelastet ist als Leitkultur oder Nation.« Seehofer spricht über die »Entgrenzung aller Lebensverhältnisse« – das Projekt der Globalisierung habe einer wirtschaftlichen Elite Profite eingebracht, für die Mehrheit der kleinen Leute aber zu einem Zuviel an Freiheit, zu Ängsten und zu einem Verlust an Ordnung und Kontrolle geführt. Dagegen helfe: Heimat.

Seehofer beschrieb Heimat in dem Text als Raum des Zusammenhalts, das fiel nicht nur mir auf. Die *Süddeutsche Zeitung* etwa lobte prompt, Heimat habe ja den Vorzug des Vorpolitischen. Über Zugehörigkeit zu ihr entscheiden nicht Staatsbürgerschaft, Abstammung, politische Bekenntnisse, sondern gelingendes Zusammenleben. Kurzum: »Heimat ist auf dem Platz.«

Warum ich dennoch skeptisch bleibe? Weil mich die Debatte daran erinnert, was in den USA nach den Anschlägen vom 11. September 2001 geschah. Damals wurde ein neues Ministerium gegründet, ein »Heimatschutzministerium«. Aber so gut wie zeitgleich begann eine Phase, in der Heimat eher zum politischen Kampfbegriff avancierte, zum Instrument der Abgrenzung. Weil jeder darunter etwas ganz anderes verstand, und vor allem anders definierte, wer sich darauf berufen könne und wer nicht.

Droht dies auch bei uns? Dabei meine ich gar nicht mal nur die Herausforderungen der Flüchtlingspolitik, die für die Heimatdebatte zu allen möglichen Folgefragen führen. Wer darf mitreden, wie sind die Beziehungen der Menschen, die diesen Raum füllen?

Gerade mache ich mir aber mehr Sorgen, dass wir selber das in unserer Heimat nicht hinbekommen. Einen Tag vor dieser bayerischen Landtagswahl, auf die das ganze Land, vielleicht gar die Welt schaut (für den Wahlabend im Münchner Landtag haben sich japanische Kollegen akkreditiert), darf man das mal schreiben.

Es war schlicht nicht gut, wie »Berlin« und »Bayern« übereinander geredet haben, und damit meine ich nicht das Hin und Her zwischen Söder und Seehofer – sondern die verächtlichen Töne über »Bundespolitiker« einerseits und »bayerische Provinzpolitiker« andererseits. Vielleicht nicht alle, aber manche der hässlichen Debatten dieses Jahres verliefen auch deswegen so, wie sie verlaufen sind.

Eines der schönsten Gedichte von Bertolt Brecht, dem gebürtigen Augsburger, der später in Berlin lebte, heißt »Kinderhymne«. Darin steht der Satz: »Und

nicht über und nicht unter andern Völkern wollen wir sein ... und das liebste mag's uns scheinen, so wie anderen Völkern ihrs.«

Damit warnte Brecht vor dem Nationalismus seiner Zeit, dem Kampf von Nationen gegeneinander. Aber sollte dieser Satz nicht auch gelten, wenn es in einer Nation um das Miteinander von Stadt und Land, von Hauptstadt und Rest des Landes, von Bayern und Nicht-Bayern gehen soll, von gefühlten Eliten und Bodenständigen?

Und dafür würde es schon helfen, in dieser gemeinsamen Heimat häufiger mal miteinander zu reden als übereinander. Oder jeweils mal hinzufahren, nicht nur im Urlaub. Und es vielleicht sogar gar nicht so schlimm zu finden. Sondern schön und normal, in ihrer jeweils eigenen (und stolzen) Weise.

AUGSBURGER ALLGEMEINE

Nr. 236 vom 13. Oktober 2018

Theodor-Wolff-Preis

Hannes Soltau, Jahrgang 1987, volontierte bei *Der Tagesspiegel* in Berlin. Zuvor schrieb er als freier Autor für *Die Zeit*, *Hessische/Niedersächsische Allgemeine* und *Jungle World*. Er studierte Politikwissenschaft, Friedens- und Konfliktforschung und Philosophie in Marburg sowie den Masterstudiengang »Kulturen der Aufklärung« in Halle/Saale. 2016 gewann er mit einem Team von *Die Zeit* und *Zeit Online* den Deutschen Reporterpreis in der Kategorie »Datenjournalismus« für eine Gemeinschaftsrecherche zu Brandanschlägen auf Flüchtlingsheime in Deutschland. 2018 gewann er mit einem Team von *Der Tagesspiegel* den deutschen Reporterpreis in der Kategorie »Datenjournalismus« für das Projekt »Radmesser«. 2018 war er für seinen Essay »Proletarier aller Länder, befreit euch!« für den Theodor-Wolff-Preis in der Kategorie »Meinung« nominiert. Zurzeit arbeitet als freier Journalist.

HANNES SOLTAU ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2019 in der Kategorie »Meinung lokal« für seinen Beitrag »In betäubter Gesellschaft«, erschienen am 6. Mai 2018 in *Der Tagesspiegel*.

In betäubter Gesellschaft

Von Hannes Soltau

Immer mehr Menschen nehmen Schmerzmittel. Dabei will uns das Leiden doch etwas sagen: über uns und unsere Lebensumstände. Ein Essay.

Es gibt einen kleinen Trostvers für Kinder: »Nicht weinen! Nicht weinen! Gleich ist's wieder gut! Das Wehweh soll weggehn, es tut gar nicht gut. Fenster auf – hinaus mit dir! Türen auf – hinaus mit dir! Einmal Regen, einmal Schnee, und schon tut es nicht mehr weh!« Im Jahr 2018 nimmt jeder dritte Amerikaner opioidhaltige Medikamente, geschätzt 2,5 Millionen sind davon abhängig. Massenhaft wird der Wirkstoff verschrieben, da er effektiv Schmerzen lindert und Ängste löst. Doch den Kampf gegen die Beschwerden bezahlten in den vergangenen zwei Jahrzehnten hunderttausende Patienten mit ihrem Leben. Noch immer sterben in den USA täglich bis zu hundert Menschen an einer Opioid-Überdosis.

Auch in Deutschland steigt der Konsum von starken Schmerzmitteln. Der Pro-Kopf-Verbrauch nähert sich rasant dem der USA. Mundipharma ist eines der deutschen Unternehmen, das Opioide unter dem Markennamen Oxygesic vertreibt. Nebenbei unterstützt es medizinische Forschungsprojekte, wie das auf drei Jahre angelegte Programm »Schmerzfreie Stadt Münster«. Es sind solche Slogans, in denen sich die Allmachtsfantasie der modernen Medizin und Pharmaindustrie widerspiegelt.

Der schmerzgefüllte Mensch wird pathologisiert, das Leid auf organische Ursachen reduziert, ein medikamentöses Bollwerk gegen den Verdacht errichtet, dass die tagtäglichen Schmerzen sehr viel mit unserer Gesellschaft zu tun haben könnten. Sollten wir alle Leiden mit pharmazeutischer Hilfe aufheben? Oder können wir vom Schmerz vielleicht lernen? Natürliche Schmerzmittel sind seit der Jungsteinzeit bekannt, doch erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden hocheffektive Medikamente wie Paracetamol oder Aspirin entwickelt. Als Geburtsstunde der modernen Anästhesie gilt das Jahr 1846. Bis zu diesem Zeitpunkt mussten Patienten bei Eingriffen durch Gehilfen festgehalten oder von Fesseln fixiert werden, damit sie sich nicht vor Schmerzen winden.

Diese qualvollen Zeiten sind glücklicherweise vorbei. Es ist ohne Zweifel ein gewaltiger Fortschritt, dass Patienten heute nicht mehr paralysiert vor dem Bohrer des Zahnarztes oder der Klinge des Skalpells sitzen. Gleiches gilt für

psychische Schmerzen. 120 Wirkstoffe helfen dabei, Depressionen, Psychosen und Angsterkrankungen zu behandeln. Doch wie bei den Opioiden ist auch hier ein bedenklicher Anstieg zu verzeichnen: Laut dem Gesundheitsreport der Techniker Krankenkasse aus dem vergangenen Jahr hat sich seit 2007 die Verordnung von Antidepressiva in Deutschland verdoppelt.

Bei allem Fortschritt auf dem Feld der Therapien wird oft vergessen, dass der Schmerz ein Verbündeter ist. Ganz profan verstanden ist er ein Signal des menschlichen Körpers: Etwas ist nicht in Ordnung. »Wäre kein Schmerz in der Welt, so würde der Tod alles aufreiben. Wenn mich eine Wunde nicht schmerzte, würde ich sie nicht heilen, und daran würde ich sterben«, schrieb der Dichter Ewald Christian von Kleist bereits im 18. Jahrhundert. Menschen mit einer angeborenen Unempfindlichkeit gegen Schmerz, einer sogenannten kongenitalen Analgesie, fügen sich im Kindesalter oft so große Schäden zu, dass sie früh sterben.

Bei chronischen Schmerzerkrankungen hingegen ist die Signaleigenschaft dysfunktional geworden. Laut der Deutschen Schmerzgesellschaft sind derzeit etwa 17 Prozent der Bevölkerung von langanhaltenden, chronischen Beschwerden betroffen – am häufigsten von Rücken- und Kopfschmerzen. Körperliches und psychisches Leid sind dabei eng verwoben. So treten chronische Schmerzen häufig als Begleiterscheinung von Depressionen, Angststörungen oder anderen psychischen Erkrankungen auf. Vier von fünf Schmerzpatienten, die nicht mehr an den Arbeitsplatz zurückkehren, hatten permanente Alltagsbelastungen und berufliche oder familiäre Konflikte.

Man könnte sagen: Die Anforderungen der uns umgebenden Umwelt schreiben sich schmerzhaft in die Körper ein. Biologische, psychische und soziale Faktoren sind dabei kaum noch auseinanderzuhalten. Sicher ist nur: Das individuelle Symptom weist weit über das subjektive Empfinden hinaus. Durch das Eingebundensein des Einzelnen in einen gesellschaftlichen Apparat ist der Schmerz notwendig Teil des Ganzen. Eine Erkenntnis, die mittlerweile auch in der Pharmaindustrie angekommen ist, wie die Werbung verrät: »Wir haben Arbeit im Kopf, Termine im Nacken und müssen an vieles denken. Kein Wunder, wenn das zu Kopfschmerzen führt.« (Thomapyrin), »Etwas weniger Schmerz auf dieser Welt« (Aspirin) oder »Für moderne Menschen – ein modernes Schmerzmittel.« (Temagin).

Vor wenigen Jahren formulierten 21 leitende Ärzte psychosomatischer Kliniken in Deutschland einen »Aufruf zum Leben«. Darin heißt es: »Wir sind erschüttert über die psychosoziale Lage in allen Industrienationen, denn seelische Erkrankungen und psychosoziale Problemlagen sind dermaßen häufig, dass sie trotz einer Zunahme von medizinischen und therapeutischen Versorgungsangeboten bei weitem nicht angemessen behandelt und aufgelöst werden können.« Was hier anklingt: Eine wirkliche Heilung des Menschen kann nur durch die Heilung seiner Umgebung gelingen. Denn wer täglich an den Bürostuhl gefesselt ist, bekommt irgendwann Rückenschmerzen, der hohe Takt des Alltags führt zu Burnout und das Leistungsparadigma begünstigt Depressionen.

Umgekehrt kann die Gesellschaft nicht weiter das individuelle Leiden ausklammern, schon allein aus volkswirtschaftlicher Perspektive: Chronische Schmerzen verursachen in Deutschland jährlich Kosten in Höhe von 38 Milliarden Euro, die seelischen Erkrankungen 45 Milliarden.

Die Kulturgeschichte des Schmerzes ist so lang, wie der Mensch unter ihm leidet. Aristoteles, Cicero und Epikur erforschten bereits dessen Ursprung. Mit dem Leiden Jesu wurden sie der Mittelpunkt der christlichen Heilslehre. Und seit jeher scheint das Schöpferische unauflösbar mit dem Schmerz verbunden zu sein. Man denke nur an Munchs »Der Schrei«, Picassos »Guernica« oder die Arbeiten Frida Kahlos nach ihrem schweren Unfall. Bisweilen schlägt die Annäherung des Künstlers dabei aber in Affirmation um. Der Schriftsteller Ernst Jünger heroisierte den Schmerz als »Sinngehalt des Lebens«, für den Philosophen Martin Heidegger ist er gar der »Grundriss des Seins«. Doch irgendwann starben dann die Künstler an Schmerzmitteln. Prominente Beispiele sind Marilyn Monroe, Elvis Presley, Heath Ledger, Michael Jackson oder Tom Petty.

Der Soziologe Georg Simmel staunte einst darüber, wie wenig man der Geschichte der Philosophie die Leiden der Menschheit anmerke. Vom Spartakusaufstand bis zur Französischen Revolution – geschichtlicher Fortschritt meldete sich immer dann an, wenn Menschen ihr Leiden artikulierten, es lokalisierten und schließlich überwandten. Doch wo die Erfahrung am Schmerz unmöglich ist, entwickelt sich keine Erkenntnis.

Leid ist der Ausgangspunkt eines Reflexionsprozesses. Das bedeutet nicht, dass unnötige Qualen ertragen werden sollten, wohl aber die Suche nach der Quelle des Schmerzes angestrengt werden könnte: »Das Bedürfnis, Leiden be-

redt werden zu lassen, ist Bedingung aller Wahrheit«, schreibt Theodor W. Adorno. »Das leibhafte Moment meldet der Erkenntnis an, das Leiden nicht sein, dass es anders werden solle. ›Weh sprich: vergeh!‹.« Er betrachtet Schmerz als Motor der Kritik: »Der Splitter in deinem Auge ist das beste Vergrößerungsglas.« Doch in dem Maße, wie in der modernen Industriegesellschaft der Umgang mit Schmerz durch die vielfältigen Möglichkeiten der Betäubung verlernt wurde, scheint auch die Möglichkeit eines Lernprozesses verstellt. Steigender Tablettenverbrauch, wachsender Medienkonsum, gigantische soziale Netzwerke: Die Ablenkung, das Außer-sich-sein, die Selbstentfremdung ist vielfach so ausgeprägt, dass das Empfinden von Leid als krankhaft oder widernatürlich wahrgenommen wird. »Die Normalsten sind die Kränksten. Und die Kranken sind die Gesundesten«, stellte der Sozialpsychologe Erich Fromm fest. »Der Schmerz ist nur ein Symptom. Glücklich der, der ein Symptom hat.«

Ist die Betäubung des Einzelnen also nur ein Ausdruck der offensichtlichen Verwirrung des gesellschaftlichen Ganzen? Nicht der Mensch ist schizofren und krisenhaft, sondern die Form, in der er lebt, seine gesellschaftlichen Daseinsbedingungen, eine Welt der Widersprüche. Warum droht mir der soziale Abstieg, obwohl ich mich in einem Ganztagsjob abmühe? Warum steht meine persönliche Selbstentfaltung meist den Anforderungen der modernen Arbeitswelt entgegen, obwohl wir in einer Gesellschaft des Überflusses leben? Warum erlöst uns die Technik nicht, sondern beschleunigt unser Leben zusätzlich? Sigmund Freud identifizierte einst drei Quellen des menschlichen Leidens: »Die Übermacht der Natur, die Hinfälligkeit unseres eigenen Körpers und die Unzulänglichkeiten der Einrichtungen, welche die Beziehungen der Menschen zueinander in Familie, Staat und Gesellschaft regeln.« Der Tod und die Verwundbarkeit des Menschen sind trotz aller medizinischer Fortschritte bis auf weiteres unverrückbare Gegebenheiten. Indes könnten die anderen genannten Ursprünge von Schmerz und Leid geschichtlich überwunden werden: In den westlichen Industrienationen müsste heute niemand mehr Hunger, Durst und Kälte fürchten.

Die fortschreitende Naturbeherrschung durch Wissenschaft und Aufklärung hat dieses einst verhängte Schicksal in die Hände des Menschen gelegt. Sicherlich sind viele noch immer von Naturkatastrophen und unheilbaren Krankheiten betroffen, doch die weitaus größere Quelle des Leids ist das menschengemachte.

Die Wunden der Gesellschaft werden organisiert überspielt. Das Opium für das Volk ist schon lange nicht mehr die Religion. Es ist die Ideologie, dass wir alles erreichen können, wenn wir nur wollen. Es ist die gigantische Unterhaltungsindustrie, die die Möglichkeit von ästhetischer Erfahrung auf eine triviale Konsumentenrolle zusammenstreicht. Es sind die Wohltätigkeitsveranstaltungen, auf denen das Wissen um die Ungerechtigkeiten dieser Welt mit dem Ausstellen eines Spendenschecks übertüncht wird. Der Psychoanalytiker Wilhelm Reich erkannte in seiner »Massenpsychologie des Faschismus« einen grundlegenden Zusammenhang zwischen der Unterdrückung menschlicher Triebe und dem Aufkommen faschistischer Ideologien. Der daraus resultierende menschliche Charakter sei tendenziell entfremdet und angepasst. Er kann weder für sich, noch für Mitmenschen Empathie aufbringen. Die Erziehungswissenschaftlerin Alice Miller war sogar überzeugt: »In jedem noch so schrecklichen Diktator, Massenmörder, Terroristen steckt ausnahmslos ein einst schwer gedemütigtes Kind, das nur dank der absoluten Verleugnung seiner Gefühle der totalen Ohnmacht überlebt hat.« Andersherum: Die vollends betäubte Welt bereitet den Weg für den Triumph des Unmenschlichen.

Heute arbeiten Therapeuten in der tiefenpsychologischen Praxis mit dem Modell des »Inneren Kindes«. Dabei gehen sie davon aus, dass schmerzhafte frühkindliche Erfahrungen, die nicht ausgelebt werden konnten, im Gehirn gespeichert werden. Diese abgespaltenen Emotionen wie Traurigkeit, Angst oder Wut sollen unter therapeutischen Bedingungen dem Bewusstsein wieder zugänglich gemacht werden. Das Durchleben der unbewussten seelischen Wunden führt zu Verarbeitung und Heilung. Erst dann ist ein verantwortlicher Umgang mit sich selbst und anderen möglich.

Auch die Gesellschaft muss sich den Wunden der Vergangenheit und Gegenwart annehmen, die dysfunktionalen Glaubenssätze und Lebensmuster aufspüren und sich einer radikalen Selbstkritik unterziehen. Der Schmerz ist dafür der unumgängliche Ausgangspunkt, wird er doch auf wundersame Weise umso manifester, desto weniger Raum wir ihm in unserem Leben geben. Doch das Wegdrücken ist an seine Grenze gekommen. Durch psychosomatische Beschwerden und psychische Erkrankungen drängt das Leid mit aller Macht ins Bewusstsein zurück. Sich ihm zu stellen, es zu seinem Recht kommen zu lassen, könnte gleichsam das Moment seiner Überwindung sein: Das hieße wie-

derum, die Fenster und Türen zu öffnen, den Schmerz hereinzubitten, sich der Geschichte anzunehmen, die er zu erzählen hat. Vielleicht dauert es länger als »einmal Regen, einmal Schnee«, doch eines fernen Tages könnte es dann wirklich nicht mehr weh tun.

DER TAGESSPIEGEL

Nr. 23 461 vom 6. Mai 2018

Theodor-Wolff-Preis

Fabienne Hurst, 1987 in Mühlheim, Baden, geboren, ist freie Autorin und Filmemacherin in Hamburg. Nach dem Studium an der Journalistenschule in Straßburg volontierte sie beim NDR. Sie arbeitet vor allem für die Redaktion des ARD-Politikmagazins »Panorama« im Ersten, dreht Dokumentationen und schreibt über Gesellschaftsthemen für die *Süddeutsche Zeitung* und *Die Zeit*. Sie ist Teil des WDR-Dokuprojekts »Docupy« der bildundtonfabrik in Köln.

FABIENNE HURST ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2019 in der Kategorie »Meinung überregional« für ihren Beitrag »Gönn's dir, Genosse«, erschienen am 31. Oktober 2018 in *Die Zeit*.

Gönn‘s dir, Genosse

Von Fabienne Hurst

Wenn linke Politiker sich Luxus leisten, ist der Aufschrei groß. Aber schlechtes Essen und billige Klamotten machen die Welt auch nicht gerechter.

Neulich wurde die Linken-Politikerin Sahra Wagenknecht interviewt. Der Journalist stellte allerlei Fragen, Wagenknecht gab allerlei Antworten, bei mir blieb aber vor allem der letzte Teil hängen. Da hält der Reporter der Politikerin vor, dass sich deren neues Linksbündnis ausgerechnet »im teuren Berliner Restaurant Paris-Moskau« getroffen habe. Ein unmissverständlicher Vorwurf, eine Kaviar-Linke zu sein, ganz so, als könnten Sozialisten sich nur an Würstchenbuden organisieren und nicht bei einer Portion Laugenknödel mit Pilzragout für 18,50 Euro.

Soll das heißen: Wer Sozialismus fordert und Geld hat, darf sein Geld nicht ausgeben? Und wenn ja: Was soll er stattdessen damit tun? Es sparen? Am Ende Zinsen dafür einheimsen? Alles spenden und wenn ja: an wen? Wer entscheidet das?

Die Kritik am Geldausgeben ist immer noch weitverbreitet. Sie hat sogar jederzeit das Zeug für einen Shitstorm im Netz. Der jüngste, genannt »Rolexgate«, ist erst wenige Tage alt. Er kreist um die Frage, ob es okay sei, dass die Berliner SPD-Staatssekretärin Sawsan Chebli eine Rolex-Uhr trägt, angeblich 7.300 Euro teuer. Auf Facebook bekam Chebli deswegen so viel Hass ab, dass sie ihren Account deaktiviert hat.

Im Allgemeinen setzt die Kritik am Prassen sich aus folgenden drei Überzeugungen zusammen. Erstens: Nicht alle Menschen haben das Recht, ihr Geld einfach so auszugeben, Sozialisten zum Beispiel. Zweitens: Geldausgeben ist nur okay, wenn es in Maßen geschieht, alles andere ist Verschwendung, Protzigkeit, Prahlerei. Drittens: Viel besser als Geldausgeben ist das Geldnichtausgeben, allgemein bekannt als Sparsamkeit, Bescheidenheit, Genügsamkeit – und all das sind gute, deutsche Tugenden.

Was für ein Quatsch!

Natürlich kann man Frau Wagenknechts Widersprüchlichkeiten kritisieren – aber dann bitte ihre fragwürdige Haltung in der Asylpolitik, ihren linken Populismus, von mir aus auch ihre biedere Steckfrisur. Aber doch nicht, dass sie für gutes Essen anständige Preise bezahlt und damit Kellnern, Köchen, Gastrono-

men, Tellerwäschern ein faires Gehalt ermöglicht. Der Autor Peter Richter hat einmal geschrieben, essen zu gehen sei die beste Methode, möglichst viele Menschen an seinem Geld teilhaben zu lassen, und somit das perfekte Mittel zur Umverteilung. »Wenn Besserverdiener zu Hause essen, ist das nicht nur meistens ungemütlich«, findet Richter, »sondern vor allem ist es asozial und wirtschaftsfeindlich.«

Dass man gerade Menschen, die dem linken politischen Spektrum nahestehen, keinen Luxus gönnt, hat Tradition. Vor wenigen Jahren wurde der sozialistische Finanzminister Griechenlands, Yanis Varoufakis, dafür beschimpft, dass er einen Burberry-Schal (Ladenpreis: 400 Euro) trug. Genervt erklärte er dann, der Schal sei zwölf Jahre alt und ein Geschenk seiner Frau. Damals schrieb ein Kollege, diese Debatte sei scheinheilig und viel zu kurz gedacht: Luxus bedeute schließlich, »dass man der brutalen Notwendigkeit der Welt kurz entkommen und ihre Schönheit genießen kann«. Ginge es, wenn der Minister diesen Schal nicht trüge, irgendjemandem besser? Und was wären die Alternativen? Günstige Schals, die nur eine Saison halten? Produziert von Kinderhänden? Aus verwebtem Plastik, das auch in 800 Jahren nicht verrottet?

Wäre eine Swatch okay für Sawsan Chebli? Wenn ja, welches Modell? (Und nebenbei: Wäre die Debatte weniger aggressiv verlaufen, wenn Chebli nicht eine junge, selbstbewusste Frau aus einer Migrantenfamilie wäre?)

Oder in Wagenknechts Fall: Sollte sie nur noch billig essen gehen? Selber kochen? Bei Discountern einkaufen, wo Mitarbeiter nicht nur schlecht bezahlt, sondern oft auch schlecht behandelt werden? Käfigeier statt Freiland? Darf es Senf zum Würstchen sein oder eher nicht?

Die linke Politikerin antwortete dem Zeitungsreporter mit verschnupfter Gelassenheit: »Diese Frage ist nun wirklich unterhalb Ihres Niveaus.« Im Übrigen sollte es ihrer Meinung nach jeder Familie möglich sein, mindestens einmal im Monat in einem anständigen Restaurant essen zu gehen. Später schrieb irgendein Schlaumeier im Internet den Spruch »Sie predigt öffentlich Wasser und säuft heimlich Wein« unter das Interview. Ein schräger Vergleich. Vielmehr müsste es ja heißen: Sie trinkt Wein und predigt Wein für alle, beides öffentlich. Was soll daran schlecht sein?

Im Sozialismus muss es auch Luxus geben, das hat schon sein einflussreichster Theoretiker vorgelebt. In seinem Geburtshaus in Trier kann man in

einem ausgestellten Spitzelbericht über Karl Marx die Zeilen lesen: »Die Existenz des Marx besteht in Pendelschwingungen zwischen Champagner und Pfandhaus.«

Ein Leben zwischen Hunger und Verschwendung ist ein Leben zwischen Extremen und gerade deshalb vielseitig, radikal und bewusstseinsweiternd. Wo wären wir denn heute, wenn es immer nur brave Sparer gegeben hätte? Wenn alle Denker, Dichter, Künstler, Intellektuellen stets verzichtet hätten, anstatt auch mal über die Stränge zu schlagen? Niemals hätte Hemingway *A Moveable Feast* schreiben können, diese wunderbare Liebeserklärung an gutes Essen, Wein und Whiskey. In der autobiografisch inspirierten Geschichte schlemmt sich ein Schriftsteller, sobald er ein paar Francs in der abgewetzten Hosentasche hat, durch Paris – und muss am nächsten Tag wieder darben.

Damit wir uns nicht missverstehen: Wer wenig Geld hat, weil er studiert, gerade nicht arbeiten kann, Hartz IV empfängt, einen Wasserschaden beheben lassen muss oder ein Haus baut, bei dem wird Sparsamkeit zur bitteren Notwendigkeit, und als solche muss sie auch unbedingt anerkannt werden – aber doch nicht als Ideal! Schon Immanuel Kant hat festgestellt: »Die Sparsamkeit ist keine Tugend, denn zum Sparen gehört weder Geschicklichkeit noch Talent«, heißt es in seiner Vorlesung zur Moralphilosophie. »Wenn wir sie mit der Verschwendung gegeneinander halten, so gehört dazu, um ein Verschwender mit Geschmack zu sein, weit mehr Talent und Geschicke als zum Sparen. Denn Geld ablegen kann auch der Dummste.«

Kennen Sie besonders viele große historische Figuren (Heilige mal ausgenommen), die durch ihre Sparsamkeit berühmt geworden sind? Oder weil sie sich mit extrem wenig begnügt haben? Zufriedenheit ist das Ersatzglück der Genügsamen, und die haben selten die Welt verändert – außer vielleicht Jesus, und selbst dem war Wasser zu wenig, und er hat Wein draus gemacht.

Apropos Religion: Ich komme aus einer sehr protestantisch geprägten Familie, also wuchs ich mit dem Ideal materieller Bescheidenheit auf. Bescheiden, schlicht, unpräntiös = gut. Diese Rechnung ging bei uns immer auf. Aber je älter ich wurde, desto fader kam mir das vor. Was habe ich die Katholiken früher beneidet. Mit ihren aufwendig bestickten Messgewändern, den pompösen Altären, den sahnertorthenhaften Kommunionkleidern aus Satin und weißem Tüll! In meiner kargen Kirche war der einzige Luxus die Akustikgitarre des Diakons,

und die war wahrscheinlich secondhand. Es ist dieser auf Askese angelegte Protestantismus, der den Menschen eingeredet hat, dass man sein Geld besser zusammenhält. Und wenn man es doch ausgibt, dann bitte wenigstens nicht zu offensichtlich.

Sie kennen das: Macht man dem Kollegen, der Nachbarin, der Friseurin ein Kompliment (»tolle Jacke«, »schickes Kleid«), kreist die Reaktion sehr wahrscheinlich um den Kaufpreis: »Das war ganz billig, zehn Euro im Schlussverkauf!« Das macht niemand sonst auf der Welt, das machen nur wir Deutschen. In keiner anderen Kultur wird Sparsamkeit mehr gefeiert. Neid gilt es hierzulande unbedingt zu vermeiden, als sei der ein Problem der Beneideten und nicht der Neider. Wer nicht sparsam ist, nicht der schwäbischen Hausfrau nacheifert, gilt im besten Fall als großzügig, im schlimmsten als verschwenderisch.

Oft denken die Luxus-Kritiker auch einfach nicht lange genug nach (vermutlich weil Zeit bekanntlich Geld ist). Nehmen wir die Schlagzeilen über die Make-up-Ausgaben des französischen Präsidenten Emmanuel Macron aus dem Sommer 2017. Damals empörten sich nahezu alle Medien – von der *Bunten* bis zur *FAZ* – über die Kosten: »Skandal! Macron verpulvert 26.000 Euro für Schminke!« SECHSUNDZWANZIGTAUSEND! Für Puderquasten und Nagelfeilen???

In Wahrheit handelte es sich vor allem um das Honorar einer Visagistin, die drei Monate lang für den Staatschef gearbeitet hatte. Wenn man die Summe umrechnet, ergibt sich daraus ein durchschnittlicher Tageslohn von rund 280 Euro. Das ist nicht maßlos viel für lange Schminkschichten. Schließlich muss so ein Präsidentengesicht auch nach strapaziösen Arbeitstagen und am Wochenende noch wie das blühende Leben aussehen. Sonst unken dieselben Kritiker: »Schlechte Haut, grauer Teint, Augenringe: Ist Macron amtsmüde? Krank? Geht die Grande Nation unter?«

Natürlich kann finanzielle Unbesorgtheit unter Umständen auch unsympathisch, peinlich oder protzig wirken. Wer nicht aufpasst, wirkt am Ende wie einer dieser superreichen Teenager, die sich in YouTube-Videos gegenseitig vorrechnen, wie viel ihre Fendi-Bags und Gucci-Manschettenknöpfe gekostet haben. Oder trägt mit Dollarscheinen bedruckte Trenchcoats, wie Kim Kardashian. Aber wer einigermaßen stilsicher ist, wird nicht in diese Falle tappen. Versprochen. Außerdem prahlen auch (vermeintlich) bescheidene Menschen ganz schön oft: mit ihrer eigenen Bescheidenheit.

Selbst FDP-Chef Christian Lindner hat das neulich versucht. Begleitet von einem *Spiegel*-Reporter betonte er, sein 911er Porsche basiere ja auf dem VW-Käfer, stamme also praktisch direkt ab von einem Auto für jedermann. Offenbar glaubt Lindner, dass Bescheidenheit selbst da funktioniert, wo sie gänzlich abwesend ist. Weil der Deutsche es eben genügsam mag.

Warum feiern wir nicht einfach mal diejenigen, die ihr Geld ausgeben, verteilen, investieren oder ganz tollkühn verprassen? Die mehr wollen vom Leben als einen Bausparvertrag oder das neue Sonderangebot von Penny? Schließlich ist es auch die Fähigkeit zur Verschwendung, die den Menschen vom Tier unterscheidet. Tiere horten und legen Wintervorräte an – geben aber selten einen aus.

DIE ZEIT

Nr. 45 vom 31. Oktober 2018

29./30.09.18

taz 
am wochenende

Man nennt sie UP22

Wir haben die berühmteste
Gefangene des Hambacher
Forstes besucht

4

Armin Laschet zur CDU-Krise

Er sagt über Merkel: „Sie ist Kanzlerin.
Das ist Gegenwart.“ Und hält am Kurs
der Mitte fest

3

Das hätt ich sein kön

Unser Autor war
zehn, als die
Mauer fiel. Männer
tranken, der Staat
war schwach.
Jungs entdeckten
ihre Macht. Nach
den Nazi-
Aufmärschen von
Chemnitz blickt er
zurück auf die
prägenden Jahre
seiner Genera-

Das Foto zeigt den Autor der taz, Christian Bräuer, im Hintergrund eine Gruppe von Menschen, die an einem Demonstrationstag teilnehmen. Die Aufnahme ist eine Schwarz-Weiß-Fotografie.

WPTWZ



Theodor-Wolff-Preis

Daniel Schulz wurde 1979 in Potsdam geboren. Er berichtete in der *taz* über Rechtsextremismus, Terrorismus und Datenschutz und war im Wochenendressort für die Titelgeschichten zuständig. Von 2010 bis 2014 leitete er das Gesellschaftsressort *taz2/medien*. Heute führt er zusammen mit Sabine Seifert das Ressort für Reportage und Recherche. 2018 gewann er den Reporterpreis für den Essay »Wir waren wie Brüder«.

DANIEL SCHULZ ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2019 in der Kategorie »Meinung überregional« für seinen Beitrag »Wir waren wie Brüder«, erschienen am 29. September 2018 in *taz – die tageszeitung*.

Wir waren wie Brüder

Von Daniel Schulz

Unser Autor ist vor Neonazis weggelaufen und war mit Rechten befreundet. In den neunziger Jahren in Ostdeutschland ging das zusammen. Wenn er heute in Chemnitz Männer um die vierzig sieht, die Hitlergrüße zeigen, dann fragt er sich: Was habt ihr mit mir zu tun? Und ich mit euch?

Die eigene Hässlichkeit kann ein Rausch sein. Wenn man sie umarmt und das Grauen in den Gesichtern derer sieht, die einen beobachten und verachten, aber sich nicht an einen herantrauen, dann strömt Macht durch die Adern wie elektrischer Strom.

Als ich bei über hundert Kilometern pro Stunde einem BMW hinter uns auf die Motorhaube pisse, spüre ich diese Macht. Als ich da im Dachfenster stehe, die Hose bis zu den Oberschenkeln heruntergelassen, sehe ich das große weiße Gesicht des Fahrers: Die Augen geweitet, vor Schreck, Entsetzen, Empörung, bläht es sich auf wie ein Ballon, ich würde gern mit einer Nadel hineinstechen.

Ich bin neunzehn, ich bin zehn Meter groß und acht Meter breit, ich bin unverwundbar.

Als am 27. August 2018 Männer meiner Generation, so um die vierzig, in Chemnitz einen »Trauermarsch« veranstalten und einige ihre nackten Hintern in die Kameras halten, wie man es bei YouTube sehen kann, denke ich an meine Autobahnfahrt. Als schwere Männer Hitlergrüße zeigen und Menschen angreifen, deren Hautfarbe ihnen nicht passt, als die Polizisten nicht einschreiten, bin ich paralysiert, als würde etwas Dunkles hochkommen, von dem ich dachte, ich hätte es hinter mir gelassen. Aber ich erinnere mich auch an diesen Machtrausch, den Kick, wenn du jemandem klarmachst: Regeln? Und was, wenn ich auf deine Regeln scheiße, mein Freund? Was dann?

Ich sehe Chemnitz und frage mich: Was habt ihr mit mir zu tun? Was ich mit euch?

Zum Tag der Deutschen Einheit wird es wieder die geben, die erzählen, warum die Wiedervereinigung eine Erfolgsgeschichte ist. Schon das Wort »Wiedervereinigung« ist eine Lüge, werden die anderen sagen, die vor allem sehen, was verloren ging: Betriebe, Selbstachtung, ganze Leben. Gerade sind die besonders gut zu hören, die sagen: Erkennt endlich die Leistungen derjenigen an, die sich eine neue Welt aufbauen mussten. Die auch oft sagen: Lasst mich in Ruhe mit den Opfergeschichten, wir sind stolz auf das, was wir geschafft haben, selbst wenn wir gescheitert sind.

Gerade, fast dreißig Jahre nach der Wende, erzählt die Generation meiner Eltern und Großeltern ihre Geschichten. Nicht das erste Mal, aber es scheint die richtige Zeit zu sein. Die sächsische Staatsministerin für Integration, Petra Köpping, hat einige dieser Geschichten aufgeschrieben in ihrem Buch »Integriert doch erst mal uns!« und sie füllt in Ostdeutschland zur Zeit jedes Haus.

Es geht viel um verlorene Arbeitsplätze und ja, das klingt hübsch technisch, wie ein leicht lösbares Problem. Aber in diesem preußischen Vollbeschäftigungsstaat namens DDR, in dem Arbeit gleich Lebenssinn war und die wenigen, die keine Jobs hatten, »Assis« gerufen wurden, bedeutete das eben auch: Kollegen, Brüder, Ehemänner, die sich erhängten, Geschwister und Cousins, die sich langsam zu Tode sofften, Familien, in denen es erst heiß aufwallte wie in einem Vulkan, weil einer jetzt mehr hatte als die anderen und dann erstarrte alles zu einer toten Landschaft kalter Schlacke. Frauen, die so sehr anpackten, um sich, ihre Männer und ihre Kinder durchzubringen, bis nichts mehr von ihnen übrig blieb als der Wille »es zu schaffen«.

Ist da noch Platz für die Erzählungen der 90er Jahre aus der Sicht derjenigen, die beim Fall der Mauer zu alt waren, um nichts von der Vergangenheit mitbekommen zu haben, aber zu jung um mitzureden, wie die Zukunft aussehen sollte? Über das Jahrzehnt, in dem auch die Menschen aufgewachsen sind, die heute Hitlergrüße zeigen und brüllen?

»Mit den 90er Jahren verbinde ich persönliche Erlebnisse, die derzeit wieder hochkommen«, sagt Manja Präkels, »und wenn ich im Land unterwegs bin, sehe ich jetzt oft genau die Leute bei der AfD wieder, die sich als Sieger der Kämpfe der 90er Jahre begreifen.«

Präkels hat das Buch »Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß« geschrieben, über die letzten Tage der DDR und das barbarische Jahrzehnt, das Ostdeutschland danach erlebte. Präkels ist 1974 geboren und in Zehdenick aufgewachsen, einer Stadt nördlich von Berlin. Ihr Buch ist neben »Oder Florida« von Christian Bangel der zweite Roman mit autobiografischen Zügen, der im vergangenen Jahr erschienen ist und vom Ostdeutschland der 90er Jahre handelt.

Ich habe sie angerufen, um sie zu fragen, ob auch sie sich an damals erinnert fühlt, wenn sie die Bilder aus Chemnitz und Köthen sieht. Sie sagt, wenn sie auf Lesereisen unterwegs sei oder bei Tagungen, dann treffe sie auf Rechts-extreme, die angetrieben sind von dem, was sie damals erreicht haben in

Rostock-Lichtenhagen und bei den vielen kleineren Feuern, die kaum jemand sah. »Sie begreifen sich als Sieger dieser Kämpfe«, sagt Präkels, »weil nicht-weiße Menschen damals aus Ostdeutschland abtransportiert worden sind. Das hat die Gewalt jener Jahre in ihren Augen nachträglich legitimiert.«

Wann fängt man also eine Geschichte über damals an? Für mich begann es nicht 1989. Für mich begann es in der DDR.

In der zweiten Klasse malt Ricardo mit dem Bleistift ein Hakenkreuz auf die Schulbank. An sich nichts Besonderes, auch ich habe das schon gemacht, einmal an einem Junitag 1987, während ich in mein Diktatheft krakele: »Heute kommt unsere Mutter spät nach Hause. Wir wollen helfen.« Hakenkreuze malen ist das Verbotenste, was ich mir vorstellen kann. Jedes Mal brüllt ein kleines Tier in meinem Brustkasten seine Freude darüber hinaus, nicht erwischt worden zu sein. Die Kunst ist, aus dem Hakenkreuz gleich wieder ein kleines Fenster zu machen, bevor einen jemand sieht.

Aber Ricardo ist zu langsam gewesen oder vielleicht hat er vergessen, die Striche weiter zu ziehen, ich sehe es, zwei Freunde sehen es, wir nehmen ihn uns vor, als die Lehrerin nicht im Klassenzimmer ist. Es ihr zu sagen, geht nicht. Eine Petze zu sein, war schlimmer als alles andere. Wir müssen das unter uns regeln.

»Du weißt, dass das falsch war?«, frage ich.

Er heult. Er ist schwerer als ich und größer, aber er versucht nichts, zwei andere Jungs aus der Klasse stehen neben ihm. »Nimm die Brille ab«, sage ich. Ricardo heult noch ein bisschen mehr, er fleht mit großen Augen und ja, na klar, wohnen wir im gleichen Block und ja, wir wollen uns am Nachmittag wieder beim Sandkasten vor dem Haus treffen, aber erst einmal muss das hier erledigt werden.

Der im sozialistischen Jugoslawien geborene Schriftsteller Tijan Sila hat dieses Verhalten von Jungen in seinem Buch »Tierchen Unlimited« so beschrieben: »Die Erziehung von Grundschulern sollte das Ethos der Partei spiegeln, und das erschloss sich mir damals nur in Gegensätzen: oben ein kaltes, apollinisches Gesicht, das Keuschheit, Nüchternheit und Leidenschaftlichkeit forderte, und darunter ein triebhafter, dämonischer Torso, der Härte, Kampf, Rivalität oder Opfer gut fand.« Vielleicht blieb dieser Torso übrig, als der Kopf mitsamt der DDR verging.

Ums Kämpfen ging es in der DDR oft, die größten Kämpfer waren die, die nicht mehr lebten: die kommunistischen Antifaschisten, die in den Lagern gestorben waren, damit wir es besser hatten. Von Wandbildern und aus unseren Schulbüchern blickten uns muskulöse weiße Männer an. Von den Juden erzählten unsere Lehrerinnen nur, dass die Nationalsozialisten sie umgebracht hatten. Gekämpft hatten sie jedenfalls nicht.

Auf dem Nachhauseweg von der Schule erzählen wir Jungs uns Judenwitze. Zu viert oder zu fünft laufen wir über Kopfsteinpflaster und schwarzen Sand nach Hause, am Friedhof und an der Kneipe vorbei hin zu den vier Neubau-
blöcken am Rande des Dorfes.

Einer fragt: »Was ist der Hauptgewinn in der KZ-Lotterie?«

Ich sage: »Kenn ich doch schon. Eine Platzkarte in der Gaskammer.«

Später habe ich unsere Witze in dem Buch »Das hat's bei uns nicht gegeben!« wiedergefunden. Veröffentlicht hat es vor einigen Jahren die Amadeu Antonio Stiftung, benannt nach einem angolanischen Vertragsarbeiter, den junge Männer 1990 in Eberswalde so lange schlugen, bis er ins Koma fiel und später starb.

Woher wir unser Witze hatten, weiß ich nicht mehr. Es hätte sie gar nicht geben dürfen. In der Verfassung der DDR stand, der Faschismus sei besiegt. Und weil er nun einmal besiegt war, durfte er nicht existieren. Die Staatssicherheit, das lässt sich in dem Buch der Stiftung ebenso nachlesen wie in den Berichten des Geheimdienstes selbst, nannte Hakenkreuze auf jüdischen Friedhöfen und Neonazis, die andere Menschen zusammenschlugen, »Rowdytum« und tat so, als gäbe es keinen politischen Hintergrund. Punks und alle, die anders aussahen als sich die sozialistische Elite ihre Bürger vorstellte, verfolgten Geheimdienst und Polizei dagegen hart als Auswüchse einer Dekadenz, die nur aus dem Westen kommen konnte.

Daran knüpft die AfD heute an. Die Partei setzt wie keine andere darauf, eine ostdeutsche Identität zu feiern und zu fördern. In Wahlkämpfen und Reden umwerben ihre Politiker die Menschen damit, wie fein deutsch und wenig verfremdet es in Ostdeutschland so zugehe. Und die Erzählung vom unpolitischen Rowdytum scheint bei vielen Polizisten ebenfalls heute noch zu funktionieren.

War das in der Bundesrepublik denn besser? Klassische Frage, die immer kommt, wenn man etwas über die DDR schreibt. Vielleicht ließe sich sagen, es gab in Westdeutschland wenigstens die Chance auf ein öffentliches Gespräch.

In der DDR lief so eine Serie wie »Holocaust« nicht im Fernsehen, die Leute konnten danach nicht darüber reden, sich aufregen oder weinen – zu Hause, in der Kneipe, im Bus. Und bei allem Verständnis für den Willen, sich von Westdeutschen nicht mehr das eigene Leben ausdeuten zu lassen: Ist es wichtiger, das Andenken an die DDR zu retten oder sich Gedanken darüber zu machen, warum die eigenen Kinder von Nazis gejagt werden oder selbst andere jagen?

Nach dem Überfall von Neonazis auf ein Punk-Konzert in der Ostberliner Zionskirche 1987 wollte das Zentralkomitee der SED dann doch einmal die neonazistischen Umtriebe untersuchen. Die Forscher registrierten 1988 bis zu 500 Taten aus dem rechtsextremen Milieu pro Monat. Die Ergebnisse verschreckten die Machthaber so sehr, dass sie sie gleich wieder wegschlossen. Der Oberstleutnant der Kriminalpolizei, der das Team geleitet hatte, wurde ab da von der Stasi beobachtet.

Wir lesen »Pawel« in der vierten Klasse. Wir haben das grüne Schulbuch vor uns auf dem Tisch liegen, wir lesen abwechselnd ein paar Sätze vor. Ein Leutnant der Wehrmacht sitzt am Rande eines brennenden sowjetischen Dorfes und sieht einen spielenden Jungen. Er denkt: »Worin besteht der Unterschied zwischen diesem und einem deutschen Kind?« Er rettet den Jungen vor dem heranrasenden Auto eines Feldwebels, sie fliehen zusammen zu sowjetischen Soldaten und der Leutnant kehrt an der Seite der Roten Armee nach Deutschland zurück. Fünfeinhalb Seiten dauert die Transformation des Nazi-Offiziers zum Kommunisten und sie beschreibt in ihrer kindgerechten Kürze recht gut den antifaschistischen Mythos der DDR. Der Staat musste ein paar Verführer bestrafen, den großen Teil seiner Bürger konnte er dann, ohne groß über die Vergangenheit zu reden, zum Aufbau des neuen Staates einsetzen.

Zugleich wussten wir wenig vom Fremden. Selbst unsere angeblichen Brüder kannten wir nicht. »Wir zeigen unsere freundschaftliche Verbundenheit mit dem Sowjetvolk«, schreibe ich am 8. Mai in meinen Heimatkundehefter. Aber wir sehen sie kaum, obwohl viele Kasernen gar nicht so weit weg sind. Manchmal marschiert ein Trupp mit Kalaschnikows auf dem Rücken an unserem Kindergarten vorbei und wir drücken uns an den Zaun und sehen ihnen nach. »Scheißrussen«, sagt ein Junge neben mir, und als ich ihn frage warum, sagt er: »Wenn der blöde Hitler unsere Wehrmacht nicht kaputt gemacht hätte, wären die jetzt nicht hier.« Das hatte ihm jedenfalls sein Vater erzählt.

Wir wussten nicht, wer die Juden waren. Wir wussten nicht, wer die Russen waren. Wer die Nazis waren, wussten wir. Der Nazi war einer, der aus dem Westen kam. Der Kapitalismus galt als Vorstufe des Faschismus, und tatsächlich saßen ja noch alte Nazi-Eliten auf genügend Machtpositionen, um die als Beweis zu präsentieren. Als die Staatssicherheit 1960 im Bezirk Rostock eine »Aufstellung über Hakenkreuzschmierereien« mit über fünfzig Delikten erstellte, sagte der Leiter der Bezirksverwaltung, diese seien »Teil der Provokation aus Westdeutschland«. In »Käuzchenkuhle«, einem der bekanntesten Jugendbücher der DDR, löst ein Junge zusammen mit seinen Freunden einen Kriminalfall, bei dem »der Fremde«, ein ehemaliger SS-Mann aus Westdeutschland, zurückkehrt, um alte Nazi-Raubkunst zu bergen. Noch 2006 erklärte mir der SPD-Innenminister eines ostdeutschen Bundeslandes vor einem Interview, das Naziproblem käme aus dem Westen und, nein, in der DDR habe es das nicht gegeben.

Der Fall der Mauer brach mir das Herz. Ich hatte Angst vor dem Westen, vor den Faschisten, einfach davor, dass alles, was ich kannte, kaputt gehen könnte.

Die Erwachsenen rührten keinen Finger. Sie saßen vor dem Fernseher und sahen sich Demonstrationen an. Sie unterrichteten uns weiter in der Schule, als sei alles völlig normal. Dass wir wirtschaftlich keine Chance hatten, war mir ja klar, jeder Junge, der wusste, wo die Matchboxautos herkamen, begriff das. Aber mein Vater war Oberstleutnant der verdammten Nationalen Volksarmee, er hatte mal dreißig Panzer kommandiert, wo waren die denn jetzt?

Ich wollte eine chinesische Lösung, ich wollte Tiananmen-Platz in Berlin und Leipzig. Als mein Vater, der Feigling, nicht loszog, um die Irren da draußen zu stoppen, überlegte ich, wie ich ihm seine Makarow-Dienstpistole klauen könnte. Mein Plan war, in Westberlin ein paar Leute zu erschießen und einen Krieg zu provozieren. Denn den, da war ich mir sicher, den würden wir gewinnen.

Wir fuhren mit dem Begrüßungsgeld nach Berlin-Spandau. Bei Karstadt kaufte ich mir ein Telespiel, einen kleinen blauen Computer, mit dem ich Eishockey zocken konnte.

Mit jedem neuen Level wurde der Puck schneller und schwieriger zu erreichen. Es fing mit Piep – piep – piep an und steigerte sich pieppiep pieppiep pieppiep bis zu pipipipipip. Wie hypnotisiert starrte ich auf die kleine blinkende Scheibe, bis die Welt um mich herum nur noch gedämpft zu hören war, wie hinter Watte. Die Erwachsenen hatten mich verraten, ich hatte mich für ein Computerspiel verkauft. Ich war wütend, aber ich hatte keine Ahnung auf wen.

»Du warst im HJ-Modus«, hat zwei Jahrzehnte später ein Freund zu mir gesagt, »wie die Hitlerjungen beim Volkssturm«. Da wohnte ich schon lange in Berlin. Er hatte in den Jugoslawien-Kriegen genügend Jungen gesehen, die für Wut, Angst und Ohnmacht ähnlich der meinen gestorben waren.

In der zweiten Klasse sangen wir: »Soldaten sind vorbeimarschiert, die ganze Kompanie. Und wenn wir groß sind, wollen wir Soldat sein so wie sie.« In unserem Musikbuch standen Lieder über den Frieden auf der Welt und »Ein Männlein steht im Walde ganz still und stumm.« Aber eben auch: »Mein Bruder ist Soldat im großen Panzerwagen, und stolz darf ich es sagen: Mein Bruder schützt den Staat.«

Vor wem der große Bruder uns schützte, war klar: Vor dem Westen. Aber niemand schützte mich jetzt. Kämpfen wollte ich, aber gegen wen? Wohin fliegt eine Rakete mit einem Freund-Feind-Zielsystem, wenn die eigenen Eltern zum Gegner übergelaufen sind?

War ich der einzige, dem es so ging? Ich weiß es nicht, ich habe mich mit Freunden nie darüber unterhalten.

Der Zerfall beginnt im Fernsehen. Ich sehe weinende Menschen, starre Menschen, graue Menschen, meistens vor irgendwelchen Schornsteinen oder Werkto- ren und immer macht irgendetwas zu. Dann zerfallen die Männer auf dem Dorf. Wenn ich von der Schule komme, sitzen sie an den Garagen. Sie haben früher Kräne gefahren, große russische Traktoren und Mähdrescher. Jetzt erzählen sie sich Witze über ihre Frauen, die mit irgendwelchen Putzjobs oder Arbeitsbeschaf- fungsmaßnahmen versuchen, die Familien über Wasser zu halten. Sie sagen: »Die Alte nervt«. Dann trinken sie noch einen Schnaps. Oft reden sie gar nicht.

In den Zeitungen, im Radio, im Fernsehen lesen, sehen und hören wir die passenden Botschaften dazu. Ostdeutsche sind zu doof, sich in der neuen Welt zurecht zu finden. Ostdeutsche sind faul. Ostdeutsche sind betrunken. Erst schäme ich mich noch, dann schaue ich der geworfenen Scheiße belustigt beim Fliegen zu und noch später bin ich stolz darauf, dass »wir« härter sind als die so leicht zu schockierenden Wessis, die ihr ganzes Leben als Kausalzusammen- hang erzählen können, in dem es für alles einen guten Grund und keine dunklen Flecken gibt. Es kann auf eine dämonische Art befreiend sein, wenn von dir und den Leuten um dich herum nur noch das Schlechteste erwartet wird. Als Zwölf- oder Dreizehnjähriger sehe ich das noch nicht, ich sehe nur die Männer in ihren Garagen und ich sehe meine Zukunft.

Mein Vater trinkt dort nicht. Die Bundeswehr hat ihn übernommen. Im Frühjahr 1992 werden sie bei der Kontrolle eines sowjetischen Stützpunkts beschossen. Mein Vater verlässt die Armee und verkauft später Versicherungen. So wie viele andere Männer aus der Polizei, dem Ministerium für Staatssicherheit und der Nationalen Volksarmee. Ein Abstieg war es, aber er war nicht so hart.

Im Fernsehen sieht man Häuser brennen, in denen vietnamesische Vertragsarbeiter leben. Man sieht Männer, die mit Gehwegplatten auf Menschen werfen. Ich sehe, wie die Polizisten verloren vor der Meute stehen. Ich sehe, wie sie zurückweichen.

»Offenbar ist vielen im Westen nicht klar, dass in Ostdeutschland zwei Generationenkohorten existieren, deren kollektive politische Erfahrung sich daraus speist, ein politisches System gestürzt und anschließend den neuen Staat in Hoyerswerda und Rostock gezwungen zu haben, vor ihrem rassistisch motivierten Willen zurückzuweichen.« Das schreibt der Rechtsextremismus-Experte David Begrich nach den Märschen von Chemnitz in einem Text, den viele auf Facebook teilen. Begrich war damals in Rostock-Lichtenhagen, er war einer derjenigen, auf den die grölenden Männer Gehwegplatten warfen.

Bis Ende der 90er Jahre weicht dieser neue Staat zurück – in den Kleinstädten und Dörfern. Viele Menschen, die so alt sind wie ich, rechnen nicht mehr mit ihm. Wir sehen alle dasselbe: Es kommen keine Polizisten, wenn dreißig Kahlrasierte vor einem Jugendklub auftauchen und Leute vermöbeln oder sie kommen nur zu zweit und bleiben dann in ihren Autos sitzen. Was sollen sie machen? Selbst verdroschen werden? Das passiert manchmal auch.

Die große Macht der Volkspolizisten ist ebenso gebrochen wie die unserer Lehrerinnen. In der DDR konnten diese Autoritäten noch im Alleingang ganze Biografien versauen – du darfst studieren und du nicht – und jetzt lachen wir sie aus, wenn sie vor uns stehen. Wir lachen, bis sie heulen. Sie haben Angst vor der neuen freien deutschen Jugend.

Heute bin ich öfter in osteuropäischen Staaten unterwegs, die früher ebenfalls sozialistisch waren. Wenn ich dort mit Leuten meines Alters über die Brüche der Neunziger rede, die Barbarei, die Entgrenzungen, die sie oft härter und krasser beschreiben, weil es dort härter und krasser war als in Deutschland, dann finde ich bei ihnen ein Verhältnis zur Polizei, was mich an meines damals erinnert: irgendetwas zwischen Furcht und Verachtung.

Und natürlich sind das heute nicht die 90er, der neue Staat hat sich konsolidiert. Aber wenn wie in Chemnitz dann doch zu wenige Polizisten dort stehen, wenn Beamte in Köthen eine rechtsextreme Rednerin bei ihren Vergasungs- und Mordfantasien nur filmen, statt sofort in die Demo zu gehen, dann bestärkt das Nazis wie ihre Gegner in dem, was sie gelernt haben: Der Staat weicht zurück.

Nach dem Mauerfall lernte ich noch etwas, in den folgenden Jahren, als die Liste der Toten immer länger wurde: Du kannst sterben, ganz leicht. Wenn in einer Horde von Nazis nur ein Psycho dabei ist, nur einer, dem deine Fresse nicht gefällt und der dann nicht aufhören kann, dann bist du tot. Manche Bekannte bildeten sich ein, sicher zu sein, weil sie weiß waren. Sie glaubten, sich verstecken zu können. Aber wer anders ist und wer nicht, das legst nicht du selbst fest, sondern der Nazi. Es starben Mahmud Azhar und Farid Guendoul ebenso wie Wolfgang Auch und Horst Hennersdorf.

Als ich dem Hass zum ersten Mal persönlich begegne, bin ich elf oder zwölf Jahre alt. Meine Mutter arbeitet noch immer als Agrochemikerin, sie berechnet, wie viel Dünger das gelbe Streifflugzeug auf die Felder um unser Dorf herunterfallen lässt. Der Pilot dieses Flugzeuges sitzt eines Tages bei uns im Wohnzimmer auf einem brauen Stoffstuhl, er wartet auf meine Mutter und ich frage ihn, weil ich ihn mag, weil ich ihn cool finde, ich meine, er ist schließlich Pilot, jedenfalls frage ich ihn, wie es denn jetzt für ihn weitergeht. Und er erzählt von den »Wallstreetjuden«, die das alles zu verantworten hätten, er wird lauter, erregter, brennende Röte erst am Hals, dann im Gesicht. Ich weiß das noch so genau, weil ich mit dem Wort »Wallstreet« nichts anfangen kann und Juden, denke ich, gibt es doch bei uns gar keine. Der Mann überrollt mich mit einer Wut, von der ich weder die Quelle kenne noch das Ziel.

Neue Regeln. Ich hätte sie gerne gelernt, wenn ich denn welche begriffen hätte. Ist es besser, den Bus zu nehmen, aus dem man nicht mehr rauskommt, wenn Glatzen einsteigen? Oder besser laufen oder Fahrrad, aber dann bist du zu langsam, wenn sie dich mit dem Auto jagen? Auch andere versuchten, die neue Welt zu ordnen: Die Kreisstadt ist rechts, die Dörfer sind links. Aber diese Ordnung zerbröselte sofort wieder, wenn fünfzehn, zwanzig, dreißig Nazis ein Dorffest aufmischten.

Viele Glatzen kamen aus großen Familien, die lebten in ihren Häusern inmitten von Hitlerbüsten und Reichskriegsflaggen. Die Clan-Söhne mit den Namen,

die man fürchten musste, waren vier bis acht Jahre älter als ich. Mit ihren tiefergelegten Golfs oder zu Fuß patrouillierten sie durch die Stadt. Wen sie verschonten und wen sie sich vornahmen, folgte einem Kodex, den vor allem sie selbst verstanden. Wenn sie jemanden aus DDR-Zeiten kannten, aus der Schule, konnte das gut sein. Oder eben besonders schlecht, wenn sie ihn schon damals nicht mochten. Bunte Haare waren scheiße, lange auch. Aber wer aus der Kreisstadt kam, die übrigens Mitte der Neunziger zur Kleinstadt degradiert wurde, der war auch mit langen Haaren an einem Abend okay, und man mischte lieber eine andere Nazi-Gang auf, weil die vom Dorf nebenan war und »sich hier breit gemacht hatte«.

In den 90er Jahren habe ich diese Zusammenhänge nur vage begriffen. Vieles habe ich erst bei Gesprächen für diesen Text erfahren. Ich kannte keinen der wichtigen Nazis, ich kam vom Dorf, ich war weit entfernt vom Zentrum der Macht. Ich konnte nicht zwischen denen unterscheiden, gegen die ich mich vielleicht hätte wehren können, ohne dass gleich fünf Mann auf die Suche gingen, und denen, die Lebensgefahr bedeuteten.

Mir passierten einfach Dinge.

Ich sitze im Bus, drei Glatzen steigen ein, ohne zu bezahlen. Sie laufen nach hinten durch, ich tue so, als würde ich lesen. Sie laufen an mir vorbei, plötzlich ist es nass in meinem Gesicht. Einer hat mir ins Gesicht gespuckt. Bevor ich das kapiere, drückt mir der kleinste der Typen seinen Daumen in die linke Wange und reibt kräftig, bis mir die Zähne wehtun. »Du musst dich doch sauber machen«, sagt er mit hoher Stimme. »Muss Mutti dir erst bis in den Bus nachlaufen, hm?« Wahrscheinlich sehe ich aus wie ein Reh im Scheinwerferlicht eines Autos, die drei beissen sich fast vor Lachen. Die Hand des Kleinen riecht nach altem Tabak.

Als ich die drei Kilometer von der Schule mal nach Hause laufe, hält ein Auto mit quietschenden Reifen neben mir. Ich renne sofort los, rein ins Feld. Hinter mir höre ich es lachen. Ich laufe über zartes Frühlingsgrün, schwere Brocken Matsch kleben an meinen Schuhen und fallen wieder ab. Sie fahren auf der Straße nebenher, rauchen und schauen mir zu. Ein Kilometer vor dem Dorf geben sie Gas und verschwinden.

Der Junge, der in der DDR auf die »Scheißbrussen« geschimpft hat, erklärt mir die Bordbewaffnung seiner Karre. Er zeigt mir seinen Baseballschläger und wo

er die Schreckschusspistole unter dem Beifahrersitz versteckt hat. »Ich fahr nicht mehr unbewaffnet raus«, sagt er, »ich bin doch nicht blöd.«

Wie durch die Milchglasscheibe eines Bahnhofsklos sehe ich die Zeit von 1991 bis 1998. Es fällt mir schwer, mich zu erinnern. Es geht nicht nur mir so. »Manchmal habe ich mich gefragt, ob ich mir die ganzen 90er nur eingebildet habe«, sagt Manja Präkels, als wir uns darüber unterhalten. Sie sagt: »Selbst Freunde, die dabei waren, konnten oder wollten sich nicht mehr erinnern.«

Als Kind war ich noch klein und dick, aber in der Pubertät schieße ich in die Höhe. Genetisch bin ich Nazi, fast 1,90 Meter groß, blond, graublau Augen. Ich trainiere mit Hanteln. Aber mir fehlt das Schläger-Gen, die Lust am Blut der anderen, ich sehe den Hunger in den Augen der Clan-Söhne und ihrer Handlanger und ich weiß, ich bin Beute. Also versuche ich zu verschwinden, ich trage grau, ich bin ein Mäuschen. Gott, wenn ich doch nur kleiner wäre.

Hatte ich nicht erst gestern noch alles über Ernst Thälmann und seine Genossen gelesen? Wie sie gestorben waren im Kampf gegen den Faschismus? Ich will nicht sterben, ich will nur in Ruhe gelassen werden. Ich schäme mich. Wir schämen uns alle. »Die 90er Jahre sind in Ostdeutschland ein großes Tabu«, sagt Manja Präkels. »Diese Zeit ist mit großer Scham behaftet.« Jeder hat seinen eigenen Grund dafür. Der eine wird gefeuert und findet nie wieder Arbeit, der nächste steht hinter der Gardine und freut sich heimlich, weil das Asylbewerberheim brennt und ich, ich bin eben ein Feigling.

Es wäre durchaus anders gegangen. Es gab die aufrechten Antifaschisten, die Punks, ich wusste von ihnen, ich sah sie allerdings nie auf der Straße. Frauen, die mit mir zur Schule gingen und mit denen ich für diesen Text gesprochen habe, sagten mir, sie hätten keine Angst gehabt. Eine erzählte mir, die Glatzen aus ihrem Dorf hätten meist versucht, sie zu beeindrucken. Sie sagt auch, sie wüsste nicht, ob die schlimmsten Schläger wirklich Nazis waren. Es war und ist nicht ganz einfach, die Trennlinie zwischen denen zu ziehen, die schlagen wollten und sich dafür eine Rechtfertigung in »Mein Kampf« suchten und denen, die schlugen, weil sie es politisch geboten fanden. Gewalt war normal und in dieser Normalität schwammen die Nazis wie Fische im Meer.

Meinen Eltern erzählte ich nichts. Das wäre petzen. Die Jungs haben die Dinge früher unter sich ausgemacht und das sollen sie jetzt auch. Außerdem war mir ja nichts passiert. Kein Zahn ausgeschlagen, alle Augen noch drin, tot

war ich auch nicht. Andere haben ihren Vätern und Müttern etwas erzählt, Manja Präkels schreibt darüber in ihrem Buch und sie schreibt auch, was viele Eltern geantwortet haben: Provozier doch nicht!

Die Erwachsenen konnten sich nicht vorstellen, dass die lieben kleinen Ricardos, Michaels und Kais von früher zu Kampfmaschinen mutiert sein sollten. Ich hätte es ihnen auch nicht erklären können. Also beschworen sie eine Parallelwelt herauf. Es gibt kein Problem mit Rechtsextremismus, sagten die Bürgermeister, wenn wieder mal einer verpocht wurde oder starb. Ich fragte mich, wer verrückt ist, die oder ich?

»Über die Eltern brach die Katastrophe herein, die mussten überleben«, sagt Manja Präkels dazu, »und dabei gingen ihnen die Kinder oft verloren.« Und wenn ständig nur geleugnet werde, wenn sich gegenseitig permanent bestätigt werde, es sei normal, wenn bei den Spielen der A-Jugend das Horst-Wessel-Lied gesungen werde, dann entstehe eine neue Normalität.

Und heute? Ein sächsischer Ministerpräsident, der erst einmal betonen möchte, in Chemnitz sei alles nicht so schlimm gewesen. Ein Verfassungsschutzchef, der in der *Bild* sagt, ein Video von einem Angriff sei veröffentlicht worden, um von einem Mord abzulenken. Welche Realität ist die richtige? Die meisten Menschen glauben einem Ministerpräsidenten mehr als einem Mann, der nicht weiß ist und erzählt, wie er verfolgt wurde.

Ab der siebten Klasse, im Herbst 1991, gehe ich aufs Gymnasium. Meine Freunde vom Dorf treffe ich nur noch selten, ich war jetzt etwas Besseres, zumindest sehen sie das so oder ich denke, dass sie es denken. Ich ziehe mich zurück. Ich habe früher schon gern gelesen, jetzt lese ich eben noch mehr. Kurz vor der Wende sind wir in einen anderen Block gezogen, ich habe ein eigenes Zimmer und muss nicht mehr mit meinem Vater und meiner Mutter in einem Bett schlafen. Das macht es einfacher, mich zu verstecken. Als ich sechzehn Jahre alt bin, kaufen meine Eltern einen Computer und ich spiele Eishockeymanager. Diese Welten sind vom Draußen unberührt und kontrollierbar. Ab und an gehe ich raus, tauche auf wie ein U-Boot nach langer Fahrt. Die Nachrichten von der Oberfläche sind über Jahre die gleichen: Entweder es gibt Stress oder einer erzählt, wie es Stress gab.

»Der hat seine Freundin gezwungen, als Nutte zu arbeiten und die dann mit dem Kabel erwürgt.«

»Neulich haben sie den einen an der Havel fast kaltgemacht.«

»Die sind mit der Axt in den Jugendklub rein. Die hinter der Tür hat es gleich erwischt. Die Bullen waren wieder bloß zu zweit da.«

Freunde habe ich wenige. Ich bin ein Trottel vom Dorf. Meine Mutter hat mir zwar nach langer Bettelei eine Levis gekauft, aber an meinem dicken Hintern sieht die Jeans so aus, als versuchte jemand, meinen Arsch zu zwei dünnen Würsten zu kneten. Tragen muss ich sie trotzdem, die Hose war teuer. Im Schulbus lachen sie über mich. Ich bin oft alleine, also ein Ziel und deshalb gehe ich noch weniger raus.

Nach drei Jahren am Gymnasium finde ich andere Freunde.

Dabei sind: Ein kleiner Dünner, der oft lächelt und der mich mit dem Auto nach Hause fährt, wenn es spät wird. Er sagt: Schon mein Vater war ein Rechter. Dafür hatte er Ärger mit den Scheißkommunisten.

Ein anderer aus der Clique schaut oft finster, aber kitzelt einen ab, wenn es in der Schule scheiße gelaufen ist. Er findet die NPD gut und hat Kontakte zu einem Fascho-Clan in einem größeren Dorf in der Nähe.

Außerdem: Der Sohn eines Polizisten, der immer laut ist, immer Faxen macht, großzügig mit allen teilt und der Kanaken scheiße findet.

Dann einer, der immer ganz ruhig ist, obwohl ihm seine Mutter Stress macht, er dürfe nicht absacken, nicht versagen, nicht untergehen in dieser neuen Welt. Er hört zu Hause CDs von Bands wie Zyklon B und Zillertaler Türkenjäger. Auf der Heckscheibe seines Autos prangt in Fraktur der Name der Band »Euthanasie«.

Wir durchstreifen das Land im Konvoi. Zum nächsten McDonald's an der Autobahn, an die Ostsee, nach Tschechien, nach Dänemark. Je mehr wir sind, desto mehr weitet sich unsere Landkarte.

Zwei Autos sind gut, vier Autos sind besser. Im Schwarm schrecken wir andere ab. Ich entdecke, wie geil es sein kann, jemandem Schiss zu machen statt selbst der Schisser zu sein. Ich pinkle einem Wessi auf die Motorhaube.

»Rechts« und »links«, das ist eine Sache der Klamotten, der Frisur und der »inneren Einstellung«, wie wir das damals nennen. Die Mode der harten Nazis verbreitet sich in Molekülen auch an den Gymnasien, die grünen Bomberjacken mit dem orangefarbenen Innenfutter tragen viele. Ich habe lange Haare, ich habe »nichts gegen Ausländer«, ich finde es scheiße, sie zu jagen und zu ver-

prügeln. Das sage ich manchmal auch und dann streiten wir uns. Ich muss vor Nazis wegrennen. Also bin ich links.

In der Nahrungskette der Junggruppen stehen wir nicht weit oben. Wenn die Tighthen aus der Muckibude anrücken, die tätowierten Riesenbrocken mit Kampfsport oder Knast im Lebenslauf und keiner der anderen hat irgendeine Beziehung zu jemandem, der jemanden kennt, dann machen wir uns hübsch klein oder lösen uns in Luft auf.

Stress gibt es immer noch, natürlich. Wir wollen zum Herrentag, wie das bei uns konsequent heißt, raus an einen See fahren. Zwei möchten da unbedingt mit dem Fahrrad hin. Scheißidee, sagen wir anderen, da kommt ihr alleine niemals an. Sie ziehen es durch. Wir sammeln sie später blutend von der Landstraße und lachen sie aus.

Der Soundtrack dieser Zeit kam von den Böhsen Onkelz. Ich hasste diese Band, bei ihren weinerlichen Liedern für gefallene Jungs dachte ich an die saufenden Männer in den Garagen. Ein Lied der Onkelz ist allerdings bis heute in meinem Kopf: »Wir waren mehr als Freunde/Wir war'n wie Brüder/Viele Jahre sangen wir/Die gleichen Lieder.« Es heißt »Nur die Besten sterben jung« und ich mochte es, vielleicht, weil ich die blöden Jungpioniere vermisste, die Zeit, als wir lieber Papier und Flaschen gesammelt haben, als uns gegenseitig das Leben zur Hölle zu machen und weil ich dachte: Ja, sterben kannst du ja wirklich.

Sicher bin ich noch immer nicht. Eines Abends fahre ich zufälligerweise nicht zu dem Parkplatz am Netto-Markt, wo wir uns immer treffen. Es sind nur wenige da und sie sind leichte Beute für eine größere Gruppe Schläger, die aus einem Nachbarort anrückt. Einen erwischt es besonders schlimm. Er fährt noch mit dem Moped nach Hause, bekommt dann aber seinen Kopf nicht mehr aus dem Helm, Tritte und Schläge haben ihn zu sehr anschwellen lassen. Er landet auf der Intensivstation.

Manche Erinnerungen reißt man sich ein wie Splitter und sie schmerzen noch Jahre danach. Der türkische Freund, den ich erfunden habe, ist so ein Splitter. Wir sind nach Ungarn gefahren, das letzte Mal zusammen. Wir liegen am Balaton, spielen Fußball. Wir reißen die Türen unserer Klos auf und fotografieren uns gegenseitig beim Kacken, wir rasieren einander die Brusthaare. Und dann, wir sitzen in einem Café, ich lese Zeitung, vielleicht habe ich da etwas über einen Überfall gelesen, ich weiß es nicht mehr. Ein Freund sagt irgendet-

was über »blöde Kanaken« und dass sie es verdient hätten und ich bin sofort auf hundertachtzig. Ich schreie, ich hätte einen türkischen Freund und der läge in Berlin im Krankenhaus, »wegen Leuten wie dir.« Es ist ein kurzer Moment, wenige Sekunden nur und sofort fühle ich mich mies.

Weil ich gelogen habe, ich habe keine türkischen Freunde und auch keine mit türkischen Namen, woher auch? Es gab an unserer Schule den Sohn eines Ingenieurs aus Angola oder Mosambik, der war nicht weiß. Selbst die Dönerfrauen, die ich kannte, waren in der Kreisstadt oder in einem der Dörfer geboren. Ich schäme mich auch, weil ich weiß: Es gibt Menschen, die sind wirklich verbrannt oder wurden zu Tode getreten. Und ich erfinde einen. Gleichzeitig habe ich Angst, dass jetzt unsere Freundschaft vorbei ist.

Das gehört auch zur Wahrheit jener Jahre, viele kannten die Rechten, die Rechtsradikalen, die Neonazis nicht nur von Weitem. Wir waren mit ihnen befreundet, wir mochten manche von ihnen, wir profitierten von ihrem Schutz. Im Buch von Manja Präkels hat der Obernazi der Protagonistin vielleicht das Leben gerettet. »Dass die Nazis oft unsere früheren Freunde aus der Schule waren, unsere Brüder, unsere Cousinen, das machte die Auseinandersetzung damals so schwierig«, sagt Manja Präkels. »Und das macht sie auch heute schwierig.«

Sie sagt auch, sie habe damals manchmal das Gefühl gehabt, jemand halte eine schützende Hand über sie. »Vielleicht aus der Zärtlichkeit der kindlichen Erinnerungen aneinander. Aber derlei Zärtlichkeit gibt es für Fremde, für Menschen anderer Hautfarbe nicht.«

Heute haben dieses Dilemma nicht mehr nur Ostdeutsche, die AfD ist auch im Westen erfolgreich. Wenn man sich mit seinem Bruder oder einem Freund streiten muss, dann lässt sich der Nazi nicht mehr nach Sachsen auslagern, dann ist man mitten in einer deutschen Identitätskrise. Präkels sagt, das sei doch die große Frage: »Sitzen wir lieber mit einem uns vertrauten Rechtsextremen am Tisch und tun so, als wäre alles normal oder stellen wir ihn und damit auch uns selbst infrage, indem wir uns für die einsetzen, die für uns Fremde sind?«

»Hm, scheiße, ist der schwer verletzt?«, sagt der Freund. Ich murmle irgendwas von nicht ganz so schlimm, ich lüge weiter, wer damit einmal angefangen hat, kann nicht einfach aufhören. »Tut mir leid, habe ich nicht so gemeint«, sagt er.

Für meinen Zivildienst gehe ich nach Berlin. Ab 1999 studiere ich in Leipzig. Ich habe Glück und treffe gute Leute aus dem Westen und dem Osten. Wenn

ich mich in den richtigen Bezirken aufhalte, treffe ich keine Männer mit Glatzen. Nur ab und an höre ich Echos aus der Vergangenheit. Anfang der Nullerjahre findet ein Freund ein Loch in der Heckscheibe seines Autos, das Kind der Familie über ihm hat eine Vase aus dem Fenster geworfen. Der Vater des Kindes, eine Glatze mit Glatzenkumpels, hat keinen Bock, für den Schaden aufzukommen und das macht er meinem Freund klar. Ich überlege, ob ich meine Leute in Brandenburg anrufen soll, aber der Nazi ist aus Leipzig und muss nicht 200 Kilometer weit fahren, um mit mehr Leuten zurückzuschlagen.

In der Kleinstadt, in der ich zur Schule ging, leben heute auch Frauen mit Kopftüchern, die ihren Söhnen auf Russisch hinterherbrüllen, sie sollen gefälligst auf sie warten. In den Kneipen und Cafés bedienen Menschen, deren Eltern aus Vietnam und der Türkei kamen. Der Freund, der damals »Euthanasie« auf seiner Heckscheibe stehen hatte, und den ich für diesem Text wiedergetroffen habe, sagt, er sei mit »Kurden, Türken, Russen, Vietnamesen« befreundet. Er findet aber, man solle doch die Leute verstehen, die lieber nicht mit so vielen Ausländern zusammenleben wollen. Als ich ihn frage, ob er auch so leben will, sagt er: »Ach, ich weiß es doch auch nicht.«

Ich habe nicht gekämpft und schon gar nicht gewonnen. Ich bin einfach gegangen.

TAZ – DIE TAGESZEITUNG

Nr. 11744 vom 29. September 2018

Theodor-Wolff-Preis

Peter Dausend, Jahrgang 1963, hat eine Vorliebe für skurrile Orte. Als Seite-3-Redakteur von *Die Welt* erhielt der Saarländer 1998 ein Arthur-F.-Burns-Stipendium – und ging zur *Anchorage Daily News* nach Alaska. Von dort führte ihn sein journalistischer Weg – seiner Ansicht nach zwingend – in die deutsche Parlamentsberichterstattung. Seit 2008 berichtet Dausend für die Wochenzeitung *Die Zeit* vor allem über solch außergewöhnliche Orte wie das Willy-Brandt-Haus (SPD) und den Bendlerblock (Verteidigung). Zusammen mit seiner Kollegin Elisabeth Niejahr veröffentlichte er 2015 das Buch »Operation Röschen – Das System von der Leyen«. Außerdem schreibt Dausend eine wöchentliche Kolumne in *Die Zeit*.

PETER DAUSEND ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2019 in der Kategorie »Thema des Jahres: Welt im Umbruch – Demokratie in Gefahr?« für seinen Beitrag »Mitten im Beben«, erschienen am 22. Februar 2018 in *Die Zeit*.

Mitten im Beben

Von Peter Dausend

Seit vier Monaten sitzt die AfD im Bundestag. Und jetzt? Gibt es mehr Hohn, mehr Krach, mehr Angst – und weniger Langeweile. Über ein Parlament in Aufruhr

Wenn Christoph Weemeyer unter Stress gerät, sieht er aus wie ein Erdmännchen auf der Ausschau nach Feinden. Dann schnellt sein Kopf hoch, dann geht er in Alarmhaltung, dann scannt er rasend fix und hoch konzentriert die Gegend: Wer hat »Nazi-Jargon« gerufen, wer »Kauft deutsche Bananen«? Wo kommt das Lachen her? Wer klatscht? Wer jöhlt? Wie laut?

Es gab Zeiten, sie sind noch nicht lange her, da blieb Weemeyers Kopf meist unten. Jetzt schnellt er pausenlos hoch. Weil sechs statt nur vier Fraktionen im Bundestag sitzen. Weil die AfD mit 92 Abgeordneten eingezogen ist. Weil nun dauernd die Worte »Flüchtlingsmassen« und »deutsches Volk«, »Rassismus« und »rechte Hetzer« fallen – und Weemeyer dann mitbekommen muss, wer sich wo wie empört. Das muss alles ins Protokoll.

Weemeyer, ein 37-jähriger Schlaks mit blondem Strubbelbart, arbeitet als Stenograf im Deutschen Bundestag, seit 2003 macht er das. So sehr Erdmännchen wie heute war er nie.

Weemeyers Dienstsitz ist der leicht geschwungene Tisch, der, etwas nach unten versetzt, wenige Meter vorm Rednerpult im Plenarsaal steht. Hier, mit der Regierungsbank im Rücken und den Abgeordneten vor Augen, bekommen er und seine Kollegen mit, was anderen verborgen bleibt. Sie registrieren die Ausschläge, sie halten die Erschütterungen fest. Die Mitschreiber vom Parlamentarischen Dienst sind die Seismografen der Politik.

Noch hat Deutschland keine neue Regierung. Seit Monaten bewegen sich die Abgeordneten in einer parlamentarischen Zwischenwelt, in der die Rollen nicht klar verteilt sind, die politischen Fronten wechseln. Noch tritt die Kanzlerin nur bei Fest- oder Gedenkstunden auf, noch hält sich die Fraktions-Prominenz zurück. Politischer Betrieb im Aufwärmmodus. Doch die Seismografen verzeichnen bereits heftige Ausschläge.

Wenn man auf der Zuschauertribüne Platz nimmt, sich alle zwölf Sitzungen seit dem 24. Oktober 2017, seit der Konstituierung des 19. Bundestages, anschaut; wenn man sitzen bleibt, wenn alle anderen gehen – dann spürt man diese Ausschläge. Und auch die Erschütterungen.

Am 19. Januar debattieren die Parlamentarier auf Antrag der Grünen das Thema »Familiennachzug auch zu subsidiär Schutzbefohlenen ermöglichen«. Der Sozialdemokrat Burkhard Lischka beginnt seine Rede mit dem Satz: »Vor gut zwei Jahren arbeitete Khalid noch als Maurer in Syrien ...« – ein lang gezogenes »Oooooooooooh« aus 92 Kehlen stoppt ihn. Als die Linke Ulla Jelpke versucht, von einem jugendlichen Flüchtling aus Syrien zu berichten, der in den Kriegswirren ... wieder dieses lang gezogene »Oooooooooooh«.

So geht es weiter. Wenn in einer anderen Debatte ein CDU-Mann von »erfolgreichen Grenzschutzmaßnahmen« spricht; wenn eine Grüne sagt, viele Syrer würden eine Arbeit aufnehmen und Freundschaften schließen; wenn ein Sozialdemokrat meint, die Mehrzahl der Flüchtlinge würde gern in ihre Heimat zurückkehren; wenn eine Liberale in den Saal ruft, Übergriffe gegen Frauen seien kein Problem einzelner Gesellschaften oder einer Religion – immer dann dröhnt ihnen schallendes Gelächter entgegen. Ätzender Hohn von ganz rechts.

Der Stenograf Weemeyer schrieb früher oft in seine Protokolle: »Heiterkeit bei der Union«, »... der Linken«, »... der SPD«, »... den Grünen«. Jetzt steht da fast nur noch »Lachen«. Lachen, um lächerlich zu machen, das hat es im Bundestag schon immer gegeben, zimperlich war man nie. Doch jetzt breitet sich das Hohngelächter mit jedem Sitzungstag weiter aus, es plustert die einen von Mal zu Mal ein bisschen mehr auf und schüchtert die anderen von Mal zu Mal ein bisschen mehr ein. Das Hohngelächter ist zu einer anschwellenden Begleitmusik der Verachtung geworden. In der AfD-Fraktion sind 82 Männer, sie tragen stets Anzug und Krawatte. An Sitzungstagen marschieren die 82 Männer gemeinsam mit den zehn AfD-Frauen in den Plenarsaal. Präsenz zeigen, in voller Stärke da sein, gehört zur Taktik. Wenn die 92 AfDler Platz nehmen, formt sich eine Wand aus Anzügen. Man muss schon genau hinsehen, um die zehn kleinen bunten Flecken darin zu erkennen. Punkt neun Uhr, wenn's losgeht im Bundestag, sitzt die AfD, und die Wand ist bereit. Wenn aus ihren 92 Bausteinen das Gelächter losbricht, bekommt die Wand etwas Bedrohliches. »Aggressiver, unsachlicher und roher« – so nimmt FDP-Fraktionschef Christian Lindner die Debatten heute wahr. In seiner ersten Runde als Bundestagsabgeordneter, zwischen 2009 und 2013, hätten ihn »der Respekt und mitunter die Ritterlichkeit« beeindruckt, mit denen im Bundestag gestritten wurde. Das sei nun infrage gestellt durch das ätzende Hohngelächter der AfD. Ein

Kollege Lindners aus der CDU/CSU-Fraktion geht noch weiter. Die Verächtlichmachung der Empathie, die permanenten Attacken auf muslimische Flüchtlinge, das dröhnende Dominanzgebaren eines Männerpulk: »Wenn man sieht, wie enthemmt die AfD als Gruppe agiert, bekommt man eine Ahnung davon, was in der Kroll-Oper los gewesen sein muss.«

Die Kroll-Oper diente nach dem Reichstagsbrand von 1933 als Parlaments-sitz. Es ist der Ort, an dem die Nazis die liberale, repräsentative Demokratie abschafften, im Hohngelächter. Vier schwarze große Ledersofas stehen in dem Durchgang zwischen dem Bundestagsbüro der Kanzlerin und dem Parlaments-saal, auf jedes Sofa passen genau vier AfD-Abgeordnete. Sie sitzen oft dort, ihre Plätze im Plenum liegen gleich hinter der Glastür schräg gegenüber. Andere aus ihrer Fraktion schlendern gern hin und her, zwischen dem Eingang zu Merkels Büro, der Tür und der Treppe, die hinunterführt zum Osteingang des Reichstages. Kann ja sein, dass die Kanzlerin gleich kommt. Und dann soll sie sehen: Wir sind immer hier und lassen dir keine Ruhe.

Andere Abgeordnete meiden nun diesen Weg. Wollen sie in die Cafeteria gleich um die Ecke, nutzen sie einen anderen Ausgang. Stehen sie dort in der Schlange, reden sie anders, nicht mehr so offen wie früher, nicht mehr so zugewandt. »Ich will auf keinen Fall in ein Gespräch mit denen verwickelt werden«, sagt ein Abgeordneter, der beim Schlangestehen schon viele »nette Plauderbekanntschaften« gemacht hat. Er wolle die AfDler gar nicht ausgrenzen, und sicher seien auch Leute unter ihnen, die sympathisch seien. »Als Truppe finde ich sie aber einfach widerwärtig.« Auf die Dauerpräsenz der AfD-Abgeordneten im Plenum mussten die anderen reagieren. Sie sind jetzt auch öfter da. Die AfD stellt Fotos mit großen Lücken in den Reihen der anderen Fraktionen ins Netz. Sie will damit dem Vorurteil vom faulen Parlamentarier Nahrung geben. Denn nur wer auf seinem Platz sitzt, der arbeitet. Doch in ihrer Abwesenheit trafen die Abgeordneten oft Experten aus ihren Fachbereichen, sprachen mit Gewerkschaftern, Wirtschaftsvertretern und NGO-Mitgliedern, sie empfingen Besuchergruppen aus ihren Wahlkreisen. Nun sitzen sie Zeit im Plenum ab. Die Stimmung, die Atmosphäre, das ist das eine, was die Ankunft der AfD im Bundestag verändert hat. Das andere ist, worüber gesprochen wird.

Ende November bringt die AfD einen »Sechs-Punkte-Plan zur Förderung der Rückkehr syrischer Flüchtlinge« in den Bundestag ein. Die Regierung wird auf-

gefordert, ein entsprechendes Abkommen mit Syrien zu schließen. Der »Islamische Staat« sei besiegt, die Syrer in Deutschland könnten getrost nach Hause zurück.

Im vergangenen Bundestag waren 44,2 Prozent der wahlberechtigten Deutschen nicht repräsentiert: die FDP mit 4,8 Prozent draußen, genauso die AfD mit 4,7, die Piraten mit 2,2 und die anderen Parteien mit insgesamt 4 Prozent. Hinzu kamen 28,5 Prozent Nichtwähler. Jetzt sind FDP und AfD drin, und die Zahl der Nichtwähler ist deutlich geschrumpft. Im Bundestag wird deshalb wieder mehr über das geredet, was jene Deutsche denken, die zu den 44,2 Prozent gehörten. Etwa, dass die Grenzöffnungspolitik Merkels katastrophal gewesen sei. Und dass man Syrer jetzt nach Hause schicken könne.

In der Debatte tritt Stephan Harbarth ans Mikrofon, CDU-Abgeordneter aus Heidelberg. In der CDU denken manche wie die AfD, vor allem die Innenminister der Länder. Harbarth ist das egal. Für ihn ist der AfD-Antrag »eine Mischung aus Auslassungen und Halbwahrheiten«. Nichts begriffen hätten die Antragsteller vom Krieg in Syrien. Noch immer seien eine halbe Million Menschen in belagerten Städten eingeschlossen, viele verhungerten. Mit wem wolle die AfD überhaupt ihr Abkommen aushandeln? Mit Baschar al-Assad? Mit einem Regime, das nicht nur seine Gegner, sondern auch »wehrlose Kinder mit Giftgas« erstickte? »Assad werden die Freudentränen in die Augen schießen, wenn er Ihren Antrag liest.«

Später wird Stephan Meyer, der CSU-Mann aus Altötting, sagen, in Syrien ereigne sich nach wie vor »die größte humanitäre Katastrophe auf unserem Globus«. Der Sechs-Punkte-Plan der AfD sei »populistisch, weltfremd, abwegig und zynisch«. Zur Erinnerung: Die CSU ist jene Partei, die sich in Bayern oft nach AfD anhört. In der Zwischenwelt klingt sie mehr wie deren Gegenentwurf. Ein Jahr lang, von Januar bis Dezember 2013, verfolgte der mittlerweile verstorbene Publizist und Moderator Roger Willemsen die Debatten im Bundestag. Das Buch, das er darüber schrieb, Das Hohe Haus, hielt sich monatelang in den Bestsellerlisten, wahrscheinlich weil viele eine Abrechnung mit der Politik erwarteten. Willemsen rechnete aber nicht ab, er schrieb auf, was er sah, und langweilte sich nicht selten auf der Zuschauertribüne. Jetzt reichen wenige Wochen, um zu wissen: Im Hohen Haus langweilt sich niemand mehr.

Und das liegt auch an Heiko Maas und Beatrix von Storch. Als Maas Justizminister war, aber noch kein Abgeordneter, also die vier Jahre vor dem Wahltag

2017, durfte er sich nicht frei im Plenum bewegen, sich nicht, wie Kabinettskollegen das gern tun, zum Kurzplausch mit anderen auf eine Hinterbank zurückziehen. Er musste immer den kürzesten Weg zur Regierungsbank nehmen, durch den Eingang schräg gegenüber vom Büro der Kanzlerin. Er nimmt ihn immer noch, aus Gewohnheit. Nur muss er jetzt an den Männern und Frauen vorbei, die ihn hassen.

Früh und scharf wie kein anderer Spitzenpolitiker hat Maas gegen Rechts mobilgemacht: Die Dresdner Pegida-Demonstrationen nannte er eine »Schande für Deutschland«, die AfD die »neue Heimat für Neonazis«. Hassmails und Fake-News, so kündigte er an, werde er per Gesetz aus dem Netz drängen. Sobald er das Plenum betritt, zischen die AfD-Abgeordneten: »Zensurminister.« Der Platz von Maas ist in der ersten Reihe der Regierungsbank, direkt gegenüber der Abgeordneten Beatrix von Storch. Ist Maas da, greift die Fraktionsvizin der AfD zum Handy und fotografiert. Wenn Maas mal zur Kuppel schaut oder sonst wie nicht ganz bei der Sache zu sein scheint, schießt von Storch los. Die Bilder stellt sie später ins Netz, Botschaft: So arbeitet der Mann, der gegen uns hetzt. Ist Maas nicht da, knipst von Storch seinen leeren Stuhl – und postet aus dem Bundestag Nachrichten, aus denen AfD-Wähler sich ihr Weltbild zimmern: Die Systemparteien und ihre Minister machen sich einen links-grün-ver-sifften Lenz.

Was tun? Sich aufregen? Von Storch öffentlich attackieren? Maas, der Lieblingsfeind der Rechten, weiß, dass dies nur der AfD nutzen würde. Also lässt er von Storch rechts liegen und hofft darauf, dass das Bundestagspräsidium das von ihm verhängte Fotoverbot auch durchsetzt.

Von Storchs Hobbyfotos sind nicht die einzige Provokation, die Maas und mit ihm das gesamte Parlament aushalten muss. Im Wahlkampf hat ihn der AfD-Spitzenkandidat aus Thüringen, Stephan Brandner, als »Produkt saarländischer Inzucht« bezeichnet. Maas, pöbelte Brandner weiter, sei liiert »mit einer, ich hätte fast gesagt, abgetakelten, aber ich sage mal, mit einer überreifen Schauspielerin, mit einer Staatsfunk- und GEZ-Tussi«. Die Freundin von Maas heißt Natalia Wörner.

Stephan Brandner sitzt nun wenige Schritte von Maas entfernt im Bundestag. Maas wollte nie wissen, wie Brandner aussieht, den Namen hatte er aus seiner Erinnerung gestrichen. Hat nicht viel genutzt. Ende Januar tauchte der Name schlagartig wieder auf.

Die AfD setzte Brandner, einen Juristen von ihrem Rechtsaußenflügel, als Vorsitzenden des Rechtsausschusses durch, jenes Gremiums also, dem ein Justizminister Rede und Antwort stehen muss. Bleibt Maas im Amt, wird jede Begegnung mit Brandner zur Übung in Selbstbeherrschung. Provozieren, Leute aufstellen, über die sich die anderen aufregen, die sie womöglich gar ablehnen, damit man sich als Opfer präsentieren kann – so macht das die AfD. Sie nominierte einen Finanzfachmann, der die Kanzlerin als »Merkelnutte« bezeichnet hat, für den Vorsitz des mächtigen Haushaltsausschusses. Ein zu sechs Monaten Haft auf Bewährung verurteiltes Mitglied der Hooligan-Szene leitet nun den Tourismusausschuss. »Mir wird übel, wenn ich sehe, wen die da schicken«, meint eine Grüne. Er könne kotzen, sagt ein Sozialdemokrat.

Der Oberliberale Lindner sieht das nüchterner: »Das Opfer-Spiel der AfD mache ich nicht mit.« Es habe, sagt Lindner, keinen Zweck, die AfD zu bekämpfen, indem man sie ausgrenze und ihr parlamentarische Rechte vorenthalte. Das stärke sie nur. Das wirksamste Mittel sei, sie einzubinden. Deshalb habe die FDP die drei AfD-Kandidaten auch gewählt: »Jetzt sind die Ausschussvorsitzende, und jeder von ihnen hat die Gelegenheit, sich zu blamieren.«

Hohngelächter, Personal, das provoziert – die AfD kennt noch ein weiteres Mittel, mit dem man den Parlamentsbetrieb aufmischen kann: das kontaminierte Klatschen. Beifall spenden, um zu vergiften. Kontaminiertes Klatschen geht so: Jeden Satz, der links von ihnen fällt und halbwegs zum eigenen Programm passt, beklatscht die AfD-Wand voller Inbrunst. Wird viel geklatscht, brechen Unruhe und Verunsicherung aus. Darf man irgendetwas sagen, das die AfD gut findet?

Das kontaminierte Klatschen funktioniert ganz wunderbar, etwa bei den Aussprachen über die Auslandseinsätze der Bundeswehr. Jedes Nein von ganz links beklatschten die von ganz rechts so lange, bis Sozialdemokraten fragten, ob es den Linken nicht zu denken gebe, wer ihnen da zujubele. Ihr Ziel hat Gaulands Truppe damit erreicht: die anderen darüber streiten lassen, wie AfD sie sein wollen – oder schon sind. AfD wirkt.

Luise Amtsberg schaut jetzt immer zu Boden. Früher, in der Vor-AfD-Zeit, war das anders. Erhobenen Hauptes lief sie durch die Eingeweide des Parlamentsbetriebes, durch das Tunnelsystem, das Parlament und Abgeordnetenbüros miteinander verbindet, bereit, jeden zu grüßen. Waren ja alles Menschen, die,

bei noch so großen Unterschieden, für Anliegen stritten, die man respektieren konnte. Vorbei. Jetzt heißt es Augen auf den Boden.

Amtsberg, eine 33-jährige Islamwissenschaftlerin mit hellblonden Haaren, verkörpert die maximale Distanz zur AfD: Sie ist die Flüchtlingspolitische Sprecherin der Grünen. Alles, wovon sie überzeugt ist, hält die AfD für Teufelszeug, für bestens geeignet, die »Umvolkung« Deutschlands voranzutreiben.

Und alles, was die AfD zu Flucht, Islam und Ausländern sagt, macht aus Amtsberg eine Frau, die nach unten schaut. Weil sie nicht erblicken will, was sie nach wenigen Monaten schon nicht mehr sehen mag.

Amtsberg hat zuletzt viel zu hören bekommen. Deutschland werde »geflutet mit Geringqualifizierten«, »das eigene Volk ausgetauscht«. »Wirtschaftsscheinasylanten« lösten »die gewachsenen Nationalstaaten auf«. Die Flüchtlingspolitik der »Systemparteien« sei ein »Aufbauprogramm für Clanbildung«, »das deutsche Volk« werde »durch Masseneinbürgerung von nicht qualifizierten Fremdstaatlern aller Kulturen demnächst mittels Wahlrecht entmündigt«. Das alles hörte Amtsberg nicht etwa in den vier langen Monaten seit der ersten Sitzung des neuen Bundestages. Sie hörte es in den wenigen Minuten, die der AfD-Abgeordnete Gottfried Curio am 22. November bei der Debatte über ein Einwanderungsgesetz redete.

Seitdem hat Amtsberg dazugelernt. Sie weiß jetzt, dass die AfD, nachdem Katarina Barley über das ElterngeldPlus berichtet hat, fragen wird, was die Familienministerin zu tun gedenke, um die Gewalt von Flüchtlingen gegen deutsche Mädchen zu beenden. Sie weiß jetzt, dass die AfD, wenn über Frauenrechte debattiert wird, »im Zuge der fortschreitenden Islamisierung Europas« in ihren Reden eine »Vielzahl von feindlichen Fremden« aufmarschieren lässt, die »interkulturelle Tragödien« verursachen, bei denen »beinahe täglich Frauen Opfer werden«. Sie weiß jetzt auch, dass für die AfD, wenn es im Bundestag um Tierschutz geht und vom Schächten die Rede ist und die »Digitalisierung der Landwirtschaft« auf der Tagesordnung steht, »die Bauern die Hauptversorger des deutschen Volkes« bleiben müssen.

Das alles hat Amtsberg am 17. Januar gelernt. Da wusste sie aber bereits, dass mit jedem AfDler, der ans Mikrofon schreitet, immer auch »das deutsche Volk« die Bühne betritt. Und bei einer Debatte über gesunde Ernährung zusätzlich »das deutsche Brot«.

Am Tag darauf, dem 18. Januar, wird es Amtsberg dann doch zu deutsch. Als die AfD ein »Gesetz zur Änderung des Aufenthaltsgesetzes« einbringt, zitiert Amtsberg in ihrer Rede aus deren Entwurf. Humanitäre Verpflichtungen seien allein »am vitalen nationalen Interesse, an Bestand und Erhalt des deutschen Volkes« auszurichten. Mitgefühl nur, wenn es nutzt? Menschsein nur, wenn die Deutschen profitieren?

Amtsberg empört das, die Denkweise, die Haltung, der Auftritt. Sie appelliert »an alle anderen hier«, sich »diesem völkischen Geist konsequent entgegenzustellen« – und zerpflückt dann die Behauptungen der AfD: Millionen neuer Nichtqualifizierter, die ins Land strömen? Ein deutscher Sonderweg beim Familiennachzug, wo doch Belgien, Frankreich, die Niederlande, Spanien, Italien, Großbritannien viel weiter gehen? Syrische Väter, denen die Sicherheit ihrer Kinder und Frauen egal ist? »Mich würde wirklich interessieren, auf welcher Grundlage Sie so eine bösertige Behauptung aufstellen«, sagt Amtsberg und nennt Experten, Studien, Zahlen, die all die Behauptungen der AfD widerlegen.

Die Dinge erklären, Zusammenhänge darstellen, den einfachen Gewissheiten Genauigkeit entgegensetzen – und das mit Leidenschaft vortragen: Amtsberg zeigt an diesem Tag, wie man der AfD beikommt. Und die Debatte signalisiert, dass ein Parlament, in das ständig Gift geträufelt wird, lebendiger werden kann.

Wenn Amtsberg an die nähere Zukunft denkt, graut ihr, vor allem vor den Ausschuss-Fahrten. Bei solchen Fahrten reisen die Abgeordneten eines Ausschusses zu den Problemen, mit denen sie sich beschäftigen. Wenn sie etwa ein Flüchtlingslager in Jordanien besuchten, so galt der Grundsatz: Mit jedem Kilometer, den sich die Gruppe gemeinsam von Berlin entfernt, schwinden die politischen Unterschiede. Amtsberg sah sich stets als Teil einer Gruppe, die gemeinsam Deutschland vertrat, es herrschte ein Gemeinschaftsgefühl, das alle einschloss. »Mit einem AfD-Mann im Ausschuss geht das jetzt nicht mehr«, sagt Amtsberg. Selbst wenn der persönlich nicht unsympathisch wäre. Wie soll man Gemeinschaft fühlen, wo es keine gibt? Die AfD nicht ausgrenzen und sie dadurch klein halten – aber um jeden Preis? Wo liegt die Grenze? Für Luise Amtsberg exakt da, wo die Selbstachtung beginnt.

Vier weiße Wände, ein Schreibtisch, eine Kaffeemaschine. Besucht man Rüdiger Lucassen in seinem Büro-Provisorium, denkt man rasch, dass die Grüne Amtsberg ihn persönlich wohl nicht unsympathisch fände. Ein einzelner

Baustein kann ja viel freundlicher wirken als die Wand, zu der er gehört. Der 66-Jährige, erst seit zwei Jahren in der AfD und nun ihr Obmann im Verteidigungsausschuss, räumt erst mal ein, dass längst nicht alle in seiner Familie begeistert darüber seien, in welcher Partei er eine späte politische Karriere erlebe. Manche Unionskollegen störten sich da weniger dran. Die begrüßten es – natürlich nur, wenn niemand sonst zuhört –, dass einer wie er nun da sei, erzählt Lucassen. Einen Ex-Oberst im Generalstab, der 34 Jahre Bundeswehr hinter sich hat: So einen gab es im vorigen Verteidigungsausschuss nicht.

Lucassen hat einen interessanten Blick auf die ersten Monate der AfD im Bundestag. Das Hohngelächter? Natürlich gebe es das, es richte sich aber nicht gegen Schicksale betroffener Menschen, sondern gegen den Stil der anderen. »Da wird permanent versucht, die Leute mit Emotionen zu überwältigen. Wie kann man so Politik machen?«

Die Dauerpräsenz? Nun, die AfD wolle schon kritisch hinterfragen, warum es in anderen Fraktionen oft große Lücken gebe. Außerdem orientierten sich die AfD-Abgeordneten daran, dass ihre Chefs stets Flagge im Plenum zeigten: »Bei der Bundeswehr nennt man das: Führen von vorn.« Die Ausschussvorsitzenden? Nein, die Auswahl sei keine Provokation. Sicher habe etwa Stephan Brandner einen harten Wahlkampf geführt, doch da überzogen alle. »Seine Kritik bringt Herr Brandner intern so unverblümt an wie nach außen. Er ist offen und sehr direkt – das schätze ich.« Das Völkische? Als Nationalkonservativer spreche er sehr bewusst vom deutschen Volk, warum auch nicht? Wenn das nach jeder AfD-Rede reflexhaft als »Nazi-Jargon« verunglimpft werde, wirke dies »nur noch lächerlich«. Schließlich stehe ja auch über dem Westportal des Reichstages in großen Lettern, wem das Parlament verpflichtet sei: »Dem deutschen Volke.« Die Attacken der anderen seien Ausweis einer Verunsicherung: »In der AfD haben wir ein klares politisches Koordinatensystem – und das macht den anderen Angst.«

Es ist nicht die AfD, die provoziert. Es sind die anderen, die sich durch die Anwesenheit der AfD provoziert fühlen. Darin sieht Lucassen die Ursache der aufgeladenen Stimmung im Bundestag. Angela Merkel war in den ersten Sitzungswochen nicht allzu oft da. Jamaika, Groko, Europa, Trump, der Karneval. Fürs Debattieren blieb da wenig Zeit. Aber das hat sie ja noch nie gemocht. Merkel ist die Großmeisterin einer Politik ohne Worte. Probleme erkennen, auf

Sicht fahren, und wenn mal wieder jemand eine große Rede einfordert – einfach ignorieren. Die Politik ohne Worte trifft nun auf ein Parlament, in dem es zur Sache geht, auf einen Bundestag in Debattierwut. Wenn die Kanzlerin auf ihrem Kanzlerstuhl sitzt, gleich links neben dem Bundestagspräsidium, kann sie all das genau beobachten, sie hat den besten Platz. Sie sieht dann, dass sich ihr Stil überlebt hat. Und dass die Ära Merkel ihrem Ende entgegengeht.

Pünktlich auf die Sekunde trifft Christoph Weemeyer im Café neben dem Bundestag ein, Genauigkeit ist wohl Berufskrankheit eines Stenografen. Wofür steht das nun alles, die größeren Ausschläge, die heftigeren Erschütterungen, will man von Weemeyer wissen, dem Seismografen der Politik. Er schweigt erst mal. Und dann kann man zusehen, wie er darüber nachdenkt, wie sich ein verbeamteter Staatsdiener dazu äußern soll und wie nicht. Ein Erdmännchen-Alarm der anderen Art. Weemeyer entscheidet sich schließlich dafür: »Es geht schon deutlich lebhafter zu als in der letzten Legislaturperiode.« Nur fürs Protokoll: Stimmt.

HINTER DER GESCHICHTE

Ausgangsfragen: Wie verändert die Anwesenheit der AfD den Bundestag? Und was ist eigentlich in einem Parlament los, wenn sich über Monate hinweg partout keine Regierung finden will?

Schwierigkeiten bei der Recherche: Bundestagssitzungen dauern schon mal von 9 Uhr bis spätabends 23 Uhr – wo bekommt man da vernünftigen Latte macchiato in rauen Mengen her? Wichtigste Erkenntnisse:

1. In der Cafeteria des Bundestages – schmeckt vorzüglich.
2. Besucher schauen nicht mehr hoch zur Reichstagskuppel, sondern ständig nach unten ins Plenum. Weil sich das jetzt viel mehr lohnt.

DIE ZEIT

Nr. 9 vom 22. Februar 2018

Theodor-Wolff-Preis

Anna Hunger, Jahrgang 1980, Studium der Kulturwissenschaften und Kunstgeschichte in Konstanz, Berlin und Tübingen. Danach Ausbildung an der Reportageschule Günter Dahl in Reutlingen, freie Autorin bei der Agentur Zeitenspiegel und seit 2011 Redakteurin bei der damals frisch aus der Taufe gehobenen *Kontext-Wochenzeitung* in Stuttgart, die gemeinnützig, spendenfinanziert und werbefrei ist. Mittlerweile ist sie dort stellvertretende Redaktionsleiterin.

ANNA HUNGER ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2019 in der Kategorie »Thema des Jahres: Welt im Umbruch – Demokratie in Gefahr?« für ihren Beitrag »»Sieg Heil« mit Smiley«, erschienen am 9. Mai 2018 in *Kontext: Online*.

»Sieg Heil« mit Smiley

Von Anna Hunger

Marcel Grauf arbeitet für die AfD-Abgeordneten Christina Baum und Heiner Merz im baden-württembergischen Landtag. Und er ist ein strammer Faschist. Das belegen Chatprotokolle, die Kontext exklusiv vorliegen. Sie gewähren Einblick in hassverseuchte Dialoge und eine menschenverachtende Gedankenwelt.

Auf den ersten Blick scheint es ein Tippfehler zu sein. Ein Schrägstrich und ein kleines »o«. Stutzig macht, dass der Vertipper immer wieder auftaucht, von diversen Leuten verwendet wird. Und irgendwann im Laufe dieses Unmengen von Zeilen und Worten umfassenden Materials stellt sich heraus, dass das ein Hitlergruß-Emoji sein soll. »Falscher Arm«, schreibt Marcel Grauf einmal an seinen Kumpel, als er den Schrägstrich rechts neben das »o« setzt, statt links.

Kontext liegt eine über vier Jahre andauernde Korrespondenz von Marcel Grauf vor. Dutzende Chatprotokolle mit allen möglichen Leuten, darunter Mitarbeiter bekannter AfD-Politiker, Neurechte, NPD-Funktionäre, Mitglieder rechter Studentenverbindungen. Vier Jahre Leben eines Mittdreißigers, anfangs Student, schlagende Verbindung Germania Marburg, dann AfD-Mitarbeiter im baden-württembergischen Landtag, der Hitler und Mussolini verehrt und Demokratie verachtet, Juden und Ausländer hasst.

Zweimal haben wir bereits über ihn berichtet. Er ist bekannt als Rechtsextremist, innerhalb und außerhalb der Partei. Seine Chefin, die AfD-Abgeordnete Christina Baum, sagte auf Anfrage, sie könne nicht nachvollziehen, »wen überhaupt die jugendliche Vergangenheit meines Mitarbeiters interessieren könnte«. Grauf arbeite zudem sehr gut. Dazu stehe sie noch, teilt sie auch aktuell mit. Baums Fraktionskollege Heiner Merz, auch für ihn arbeitet Grauf, äußert sich erst gar nicht. Vor kurzem hatte sich Merz als Landtagsvizepräsident zur Wahl gestellt.

Weil wir der Meinung sind, dass es durchaus von Interesse ist, wenn in zweiter Reihe einer Partei, die mittlerweile Deutschland mitgestaltet, Faschisten sitzen, haben wir uns entschieden, ausgewählte Inhalte der Facebook-Chats öffentlich zu machen.

Seit langem wird immer wieder darüber berichtet, dass Mitarbeitende der AfD verstrickt sind bis weit hinein in die rechtsextreme Szene. Vor kurzem erst haben *Die Zeit* und die *taz* in großen Recherchen eindrücklich nachgewiesen,

dass es sich hier nicht um Einzelfälle handelt, sondern eine nahezu flächen-deckende Verflechtung existiert. Diese Strukturen sind bekannt. Wer die Leute hinter der Struktur sind, zeigen die Chatprotokolle eindrücklich.

Sie starten 2013 unter Pseudonym, als Marcel Grauf einen Extra-Account anlegt für die ehrliche und eher härtere Gangart. Graufs offizielles Profil, erklärt er einem Kumpel, wolle er »neutral halten«. Er löscht den Account Ende 2017, nachdem die *taz* begonnen hatte, seinen NPD-Hintergrund zu recherchieren.

»Nigger, Sandneger. Ich hasse sie alle«

Es geht um Fechtereien unter den Korporierten, um Kneipen, Frauen, Plakate kleben, Flyer basteln. Die Männer um Grauf, die meisten Ende zwanzig bis Mitte dreißig, schicken sich Entwürfe für Bierkrüge zum 200. Jubiläum der Deutschen Burschenschaft, für Anti-Antifa-Aufkleber, Pläne und Organisation für Demos, »Pepe the Frog«-Bildchen – ein ursprünglich harmloses Frosch-Internet-Meme, das mit Donald Trump zum Symbol der »alt right«-Bewegung in den USA wurde. Es geht um Geflüchtete, Hitler und Mussolini, »Il duce«, das Weiß-Sein – »Nigger, Sandneger. Ich hasse sie alle«, schreibt Grauf –, um Muslime: »Dass sie generell eher zu untermenschlichem Verhalten neigen, liegt schon an der Rasse«.

Hunderte von persönlichen Kleintexten setzen sich zusammen zu einem Universum des intellektuellen Faschismus, das ein nationalstaatliches Europa der starken Führer vor Augen hat. Oft sind die Nachrichten mit Smileys versehen, »Sieg Heil« mit einem Augenzwinkern klingt viel freundlicher als ohne.

Auch die Veränderungen im Land und in Europa werden über die Jahre spürbar: Verteilen 2015 noch Bekannte von Grauf »Äpfel an durchreisende Asylneger«, ist es für ihn »endgeil«, wie sich 2016 die Stimmung im Land nach der Kölner Silvesternacht dreht, zumindest »interessant«, wie »Kriminelle Ausländer raus!« auf einmal ok ist :D« und selbst die Linke Wagenknecht fordert, »Wer Gastrecht missbraucht, hat Gastrecht verwirkt«. Im Januar 2016 schreibt Grauf an seinen Freund: »Was sich jetzt auf jeden Fall geändert hat, ist, dass diejenigen, die für die Asylanten sind rechtfertigen müssen. Früher waren das wir.«

Grauf kam mitunter über seinen Freund und Bundesbruder Philip Stein, ebenfalls Mitglied der Germania Marburg, an den Job bei der AfD. Stein sitzt im

Netzwerk um Götz Kubitschek, dem Strippenzieher innerhalb der AfD und der Neuen Rechen, und leitet »Ein Prozent für unser Land«, nach eigenem Verständnis »Deutschlands größtes patriotisches Bürgernetzwerk«, das Personal der Identitären, Neonazis, Hooligans und anderer zum »Widerstand« gegen Moscheen, Geflüchtete und Ausländer generell vernetzt.

Auch der Marburger Germane Torben Braga, Pressesprecher der AfD Thüringen und Beisitzer in deren Landesvorstand, griff ihm unter die Arme. Bereits 2014, Grauf nähert sich damals dem Ende seines Studiums und die AfD steht gerade am Anfang ihres Siegeszuges in nahezu alle deutschen Landesparlamente, schreibt ihm Stein: »Jetzt haben wir die Chance, da Leute zu platzieren.« Grauf: »Parlamentarischer Berater ist im Prinzip für mich ideal«. Stein: »Eben- Götz sagt, du sollst ihm Bewerbung schicken.«

»Erstmal in der Heimat mit der Ausländerplage beschäftigen«

Immer wieder kommt in den Gesprächen die Frage auf, ob Graufs NPD-Vergangenheit womöglich hinderlich sei, um für die AfD zu arbeiten. Immerhin schließt die offiziell bis heute jegliche Zusammenarbeit mit extremen Rechten aus. »Bei Google Deutschland findet man nix über dich oder?«, fragt ihn sein Anwalt einmal. »Eigentlich nimmer. Müssen aber trotzdem regelmäßig was rauslöschen lassen«, antwortet Grauf. Sein Kumpel Stein beruhigt ihn einmal: »Das mit der NPD ist glaube ich nicht sonderlich wichtig.« Und Marcel Grauf ist sich sowieso sicher: »Ich will ja keine Parteikarriere machen. Aber wenn die jemanden brauchen der sich mit Parlamenten auskennt und denen rausarbeitet, was sie machen können, kann ich das halt einfach.« Am liebsten in Baden-Württemberg. »Ich will erstmal was in der Heimat und mich dort mit der Ausländerplage beschäftigen«, schreibt er an Torben Braga. An Stein schreibt er: »Im Zweifel müssen Sie halt sagen: keiner unserer Mitarbeiter war in der NPD«.

Dass Grauf NPD-Mitglied war, ist bekannt. 2013 schloss ihn der Reservistenverband deshalb von seiner Mitgliedschaft aus. 2015, sogar 2016 noch, hat er Kontakt zu Alexander Neidlein, damals Chef der NPD Baden-Württemberg, und sammelt für ihn Unterschriften – als ein »Truppenteil«. Grauf schreibt an Neidlein, dass Geflüchtete in dem Ort untergebracht werden, in dem er lebt: »Wir

bekommen jetzt auch Unterkünfte. Wüstenrot 96, Großerlach erstmal 70.« Neidlein schreibt: »Überall sollen sie hin – auf jedes Dorf – und in jeden Garten sollen sie scheißen, damit es jeder kapiert was wir seit Jahren sagen.« Grauf: »So ist es. Die merken es wirklich erst, wenn die da sind.« Mit der Zeit entfernt Grauf sich von der NPD. Die AfD entwickelt sich zwischen 2014 und 2017 zu einem ganz anderen Kaliber. Mit viel mehr Macht und der Aussicht auf politischen Erfolg.

2016 wird Grauf Christina Baum an die Seite gestellt, weil die als politisch besonders »gut« bekannt sei, schreibt ihm Philip Stein. Eine, die selbst parteiintern als »Narzisse« gilt und seit dem Mord an einem Mädchen in Kandel, dort mit Unterstützung von Steins »Ein Prozent«-Bewegung, die Anti-Islam-Demos organisiert. Sie ist der Björn Höcke für den Süden, Mitglied des »Flügel« – des ehemals pro-Höcke und contra-Petry-Teils der Partei.

Grauf sei selten im Landtag zu sehen, berichten Insider. Er sei eher einer, der sich im Hintergrund hält. Einer mit Stil sogar, der sich im Gegensatz zu den meisten anderen Mitarbeitern der Fraktionen am Buffet nicht im Unverstand den Teller vollschaufelt.

Grauf und seine Kumpels sind keine dumpfen Nazi-Proleten, sie sind intellektuelle Rechte. Sie stehen nicht auf Chemtrails oder Weltverschwörungstheorien. Die Leute von der rechten Online-Seite PI-News sind in ihren Augen »Freaks«, der Rechtspopulist Michael Mannheimer ein »Vollidiot«. Sie lesen *Sezession* oder *Neue Ordnung*, revisionistische Zeitschriften mit Anspruch und analytischen Texten. Grauf schreibt selbst für sie. Einmal einen Text über den rechten Denker Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi. Titel: »Gerüchte und Gerede – Ein Versuch, Coudenhove-Kalergi auf die Füße zu stellen«, in Anlehnung an Rudi Dutschkes Doktorarbeit »Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen«. Grauf ist fleißig und gewissenhaft. Was er schreibt, egal ob Bewerbungen oder Artikel, schickt er seinem Kumpel Stein regelmäßig zur Korrektur.

»Niemanden verurteilen, der ein bewohntes Asylantenheim anzündet«

2015, als die Fluchtbewegungen aus Syrien auf ihrem Höhepunkt sind, schickt er die Nachricht: »Ich bin so voller Hass. Die Belästigungen werden auch immer mehr. Ich würde niemanden verurteilen, der ein bewohntes

Asylantenheim anzündet.« Geflüchtete nennt er »Refutschies«, »Asylneger«. Sogar in der Nachbargemeinde von Grauf sei schon ein »Negerkind« unterwegs. Seine Freundin würde durchdrehen, weil man ja als Frau nicht mehr vor die Tür könne. Er selbst »könnte auch übelst durchdrehen«. »Wir landen bestimmt alle im Knast«, schreibt ihm Philip Stein und setzt ein Smiley dahinter. Grauf schreibt: »Solange wir bei der Verhaftung knietief im Blut stehen ist das ok«. Als Pegida nach einem Hitler-Posting in der Kritik steht, schreibt Grauf: »Wenn ich die Scheisse von Gabriel dazu schon wieder lese, weiß ich dass ich die Drecksau am liebsten abknallen würde. IRGENDWANN! Ich werde noch ausrasten... Da soll man kein Terrorist werden!!!! Hoffen, dass es bald knallt.« Und als Legida Anfang 2015 Leipzig in den Ausnahmezustand versetzt, schreibt Grauf: »Ich wünsche mir so sehr einen Bürgerkrieg und Millione Tote. Frauen, Kinder. Mir egal. Hauptsache es geht los. Insbesondere würde ich laut lachen, wenn sowas auf der Gegendemo passieren würde. Tote, Verkrüppelte. Es wäre so schön. Ich will auf Leichen pissen und auf Gräbern tanzen. SIEG HEIL!« Selbst seinem Kumpel Stein scheint das zu arg: »Bist du besoffen?« Als eine Frau im Rollstuhl aus dem weiteren Umfeld der Korporiertenszene stirbt, regen sich Marcel Grauf und ein Gesprächspartner auf, wie alle »ausrasten«, weil »die behinderte verreckt ist«. Jemand schickt Grauf einen Wikipedia-Link zur Vernichtungsanstalt Hadamar, während der NS-Zeit wurden dort Menschen mit Behinderung vergast. Grauf schickt ein Grinsen zurück, »da denkt man sich ›is meine Gleichgültigkeit zu hart« und dann kommst du daher und ich fühl mich direkt wieder wie ein Gutmensch :D«.

Was ihm nicht passt, nennt er »Juderei«. »20 Judentaler« zahlt er für ein Zeitungs-Abonnement – Geldproblem? »Einfach nur die Juden besteuern -> Problem (end)gelöst«. Philip Stein schickt ihm ein Smiley mit schelmisch rausgestreckter Zunge. »Würdest du lieber Sophie Scholl oder Anne Frank knallen?«, fragt Grauf im Februar 2016 einen Bekannten. Dem ist »das Schrankmädchen« zu jung und nur »Versauthheitsfaktor -1«. Das »würde nicht knallen«, meint er. »Eine Hure war sie natürlich trotzdem!« schreibt Grauf. »Das allein reicht nicht«, meint sein Kumpel. »Die ist hässlich wie die Nacht.«

Grauf schwärmt für den Attentäter Anders Breivik und für Hitler. Einem Kommilitonen schreibt er einmal: »Dein Konzept des zweckgebundenen Darlehens knüpft an das des Führers an, oder?« Geburtstagswünsche klingen so: »Heil! Heil! Heil! Party like it's 1933. Übrigens. Denk dran, dass am Freitag der gute

alte Breivik Geburtstag hat. Übrigens zusammen mit mir. Zufall? Ich denke nicht.« Als ein Kumpel ihm ein Foto von sich vor einer Hakenkreuzfahne schickt – »das sollte in keiner Bewerbungsmappe fehlen« – ist das für Grauf nichts Besonderes. »Hab sowas auch...« schreibt er zurück.

Grauf kommt aus Großerlach im Rems-Murr-Kreis. Erst im Februar dieses Jahres wurde er bei der dortigen Freiwilligen Feuerwehr zum Feuerwehrmann befördert. Auf dem Foto sieht er lustlos aus, verloren mit seiner Urkunde in der Hand.

Einmal planen er und seine Leute eine Reise nach Rom. Trastevere soll gut sein, schreibt Grauf in die Facebook-Gruppe, Studentenviertel, wo es »echt nette Ecken gibt aber teilweise auch wieder verseucht«. Dafür kenne er dort »ne Ecke wo schwangere Nutten rumhängen.« In Rom hält er zwei Vorträge bei der Casa Pound – junge, erfolgreiche Mussolini-Anhänger, Neofaschisten, die über caritative Einsätze und Projekte Wähler für sich gewinnen. Dort trifft er »die Argentinier von den Sqadristi«, ebenfalls gewaltbereite Faschisten, und lässt sich mit ihnen vor der Spanischen Treppe fotografieren. Die Casa Pound sei politisch »absolut im 21. Jahrhundert«, schwärmt Grauf nach seiner Rückkehr, super Leute getroffen, tolle Projekte, »der Wahnsinn, was die da einfach machen können«. Im Laufe der Zeit vermittelt er immer wieder Burschenschafter zu Besuchen nach Italien oder vermittelt Casa-Pound-Leute nach Deutschland. Er hat Kontakte zur AsoW-Bewegung in die Ukraine, zur Identitären Bewegung in Frankreich, quartiert Besuch aus dem Ausland in Verbindungshäusern ein. Einmal eine Gruppe »Fascho-Franzosenweiber«.

»Partei, Partei. Eine gescheite Führung!«

An anderer Stelle schreibt er einem Kumpel, er komme etwas später zu einem Treffen. »Muss vorher den besorgten Bürger mimen und demonstrieren.« Irgendwas mit -gida?, fragt sein Freund. Ähnlich, antwortet Grauf. »Die sagen tatsächlich dass sie ja keine Nazis sind. Gibt ein offenes Mikrofon. Hab gedacht ich äußere mich mal. Eröffnungsgag: ›Immerhin haben wir jetzt so viele Ausländer im Land, dass sich ein Holocaust mal wieder lohnen würde.«« »Besorgte Bürger« betrachtet er als dumme Leute, aber Mittel zum Zweck. Später

berichtet er: »Waren natürlich auch richtige Mongos dabei ›Es geht doch um die Menschen‹. Die werden noch zeitnah merken um was es geht«.

Um Demokratie geht es nicht. Grauf und seine Leute verachten Demokratie. »Gegen Demokraten helfen nur Granaten«, schreiben sie sich, dass er kein Fan sei von direkter oder indirekter Demokratie, betont Grauf. Eine gescheite Partei müsse her, schickt ihm ein Freund. Grauf antwortet: »Partei, Partei. Eine gescheite Führung!« Als »3Sat« von Philip Stein ein Interview möchte, schreibt Grauf ihm: »Wenn du ›Demokratie‹ sagst, trete ich dir in Bauch :D«. Stein entscheidet sich dann, von »Festung Europa« zu sprechen. Irgendwann schickt Stein an Grauf: »Mit zunehmender Erfahrung scheint es mir so, dass die meisten wirklich an diesen Dreck glauben. Die ganzen FPÖler glauben ja wirklich an Demokratie.« An anderer Stelle ärgert sich Grauf über einen Kommentar, den ein Studierender aus Wien im Netz veröffentlicht hat: »... was für die überwiegende Mehrheit der christlichen Farbstudierenden in Österreich eine Selbstverständlichkeit ist: Das Bekenntnis zur Demokratie (Patria), gelebte Nächstenliebe und Toleranz (Religio)«, Grauf: »Da soll man nicht ausrasten und Bäuche im Akkord treten?« »#untermenschen zerstiefeln« schreibt sein Kumpel zurück.

Für Christina Baum und Heiner Merz schreibt Marcel Grauf Pressemitteilungen, Anfragen an die Landesregierung. Aus seiner Feder stammt auch ein Antrag der AfD-Fraktion zur Einsetzung eines Untersuchungsausschusses »Linksextremismus und Linksterrorismus in Baden-Württemberg«.

KONTEXT: ONLINE
Am 9. Mai 2018

Theodor-Wolff-Preis

Andrian Kreye, Jahrgang 1962, ist einer der beiden Ressortleiter des Feuilletons der *Süddeutschen Zeitung*. Er lebte viele Jahre in den USA und hat dort schon früh die Entwicklung der digitalen Welt von einer Subkultur zur Alltagstechnologie begleitet. Vor seiner Berufung zum Feuilletonleiter arbeitete er als Korrespondent der SZ in New York, als Reporter in Krisengebieten in Lateinamerika, Afrika, Asien und dem Nahen Osten sowie als Fernseh- und Radiojournalist. Er war ständiger Mitarbeiter des *FAZ Magazins* und Mitglied der Gründungsredaktion der Zeitschrift *Tempo*. Als Autor veröffentlichte er zahlreiche Bücher. Zuletzt erschien von ihm »Macht euch die Maschinen untertan – vom Umgang mit künstlicher Intelligenz« (Süddeutsche Zeitung Edition).

ANDRIAN KREYE ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2019 in der Kategorie »Thema des Jahres: Welt im Umbruch – Demokratie in Gefahr?« für seinen Beitrag »Berührungspunkte«, erschienen am 24. November 2018 in der *Süddeutschen Zeitung*.

Berührungspunkte

Von Andrian Kreye

Die meisten Menschen verbinden nur das Schlechteste mit künstlicher Intelligenz – Jobkiller, Mediensucht, emotionslose Roboter. Dabei erleichtert KI längst auch unseren Alltag. Sogar der Vatikan hat ihre Vorzüge erkannt. Eine weltumspannende Reise zu Apokalyptikern und euphorischen Wissenschaftlern

Wenn man davon ausgeht, dass der Intelligenzquotient von Albert Einstein bei geschätzten 180 lag und der von Johann Wolfgang von Goethe bei 210, dann ist die Aussicht, dass der digitale Mensch mittels künstlicher Intelligenz (KI) in naher Zukunft über einen IQ von 2.000 verfügen wird, eher beunruhigend. Der Mann, der das prophezeit, heißt Ray Kurzweil, ein stets leicht schmunzelnder, gebürtiger New Yorker von 70 Jahren, geschätzter IQ 140, von Beruf Informatiker, aber in den USA vor allem wegen seiner kühnen Zukunftsprognosen berühmt.

Die Technologie, die aus Mensch und Maschine Superwesen machen wird, gibt es bisher nur in seiner Vorstellung. Derzeit bedeutet künstliche Intelligenz immer noch lediglich, dass ein Computerprogramm dazulernen und sich dann ohne menschliche Hilfe selbst optimieren und Entscheidungen fällen kann. KI kann damit vor allem große Datenmengen analysieren, mit denen sie dann beispielsweise Bilder identifiziert. Oder Menschen in einer Menge. Oder hochkomplexe Statistiken erstellen, deren Ergebnisse sie in Entscheidungen umwandelt, wie zum Beispiel Kaufempfehlungen für Onlinehändler oder wann ein selbstfahrendes Auto beschleunigt oder bremst.

Ray Kurzweil sagt allerdings, dass die Menschheit gerade an der Schwelle eines Evolutionssprungs steht, an dem sich Natur und Technologie zu einer Einheit verbinden: Das menschliche Gehirn wird einen digitalen Neocortex entwickeln, also einen neuen Teil der Großhirnrinde, der sich über eine Schnittstelle mit einer digitalen Wolke künstlicher Intelligenz verbindet, aus der sämtliche Daten und Informationen des Weltwissens abrufbar sind. Das steht im deutlich euphorischen Widerspruch zur anderen Fraktion der KI-Debatte, die nicht weniger als den Untergang der Menschheit prophezeit. Zu der gehören immerhin der im März diesen Jahres verstorbene Physiker Stephen Hawking und der Superunternehmer Elon Musk.

Glaut man dem Tesla-Gründer Musk (IQ 155) oder Hawking (IQ 160), werden künstliche Intelligenzen die Menschheit vernichten. Musk sagt, KI sei schlimmer als Atomwaffen. Deswegen baut er auch Raumschiffe, mit denen er Menschen auf den Mars umsiedeln möchte.

Ganz und gar nicht apokalyptisch sieht Ray Kurzweil die Zukunft. Bei seinem Vortrag an der amerikanischen Westküste neulich wirkte er sehr überzeugt davon, dass sich das menschliche Gehirn mit der KI-Technologie zu einer Einheit verbinden werde. Diese Entwicklung werde vom Moment der »singularity« eingeleitet werden. So bezeichnet er die Intelligenzexplosion, wenn KI das Denkvermögen und Bewusstsein des Menschen erreichen und dann schon bald übertreffen wird. Und weil das Publikum an diesem Nachmittag aus rund 50 geladenen Gästen aus dem zukunftsgläubigen Umfeld des Silicon Valley bestand, gab es im angenehm ausgeleuchteten Konferenzraum im Kongresszentrum von Vancouver auch keinen Widerspruch.

Der Hi-Tech-Korridor von Vancouver bis San Diego ist eine hermetische Welt, deren Bewohner selten aus den Instituts- und Bürokomplexen entlang der Westküste herauskommen. Und wenn sie hin und wieder mal bei einer der Hi-Tech-Konferenzen am ernährungswissenschaftlich wertvollen Büffet Kontakt mit der Außenwelt bekommen, sind auch das wohlkuratierte Begegnungen.

Die Gäste an diesem Nachmittag waren auch nicht nur gekommen, um einem Zukunftsvisionär zu lauschen. An der Westküste sind Propheten einer glorreichen Zukunft der künstlichen Intelligenz auch die Pfadfinder auf dem Weg zum nächsten Goldrausch. Seit drei Jahren hetzen Investoren und Risikokapitalgeber, Start-up-Gründer und Digitalkonzerne wie eine geschlossene Meute den Verheißungen der künstlichen Intelligenz hinterher. Was vor fünf Jahren noch die unzähligen Anwendungen des »Web 2.0« waren, die sozialen Netzwerke wie Facebook und Twitter oder die Vertriebsplattformen wie Uber und Airbnb, sind heute die künstlichen Intelligenzen.

Nach Schätzungen der Wirtschaftsprüfer von PricewaterhouseCoopers werden KI-Technologien bis 2030 das weltweite Bruttosozialprodukt um 14 Prozent steigern, das entspricht mehr als 15 Billionen Dollar und damit vier Bruttosozialprodukten der Bundesrepublik. Wenn ein prominenter Technologie wie Kurzweil verkündet, KI sei nicht nur der Beginn eines neuen Maschinenzeitalters, sondern gar ein evolutionärer Schritt in der Geschichte des Planeten, ist der Beifall garantiert.

Kurzweils Bild vom digitalen Neocortex ist brillant. Die Entwicklung jenes Teils der Großhirnrinde, der unter anderem Sprache, Wahrnehmung und räumliches Vorstellungsvermögen steuert, war das bisher wichtigste Ereignis in der Geschichte des irdischen Lebens und der Beginn des Weges von der Kröte zu Goethe und Einstein. Der Neocortex ermöglichte den Säugetieren Wahrnehmungsformen, Lern- und Erkenntnisprozesse, die aus Reflexen durchdachte Handlungen machten. Denkt man die digitale Entwicklung weiter, wird die Vereinigung von natürlicher mit künstlicher Intelligenz also das zweitwichtigste Ereignis der Evolution sein.

Geht es nach Ray Kurzweil, sogar das wichtigste. Er lehnt sich an diesem Nachmittag auf der Rednerbühne zufrieden in seinem Polsterstuhl zurück, als er das erläutert. »In den 2030er-Jahren werden wir uns mit der intelligenten Technologie vereinen, die wir erschaffen«, sagt er im Ton eines Wissenschaftlers, der belegte Tatsache referiert. »Vor zwei Millionen Jahren bekamen wir den Neocortex und haben ihn an die Spitze der Hierarchie unseres Hirns gesetzt. Ähnlich wie schon vor zwei Millionen Jahren, werden wir diesen zusätzlichen Neocortex an die Spitze der Hierarchie setzen.« Allerdings sei es dieses Mal kein einmaliger Vorgang. »Hätten wir vor zwei Millionen Jahren das Volumen unserer Schädel immer weiter vergrößert, wäre irgendwann die Geburt nicht mehr möglich gewesen, weil der Schädel nicht mehr durch den Geburtskanal gepasst hätte.«

Doch die Kraft der Cloud sei nicht auf einen begrenzten Raum angewiesen. Derzeit verdoppele sie ihre Kraft jedes Jahr. »Wir werden unendliche Ausdehnungsmöglichkeiten unseres Hirns haben. Und genauso, wie wir vor zwei Millionen Jahren neue Ausdrucksformen gefunden haben wie die Sprache und die Musik, werden wir neue Ausdrucksformen schaffen, die wir uns noch gar nicht vorstellen können.«

Wie aufgeladen die Debatte geführt wird, zeigt das Beispiel Stephen Hawking. Der Physiker wurde falsch zitiert. Die Vernichtung der Menschheit durch KI hatte er nur als eines von vielen Szenarien aufgezählt. Das vollständige Zitat lautete: »Erfolg bei der Erschaffung effektiver künstlicher Intelligenz könnte das größte Ereignis in der Geschichte unserer Zivilisation werden. Oder das schlimmste. Wir wissen es einfach nicht. Deswegen können wir auch nicht sagen, ob uns künstliche Intelligenz letztlich helfen wird, ob sie uns ignoriert, ob sie uns kaltstellt oder zerstört.«

Aber eine Hawking-Apokalypse passt nun mal in einen öffentlichen Diskurs, der vor allem von Angst getrieben ist. Für die es ja gute Gründe gibt. Die ersten Begegnungen der Menschheit mit den ersten künstlichen Intelligenzen in den vergangenen zehn, fünfzehn Jahren gingen jedenfalls nicht besonders gut aus. Denn in den Industrienationen ist künstliche Intelligenz längst fester Bestandteil des Alltags. Sie heißt nur nicht so.

KI im deutschen Alltag bedeutet im Jahr 2018 zum Beispiel: E-Mail-Programme wie Outlook, Suchmaschinen wie Google, soziale Netzwerke wie Facebook und Twitter, Entertainmentportale wie Youtube und Spotify, Shoppingseiten, Navigationssysteme, Sprachsteuerungen wie Siri und Alexa, Videospiele wie Fortnite. Das sind allesamt künstliche Intelligenzen, weil sie zum einen Entscheidungsprozesse automatisieren und sich zum anderen durch maschinelle Lernvorgänge ständig selbst verbessern. Als Nutzer bemerkt man das nicht, als Betreiber sehr wohl.

Fast alle diese Anwendungen haben derzeit einen schlechten Ruf. Es hilft auch nicht, dass die Extreme der Debatte religiöse Untertöne haben. Sowohl das Ende der Menschheit als auch der Erweckungsmoment der Singularity erinnern an die Offenbarung des Johannes, das letzte, prophetische Buch des Neuen Testaments, in dem die Apokalypse der Welt ein Ende bereitet und die Entrückung die wahrhaft Gläubigen errettet. Es ist also an der Zeit herauszufinden, was künstliche Intelligenz heute schon kann. Dann fällt die Abschätzung, was sie einmal können wird, leichter.

Auf der Suche nach einem exemplarischen Beispiel für den Stand der Dinge landet man erstaunlicherweise im Vatikan. »In codice ratio« heißt das KI-Projekt dort, ein lateinischer Begriff für Codesystem. Kein punkt null im Namen und keine Anspielung auf Popkultur. In codice ratio soll das Geheimarchiv des Vatikan erfassen. Das ist im großen Querbau am Cortile del Belvedere untergebracht, ein paar Hundert Meter vom Haupteingang der Porta Sant'Anna entfernt. Statt nach links auf den Petersplatz, biegt man nach rechts ab. Ganz so geheim, wie der offizielle Titel »Archivum Secretum Apostolicum Vaticanum« suggeriert, ist das Archiv nicht. Wissenschaftler und ausgesuchte Reisegruppen dürfen die düsteren Säle und fensterlosen Lagerräume durchaus besuchen, in denen sämtliche Dokumente, Akten und Korrespondenzen des Heiligen Stuhls seit dem achten Jahrhundert gelagert sind.

Das Problem der Archivierung dort ist, dass Dokumente vom achten Jahrhundert bis zur Erfindung und Verbreitung des Buchdrucks 700 Jahre später digital

nicht erfassbar sind. Handschriften sind nicht maschinenlesbar. Und weil das Mittelalter nicht nur eine Ära der handschriftlichen Bürokratie war, sondern die Zeit, in der der Heilige Stuhl die einflussreichste Weltmacht war, fehlt der modernen Geschichtsschreibung der Einblick in ein großes Stück Weltgeschichte.

Das Labor des »In codice ratio«-Projektes ist eine gute halbe Autostunde von den prächtigen Hallen des Vatikan entfernt im zweiten Stock eines Backsteinbaus auf dem Campus der Università degli Studi Roma Tre untergebracht. Labor klingt dabei etwas zu elegant für das nüchterne Arbeitszimmer des Professors Paolo Merialdo, mit einem handelsüblichen PC auf dem Schreibtisch und einem Bücherregal, das etwas verwaist wirkt mit seinen unsortierten Lehrbüchern und Aktenordnern.

Merialdos Team versammelt sich um einen leeren Tisch, an dem sie ihre Konferenzen abhalten, was nicht so oft vorkommt, weil sie meist über Rechner kommunizieren. Die beiden Doktorandinnen Elena Nieddu und Donatella Firmanai arbeiten mit Merialdo an der Programmierung, dazu kommt Serena Ammirati, eine Paläografin, also eine Wissenschaftlerin, die ausgestorbene Schriften erforscht. Wenn die vier auf einen einreden, wenn sie beschreiben, wie sie ihren Rechnern Schritt für Schritt etwas Neues beibringen, merkt man erst, was für ein störrisches Biest so eine künstliche Intelligenz ist.

Die Aufgabe ist gewaltig. Nicht nur, weil das Geheimarchiv 83 Regalkilometer Akten, Dokumente und Bücher umfasst. Briefe von Michelangelo finden sich darin genauso wie die Bannbulle, mit der Papst Leo X. Martin Luther aufforderte, seine 95 Thesen zurückzunehmen, oder der Brief, in dem Heinrich VIII. den Papst Clemens VII. um die Annullierung seiner Ehe bat.

In die Tiefen des Archivs steigen sie allerdings nur selten. Für die erste Phase ihres Projektes haben sie sich ein paar Seiten aus den Akten des 11. Jahrhunderts ins Institut geholt. Was da drinsteht, ist nicht so wichtig. Nein, der wichtigste Grund, den Serena Ammirati mit großer Geduld erklärt, ist die schon sehr einheitliche Schrift des 11. Jahrhunderts, die den Forschern heute die Arbeit sehr viel leichter macht. Meist geht es in den Dokumenten um Geld. Der Papst war so etwas wie der Kreditthai seiner Tage. Da gab es viel zu verhandeln.

Buchstabe für Buchstabe muss die Software nun erst einmal lernen, die Schrift zu erkennen, sie zu Wörtern und dann zu Sätzen zusammenzufügen. Wie das geht, zeigt Elena Nieddu mit ein paar Grafiken, die sie für Laien vorbereitet hat.

Die Software unterteilt jedes Wort in eine Reihe von Fenstern, die halbe und Drittelbuchstaben erfasst, die für die Software zu Puzzleteilen werden. Um zum Beispiel das lateinische Wort »sententie« (Maximen) zu erkennen, durchläuft die KI über fünfzehntausend Arbeitsschritte. Je mehr Beispiele man in so eine künstliche Intelligenz hineinfüttert, desto besser kann sie lernen. In codice ratio ist ein System aus sogenannten neuronalen Netzen, das mit statistischen Sprachmodellen arbeitet. Das heißt, die Software kann Schrift und Sprache erkennen, aber nicht verstehen.

Um den Datensatz rasch zu erweitern, arbeiten 600 italienische Gymnasialisten für das Team. Die sehen auf einer Webseite Buchstaben aus den mittelalterlichen Dokumenten. Als Menschen können sie die mit einem Blick entziffern. Sie bekommen also immer einen Buchstaben gezeigt, tragen ihn dann in moderner Schrift in ein Formular ein, das diese Information dem Datensatz hinzufügt. Eine Art Nachhilfe für künstliche Intelligenz.

Eine sehr mühsame Nachhilfe. Die italienischen Schüler haben für In codice ratio schon fünf Millionen Zeichen für die Forscher identifiziert. Das ist für eine künstliche Intelligenz nicht viel. Nach den strengen Parametern der KI-Forschung im amerikanischen Westen wäre In codice ratio immer noch eine sogenannte »narrow artificial intelligence«, eine schwache, weil sehr eng definierte KI, die eine oder nur wenige Aufgaben lösen kann, in diesem Falle eine Schrift entziffern.

Der große Traum der KI-Forschung aber ist die AGI, das ist die Abkürzung für »Artificial General Intelligence«, also für künstliche allgemeine Intelligenz. Das wäre der Punkt, an dem eine KI ihre Fähigkeiten für eine so breite Palette von Problemen anwenden könnte wie der Mensch, der ja schon im Grundschulalter sein Hirn beispielsweise für Lesen, Schreiben, Rechnen, soziale Interaktionen wie Verhandlungen und emotionale Ausdrucksformen nutzen kann, um nur ein paar elementare Aufgabengebiete zu nennen.

Nach dem Erreichen der AGI käme die Singularity, das Maschinenbewusstsein und damit entweder die Beflügelung des Menschen zum Superwesen oder seine Vernichtung. Kann man dem allen ganz beruhigt entgegenblicken, wenn man den Forschern in Rom dabei zugesehen hat, wie sie ihrer künstlichen Intelligenz Strichlein für Strichlein das Lesen beibringen?

Es gibt ja dann auch noch die Naturgesetze, die der Entwicklung Grenzen setzen.

Man kann sich kurz mal auf die Argumentation der sogenannten Transhumanisten einlassen. Zu denen gehören vor allem Kognitionswissenschaftler, Ingenieure, aber auch ein paar Philosophen, die finden, dass der Mensch an sich ein sehr unvollkommenes Wesen ist, der seine Vollkommenheit nur mit Technologie erlangen wird. Das Gehirn bezeichnen Transhumanisten zum Beispiel als »wetware«, was eine Anspielung auf das Wort Software ist, denn ein menschliches Hirn ist ja erst einmal sehr nass und matschig, wenn man es aus seinem Betriebsgehäuse, also dem Schädel, entfernt.

Im Vergleich zu Computern und Supercomputern ist ein Hirn außerordentlich leistungsfähig. Eine Großhirnrinde verfügt zum Beispiel über 25 Milliarden Neuronen, die über die Synapsen um die 100 Billionen Verbindungen bilden können. Sämtliche Leitungen für die Übertragung der elektrischen Impulse, die in der Biologie Nerven genannt werden, ergäben im Hirn eines Zwanzigjährigen zusammengerechnet 160.000 Kilometer. Die Übertragungsgeschwindigkeit dieser Nervenleitungen liegt bei bis zu 460 Stundenkilometern.

Ein Versuch, eine solche Rechenleistung zu simulieren, fand vor acht Jahren in einem Forschungslabor von IBM statt. Mit enormem Aufwand brachten es die Wissenschaftler auf die Leistung eines Katzenhirns (allerdings ohne Software, die diese Leistung hätte nutzen können). Sie fanden aber auch heraus, dass Energieverbrauch zu den lästigen Naturgesetzen gehört, die KI ausbremsen. Ein Menschenhirn verbraucht zum Beispiel nur rund 20 Watt Energie, das käme in den USA auf eine Stromrechnung von weniger als 20 Dollar im Jahr. Ein Supercomputer, der ähnliches leisten könnte, würde dagegen auf eine Stromrechnung von einer Milliarde Dollar pro Jahr hinauslaufen.

Man kann die Gewissheit, dass Computer die menschliche Intelligenz nie erlangen werden, sogar noch mit der ganzen Wucht der Philosophie untermauern. Denn selbst wenn Rechner mithilfe der großen Datenmengen der »Big Data«-Speichermöglichkeiten, den Methoden des Maschinenlernens und den enormen Rechengeschwindigkeiten Denkprozesse imitieren können, die bisher den Menschen vorbehalten waren, selbst wenn sich KI und Robotik zu selbständig agierenden Maschinen vereinen, eines werden Rechner nie erlangen: Bewusstsein. Philosophen wie Kenichiro Mogi oder Thomas Nagel können das sehr überzeugend erklären.

Es mag zum Beispiel sein, dass Maschinen so etwas wie Bewusstsein simulieren können, wenn sie mittels Sensoren ihre Umwelt erfassen, analysieren

und daraus Rückschlüsse ziehen, wie sie selbst in diesem Umfeld zu agieren haben. Selbstfahrende Autos und hoch entwickelte Roboter müssen eine solche Außenwahrnehmung produzieren, um zu funktionieren. Doch eines fehlt ihnen trotzdem, und das sind die Erfahrungswerte und Emotionen, also die Grundlagen des menschlichen Bewusstseins. KI wird nie mehr sein, als die Karaoke-Maschine menschlicher Intelligenz.

Es sind sowieso nicht KIs mit einem vierstelligen IQ und einem wie immer gearteten Bewusstsein, die der Menschheit Sorgen machen sollte. Es sind KIs mit dem eng gefassten Aufgabenbereich, die extreme Wirkungskraft erreichen, um diese eine Aufgabe zu erfüllen.

Die großen Web-Portale sind perfekte Beispiele für die eigentliche Gefahr der KI. Und genau die sind eben unsere ersten Begegnungen mit künstlicher Intelligenz, auch wenn das niemand so empfindet, weil künstliche Intelligenz nicht mehr als solche bezeichnet wird, sobald sie Teil des Alltags geworden ist.

Es ist eine extreme Konsequenz oder auch Gnadenlosigkeit, nach denen Rechenprogramme verfahren. Die wird im Silicon Valley gerne mal als Reinform der Objektivität verkauft. Weil ein Computer sich weder von Emotionen, noch vom psychischen Ballast eines menschlichen Lebens leiten lässt.

Was dabei herauskommt ist allerdings oft das Gegenteil. Die Algorithmen von Facebook und Twitter hatten zum Beispiel klare, durchaus gut gemeinte Aufgaben. Sie sollten so viele Menschen wie möglich miteinander vernetzen. Damit die Firmen damit auch Geld damit verdienen konnten, sollten sie nebenbei dafür sorgen, dass sie möglichst viel Zeit auf diesen Plattformen verbringen und dabei Werbung sehen.

Um ein Maximum an Nutzerzeit herauszuschlagen, förderten die künstlichen Intelligenzen dann all jene Emotionen, die Menschen am längsten am Bildschirm halten. Das sind Angst, Hass und Hämie.

Die Folgen waren allerdings weit schwerer, als man sich das während den euphorischen Aufbruchzeiten des World Wide Web hätte ausmalen können. Die Erosion des politischen Diskurses und des Wahrheitsbegriffes zum Beispiel. In Europa und den USA führte das zum Aufstieg der Populisten. In vielen südlichen Ländern brachte das Autokraten wie Brasiliens Staatspräsidenten Jair Bolsonaro an die Macht. In Ländern wie Myanmar, Indien und Mexiko peitschten Algorithmen Lynch-Meuten bis zum Mord und Massenmord. Weil künstliche

Intelligenzen eben kein Bewusstsein haben, keine Kontexte erkennen und deswegen lediglich stumpf verstärken, was in Gesellschaften schon vorhanden ist.

Deswegen ist es gar nicht so wichtig, ob künstliche Intelligenz dem menschlichen Denken je nahekommen oder es sogar übertreffen wird. Was die Gesellschaft wirklich verändern wird, sind die noch ungeahnten Auswirkungen, wenn die Digitalisierung mit KI in ihre nächste Phase tritt.

Der Schritt über diese nächste Schwelle wird gerade in Austin, Texas, vorbereitet. Der Designer Mark Rolston gehört zu dem Team, das höherer künstlicher Intelligenz den Weg zur Massenapplication ebnet. Dafür arbeitet er gemeinsam mit der KI-Firma Cognitivescale des ehemaligen IBM Watson-Chefs Manoj Saxena am nächsten Wendepunkt der künstlichen Intelligenz.

Das Programm, das sie seit dem Frühjahr anbieten, heißt Cortex 5. Da ist er wieder, der Cortex. Ähnlich wie der Mantel des menschlichen Gehirns, soll Rolstons Programm die Sinneswahrnehmungen, Informationen und Funktionen einer künstlichen Intelligenz verbinden. Das eigentlich Revolutionäre ist jedoch das Baukastenprinzip, nach dem diese digitale Hirnrinde verschiedene Fähigkeiten einer künstlichen Intelligenz miteinander verbindet. »Man muss sich das wie einen Legobaukasten vorstellen«, sagt er. »Wir liefern die Grundbausteine, die jeder nach Belieben zusammensetzen kann.«

Es ist verblüffend simpel, wie man sich mithilfe des Programms eine künstliche Intelligenz bauen kann. Gemeinsam mit seinem Designer Matthew Santone führt er das vor. Zunächst ruft er die Benutzeroberfläche auf, eine elegante schwarze Fläche, an deren Rand die Steuerelemente sind. Über eine Liste, die ausklappt, sucht man sich die einzelnen »Skills« der KI aus, die Funktionsmodule. Die muss man in Zukunft nicht mehr eigens programmieren, sondern kann sie aus der Cloud abrufen. Santone nimmt ein Element, das der Nutzer über eine Kamera klassifizieren kann, ein Element, das Kleider erkennt und auswählt, sowie einen sogenannten sentiment analyzer, eine Art digitales Stimmungsbarometer. Es dauert nur wenige Minuten, bis diese Einheiten auf der Oberfläche durch grüne Linien verbunden sind. Das sind die sogenannten Synapsen, Verbindungselemente, nicht unähnlich den Synapsen des Gehirns, die die Elemente so miteinander verbinden, dass sie in jeder beliebigen Kombination miteinander arbeiten können. Was dabei herauskommt, ist die simple Version einer KI, die beispielsweise eine Verkaufsweb-

seite nutzen könnte, um Kleidung nach dem Geschmack ihrer Kunden herauszusuchen.

Seit die Plattform in Betrieb ist, können Nutzer nicht nur die »skills« auswählen, die Cortex 5 anbieten will, sondern auch eigene solche KI-Programmelemente hochladen, die dann wiederum andere Nutzer gratis oder gegen Gebühr anwenden können. So wird eine riesige Bibliothek solcher Skills entstehen. Wie ernst sie es meinen, zeigt die Liste der Systeme, die über Cortex 5 laufen. Es sind die künstlichen Intelligenzen von IBM, Microsoft und der Stanford University. Große Firmen wie Versicherungen, medizinische Betriebe und Banken sollen die ersten Kunden sein.

Das eigentliche Ziel klingt simpel und mächtig. »Mit unserer Plattform«, sagt Cortex 5-Designer Rolston, »wird ein Teenager im Keller seiner Eltern eine künstliche Intelligenz konstruieren können. Wir werden so etwas wie das Musikprogramm Garage Band für die Welt der künstlichen Intelligenz sein.« Das wäre die Demokratisierung einer Technologie, die im Winter 2018 noch großen Digtalkonzernen und Forschungslaboren vorbehalten ist. Was das für die Zukunft der Digitalisierung bedeutet, kann man noch nicht abschätzen.

Doch auch wenn man die Science-Fiction-Fantasien aus der KI-Debatte guten Gewissens ausblenden kann. Man sollte sogar gleich mal mit den unzähligen KI-Filmbildern im kollektiven Unterbewusstsein beginnen, mit dem Bordcomputer Hal und den Blade Runnern, mit dem Terminator und der Matrix. Die Wahrscheinlichkeit, dass künstliche Intelligenz der Schlüssel zum Übermenschen mit vierstelligem IQ sein könnte, ist nun mal genauso unrealistisch wie die Angst vor der KI-Apokalypse und die Pläne für die Rettung der Menschheit auf den Mars. Die Auswirkungen der nächsten Phase der Digitalisierung zu unterschätzen wäre allerdings ähnlich verantwortungslos, wie den Klimawandel zu ignorieren. Und es wird ähnlich schwierig sein, die Öffentlichkeit für die Chancen und Gefahren zu sensibilisieren, denn KI durchdringt sämtliche Aspekte des Lebens und des Alltags im Gletschertempo. Man kann die Veränderungen messen, spüren tut sie aber noch niemand.

Es ist während überhitzter Debatten immer hilfreich, sich mit einem vorsichtigen Optimisten zu treffen. Mit John Cohn zum Beispiel. Der arbeitet bei IBM als »chief scientist« für das Watson IOT (Internet of Things) Center in München. John Cohn gibt sich gerne als verrückter Professor mit zauseligem weißem

Bart, wirrem Haarkranz, euphorischem Augenleuchten und dem inoffiziellen Titel als »chief agitator«. Wenn man im Norden von München mit dem Glasfahrrad hoch über die Stadt geschossen ist, wenn man am Eingang dem niedlichen Roboter Pepper die Hand geschüttelt hat, an den Ingenieuren und Sachbearbeitern vorbeigegangen ist, die klischeegerecht fast alle Männer in sandfarbenen Hosen und hellblauen Hemden sind, trifft man dann doch auf einen sehr nachdenklichen Intellektuellen.

Cohn bremst auch gleich. Watson ist zwar jene künstliche Intelligenz, die im Februar 2011 erstmals Schlagzeilen machte, als sie bei der amerikanischen Fernseh-Quizshow »Jeopardy« zwei menschliche Gegner besiegte. Im Juni 2018 verwies Watson dann den israelischen Debattiermeister Dan Zafrir in die Schranken. Im selben Monat wurde auch eine Watson-KI in einer medizinkugelgroßen, weißen Kugel namens Cimon ins All geschossen, um dem deutschen Astronauten Alexander Gerst bei seiner Arbeit auf der internationalen Raumstation ISS zu helfen.

John Cohn arbeitet aber gerade gar nicht an einer Weltsensation, sondern an einer künstlichen Intelligenz, die erkennen kann, wie viele Menschen sich gerade in einem Raum oder in einem Gebäude befinden, ohne die Individuen zu identifizieren. Was wichtig ist, wenn man ein Gebäude digital managen und gleichzeitig die Privatsphäre seiner Bewohner oder Besucher wahren möchte.

Wollte man John Cohn auf einer Skala von Elon Musk (Apokalypse) bis Ray Kurzweil (Erweckungsmoment) verorten, fände man ihn im oberen Drittel der Kurzweil-Achse. »Ich glaube durchaus, dass wir Intelligenzen schaffen werden, die in Kombination mit menschlicher Intelligenz größer sind, als die unsere«, sagt er. »Aber ich bin auch Optimist. Wenn wir frühzeitig über etwaige Probleme nachdenken, die entsprechenden Regularien finden und sie auch umsetzen, können wir auch verhindern, dass wir eine schädliche Superintelligenz schaffen.«

Die Debatte über KI verfolgt er schon lange. Es ist aber vor allem die Praxis der KI-Entwicklung, die ihn so optimistisch macht. »Alle, die sich mit KI beschäftigen, beginnen nun, dieselben Grundstrukturen zu verwenden. So kann man Sicherheitsmechanismen einbauen, auf die jede weitere KI aufbauen wird. Man wird nie verhindern können, dass destruktive Kräfte solche Sicherheitsmechanismen umgehen. Aber wenn man darüber nachdenkt, dass derzeit fast alle praktischen KIs als eine Art kombiniertes Open-Source-Projekt entstehen, ist

das wirklich phänomenal. Ich habe so etwas noch nie erlebt. Weil alle das Allgemeinwohl in solchen Sicherheitsmechanismen erkennen. Und weil es für den hypothetischen Fall, dass es zu so etwas wie einer wild gewordenen KI kommt, die ihre Aufgabe um jeden Preis erfüllen will, in der Infrastruktur auch einen Wachhund gibt, der ihn wieder einfängt.«

Was bleibt im Winter 2018? Die Hoffnung, dass die Debatte über künstliche Intelligenz an einem Punkt beginnt, an dem Grundlagen geschaffen werden. Wenn höher entwickelte KIs in diesen Monaten aus den Laboren der Forschungsinstitute und Konzerne in den Alltag einfließen, schreiben die Entwickler und Ingenieure so etwas wie die DNS der zukünftigen digitalen Gesellschaft. Genügend Ansätze gibt es. Die wichtigsten Forscher, Wissenschaftler und Unternehmer dieser Welt trafen sich zum Beispiel im vergangenen Jahr im kalifornischen Asilomar, um einen Katalog ethischer Richtlinien zu verfassen. Diese »Asilomar Guidelines for AI«, diese Richtlinien für KI, sind nun so etwas wie ein philosophischer Quellcode für eine Technologie, die selbst die, die sie erschaffen haben, noch gar nicht einschätzen können. Erste Konzerne ziehen nach. Die deutsche Telekom hat ethische Richtlinien veröffentlicht. Amazon, Facebook, Google, IBM und Microsoft haben eine »Partnership on AI« gegründet, der inzwischen gut siebzig Organisationen aus aller Welt angehören.

Die erste Phase der Digitalisierung mit ihren niedrigschwelligen KIs hat die Menschheit kalt erwischt. Der gegenwärtige »Teclash«, die wütenden Reaktionen gegen digitale Technologie, sind eine berechtigte Folge. Die Digitalisierung hat ganze Industrien zerstört, Kulturen ausgehöhlt, den öffentlichen Diskurs zersetzt und Millionen zu Mediensüchtigen gemacht. Das sind Fehler, aus denen die digitale Gesellschaft an der Schwelle zum nächsten Technologieschub lernen kann.

Sieht so aus, als täte sie genau das.



Theodor-Wolff-Preis

für das Lebenswerk

Geboren 1945 in Ellwangen.

Der Journalist und Autor Michael Jürgs hat Politikwissenschaft, Geschichte und Germanistik in München studiert. In dieser Zeit schrieb er bereits für die *Münchener Abendzeitung*, bei der er dann auch volontierte und – im Alter von 23 Jahren – zum Feuilleton-Chef ernannt wurde.

1973 wechselte Jürgs zu Gruner + Jahr nach Hamburg, wo er erst in der Entwicklungsabteilung arbeitete und dann 1976 Ressortleiter Unterhaltung beim *Stern* und 1986 gemeinsam mit Heiner Bremer und Klaus Liedtke Chefredakteur des Magazins wurde. Von 1992 bis 1994 war er Chefredakteur der Zeitschrift *Tempo*.

Michael Jürgs hat zahlreiche Sachbücher («Sklavenmarkt Europa«, »BKA: Die Jäger des Bösen«) und Biografien, unter anderem über Günter Grass und Romy Schneider, geschrieben. Zwei seiner Bücher dienten als Vorlage für Filme: »Der Fall Axel Springer« und »Der kleine Frieden im Großen Krieg. Westfront 1914: Als Deutsche, Franzosen und Briten gemeinsam Weihnachten feierten«.

2018 wurde obendrein eine Episode aus seinem eigenen Leben, das Interview mit Romy Schneider im Jahr 1981, zum Stoff für einen Film: »3 Tage in Quiberon«.

Als Moderator begleitete er die NDR Talk Show, zudem ist er Co-Autor zahlreicher TV-Dokumentationen und schreibt für Zeitungen.

Im Sommer 2018 machte er öffentlich, dass er an Krebs erkrankt ist.

Michael Jürgs lebt mit seiner Familie in Hamburg.

Ein fulminantes, rasantes Journalistenleben

Von Lorenz Maroldt

»Sehr gut. Auch richtig verkauft auf Seite eins.«

»Die heutige Zeitung zeigt eine beispielhafte moralische Haltung UND führt den Magazinmachern vor, dass es zwar eine Krise der Medien gibt, aber keine Krise des Journalismus.«

»Man braucht die richtigen Journalisten, die der Krise so lange in die Augen sehen, bis sie den Blick senkt.«

»Thea de Terra schreibe ich irgendwann, based on facts and research. Jaja, schon gut, ich biete es euch zuerst an. Vielleicht für eine Doppelseite an einem Sonntag. Es gibt ja Optik.«

Mails wie Zurufe. Das waren die netten ... Ja, und wer ihn kennt, das sind viele, hört seine Stimme. Er könnte auch Hörbücher sprechen. So jung ist er! So jung, wie manch ein Junger nie mehr wird. Ein Vorbild in Haltung und Einstellung. Angetrieben von Leidenschaft und Neugier. Und immer wieder: von Professionalität.

Michael Jürgs ist der Mann mit einem Lebenswerk. Er hat dafür jeden Preis verdient, besonders aber diesen. Immer ist er werktätig, im allerwahrsten Sinne des Wortes. Es ist ein fulminantes, rasantes Journalistenleben. Und dabei ist er immer à jour. Wobei: Das Wort vom allerwahrsten würde Profi Jürgs jetzt streichen, weil wahr doch schon wahr ist und bleiben muss. Das reicht doch schon. CAS, LOM, jetzt ist aber mal gut, würde er schreiben. Nein! Manchmal muss man übertreiben, nicht wahr? Denn in dieser Übertreibung liegt der wahre Kern. Und um den Kern des MJ geht es doch. Den guten, den wahren.

Kurz: Der ist ein Guter. Ein Superguter. Er denkt seit ewigen Zeiten so vernetzt, buchstäblich, wie es heute State of the Art ist. MJ denkt in Buchstaben, Bildern, Filmen. Bei ihm läuft sofort ein Film ab, wenn er das Thema gesehen, gerochen, gehört, gefühlt hat. Wer weiß, was noch. Axel Springer, Romy Schneider, Richard Tauber. Günter Grass. Eva Hesse. Churchills Geheimagentin Nancy Wake. Das BKA. Die Treuhänder. Der kleine Frieden im großen Krieg: Westfront 1914 ... Die Liste ist nicht vollständig, pardon. Was er anfasst, auffasst, wird ein Bestseller.

Und ein toller Film. Und wenn nicht jetzt, dann später. Wenn die Leute seine Bücher gelesen haben. Oder seine Artikel.

MJ ist für uns, für die gesamte Branche, immer aktuell. Auch das wird er wieder übertrieben finden. Aber man muss es ja auch mal auf einen Begriff bringen. MJ schreibt: Geschichte. Sozusagen. Weil er seine Geschichten im wirklichen Leben findet. In der Geschichte. Dafür geht er manchmal weit zurück. Und manchmal bis zur Tankstelle. Um nichts zu verpassen, was aktuell ist.

MJ liest nämlich, und zwar so gut wie alles (selbst wenn nicht alles gut ist, da ist er geradezu rührend). Also, *Guardian*, *New Yorker*, *Tagesspiegel*, den sowieso. *Süddeutsche*. *FAZ*. *Hamburger Abendblatt*. Und dazu lauter anderes Zeug, würde der Hamburger sagen, der er nicht von Geburt, aber von Gesinnung ist. Zeug wie, sagen wir: Magazine. Aus alter Liebe. Da war er ja auch ein *Stern* am Himmel und hat *Tempo* gemacht.

Die an den Tankstellen in Hamburg werden ihn lieben. Was er da immer alles kauft! So einer wie er ist die Soziale Marktwirtschaft in Person. Tablet hin, Tablet her. Er ist Leser. Bezahlschranken sind für ihn kein Hindernis. Und dabei drängelt er als Autor nicht ständig beim Honorar.

Ja, Autorität kommt auch von Autor. Er ist unser Autor – und unsere Autorität, an der wir unsere Pläne für die Zukunft prüfen. Gut beraten, wer sich von ihm beraten lässt. Ruf ihn an – er hat einen Plan. Oder er ruft an, voller Pläne. So guter Rat ist nicht mal zu teuer.

Dafür, dass er nicht wirklich lange eine Tageszeitung gemacht hat, vergleichsweise kurz sein Wesen in der *Münchener Abendzeitung* getrieben hat; dafür, dass er mit Mike Naumann vor Jahrzehnten in München studiert und eine Zeitung herausgebracht, die allerdings sofort wegen kommunistischen Inhalts verboten wurde – also dafür versteht er das Business, man möchte fast meinen, wie kein Zweiter. MJ ist vom, ja, auch Typ her immer ein Erster.

Apropos State of the Art: Bilder sind für ihn auch Gemälde. Musikalisch sind nicht nur seine Zeilen, sprich Überschriften, er kann auch Klavier spielen. Und Feuilleton ist für ihn kein Fremdwort. MJ war immerhin mit sage und schreibe 23 Jahren Chef eines Feuilletons. Will sagen: Der Mann hat Kultur.

So, jetzt aber genug des Lobs. Ist das neue Buch endlich fertig? Und wann kriegen wir die Doppelseite? Wir brauchen doch eine Optik für die Eins.

Also: ans Werk!

Die Zeitungen

Theodor-Wolff-Preis

Die Zeitungen

Zum Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2019 wurden Beiträge von 438 Journalistinnen und Journalisten aus folgenden Zeitungen eingereicht:

<i>Aachener Zeitung</i>	<i>Der neue Tag</i>
<i>Allgäuer Anzeigebblatt</i>	<i>Der Tagesspiegel</i>
<i>Allgemeine Zeitung</i>	<i>Die Welt</i>
<i>Augsburger Allgemeine</i>	<i>Die Welt Online</i>
<i>Badische Zeitung</i>	<i>Die Zeit</i>
<i>Bayerwald Echo</i>	<i>Dithmarsche Landeszeitung</i>
<i>Berliner Morgenpost</i>	<i>dpa</i>
<i>Berliner Zeitung</i>	<i>Emder Zeitung</i>
<i>BILD</i>	<i>Flensburger Tageblatt</i>
<i>BILD am Sonntag</i>	<i>Frankfurter Allgemeine Magazin</i>
<i>BILD Online</i>	<i>Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung</i>
<i>Böhme-Zeitung</i>	<i>Frankfurter Allgemeine Zeitung</i>
<i>Braunschweiger Zeitung</i>	<i>Frankfurter Neue Presse</i>
<i>BZ</i>	<i>Frankfurter Rundschau</i>
<i>Chrismon</i>	<i>Freie Presse</i>
<i>Correctiv</i>	<i>Freies Wort</i>
<i>Darmstädter Echo</i>	<i>Funke Mediengruppe Online</i>
<i>Delmenhorster Kreisblatt</i>	<i>Gießener Anzeiger</i>
<i>Der Freitag</i>	<i>Grafschafter Nachrichten</i>
<i>Der Freitag Online</i>	

<i>Hamburger Abendblatt</i>	<i>Münsterländische Volkszeitung</i>
<i>Hamburger Morgenpost</i>	<i>Neue Osnabrücker Zeitung</i>
<i>Hanauer Anzeiger</i>	<i>Neue Westfälische</i>
<i>Handelsblatt</i>	<i>Neue Westfälische Online</i>
<i>Handelsblatt Online</i>	<i>Neues Deutschland</i>
<i>Hannoversche Allgemeine Zeitung</i>	<i>Nordkurier</i>
<i>Heidenheimer Zeitung</i>	<i>Nürnberger Nachrichten</i>
<i>Heilbronner Stimme</i>	<i>Nürnberger Zeitung</i>
<i>Hohenloher Tagblatt</i>	<i>Nürtinger Zeitung</i>
<i>Holsteinischer Courier</i>	<i>Pforzheimer Zeitung</i>
<i>Kieler Nachrichten</i>	<i>Pforzheimer Zeitung Online</i>
<i>Kölner Stadt-Anzeiger</i>	<i>Potsdamer Neueste Nachrichten</i>
<i>Kölnische Rundschau</i>	<i>Rheinische Post</i>
<i>Kontext: Online</i>	<i>Rheinische Post Online</i>
<i>Landeszeitung für die Lüneburger Heide</i>	<i>Rhein-Zeitung</i>
<i>Leipziger Volkszeitung</i>	<i>RND</i>
<i>Main-Post</i>	<i>Ruhr Nachrichten</i>
<i>Mannheimer Morgen</i>	<i>Saarbrücker Zeitung</i>
<i>Märkische Allgemeine</i>	<i>Sächsische Zeitung</i>
<i>Mittelbayerische Zeitung</i>	<i>Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag</i>
<i>Mittelbayerische Zeitung Online</i>	<i>Schwäbische Zeitung</i>
<i>Münchner Merkur</i>	<i>Schwäbisches Tagblatt</i>

Schwarzwälder Bote ze.tt
Straubinger Tagblatt Zeit Magazin
Stuttgarter Nachrichten Zeit Online
Stuttgarter Zeitung Zollern-Alb-Kurier
Süddeutsche Zeitung
Süddeutsche Zeitung Online
Süderländer Volksfreund
Südkurier
Südkurier Online
Südwest Presse
SZ Magazin
Taunus Zeitung
taz
taz am wochenende
Thüringer Allgemeine
Waiblinger Kreiszeitung
WAZ
Weilheimer Tagblatt
Welt am Sonntag
Weser-Kurier
Die Norddeutsche
Westdeutsche Zeitung
Westfälische Nachrichten

Preisträger 1962 bis 2018

Preisträger 1962 bis 2018

1962

Thaddäus Troll, *Bremer Nachrichten*
Gerd Czechatz, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ansgar Fürst, *Badische Zeitung*, Freiburg
Hans-Jürgen Hoyer, *Frankfurter Rundschau*
Heinz Keil, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
Friedrich Ludwig Müller, *Frankfurter Neue Presse*
Dr. Günther Rühle, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Walter Rudolf Schloesser, *Europa Union*, Köln
Heinz Stuckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Georg Zimmermann, *Hamburger Abendblatt*

1963

Dr. Paul Arnsberg, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Rainer Fabian, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Hans Gerlach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Hermann Harster, *Bild am Sonntag*, Hamburg
Rudolf Küstermeier, Deutsche Presse Agentur, Hamburg
Dr. Clara Menck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Christian Schütze, *Stuttgarter Zeitung*
Ansgar Skriver, *Die Zeit*, Hamburg

1964

Klaus Bresser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Werner Diederichs, *Westfalenpost*, Hagen
Erich Faßbender, *Frankfurter Rundschau*
Karl-Hermann Flach, *Frankfurter Rundschau*
Erich Helmsdorfer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
und *Augsburger Allgemeine*
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
Sepp Scherbauer, *Sportbericht*, Stuttgart
Werner Spanehl, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Dietrich Strothmann, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Johannes Gaitanides, *Münchener Merkur*
Wilhelm Greiner, *Rhein-Neckar-Zeitung*, Heidelberg
Hans Schäfer, *Kieler Nachrichten*

1965

Dr. Fritz Richert, *Stuttgarter Zeitung*
Valeska von Roques, *Vorwärts*, Bad Godesberg
und *Welt der Arbeit*, Köln-Deutz
Peter Miska, *Frankfurter Rundschau*
Werner Holzer, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ernst Müller-Meiningen, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reiner Dederichs, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Bruno Keppler, *Südwestdeutsche Allgemeine Zeitung*, Mannheim
Heidrun Kayser, *Christ und Welt*, Stuttgart
Dr. Margret Wicke-Kampf, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Klaus Hattemer, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Werner Spanehl, *Deutsche Post*, München
Günter Bruns, *Bremer Nachrichten*
Hans Lerch, *Triererischer Volksfreund*
Alexander Rost, *Welt am Sonntag*, Hamburg

1966

Dr. Joachim Besser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Vitus Dröscher, freier Journalist, Hamburg
Marianne Eichholz, freie Journalistin, Berlin
Hans-Werner Graf Finck von Finckenstein, *Die Welt*, Hamburg
Klaus Harpprecht, S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main)
Heinz Held, freier Journalist, Köln
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
Peter Brügge, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Joachim Kaiser, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Rolf Michaelis, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Thomas von Randow, *Die Zeit*, Hamburg
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Theo Sommer, *Die Zeit*, Hamburg
Paul Wilhelm Wenger, *Rheinischer Merkur*, Koblenz

1967

Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Wolfgang Horlacher, *Stuttgarter Zeitung*
Günter Matthes, *Tagesspiegel*, Berlin
Hans Ulrich Kempfski, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hermann Schreiber, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Hans-Joachim Langner, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Dr. Helmuth de Haas, *Die Welt*, Hamburg
Barbara Bondy, *Süddeutsche Zeitung*, München
Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fred Hepp, *Süddeutsche Zeitung*, München
Herbert von Borch, *Süddeutsche Zeitung*, München
Joachim Nawrocki, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Bodo Harenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Ernst Maria Lang, *Süddeutsche Zeitung*, München
Klaus Pielert, *Industriekurier*, Düsseldorf
und *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1968

Andreas Graf Razumovsky, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Robert Haerdter, *Stuttgarter Nachrichten*

Heinz Schewe, *Die Welt*, Hamburg

Dr. Bernd Nellessen, *Die Welt*, Hamburg

Klaus Meier-Ude, *Frankfurter Rundschau*

Ben Witter, *Die Zeit*, Hamburg

Eugen Skasa-Weiss, *Stuttgarter Zeitung*

George Salmony, *Süddeutsche Zeitung*, München

Dr. Theo Löbsack, *Stuttgarter Zeitung*

Claus Bardtholdt, *Die Zeit*, Hamburg

Christian Habbe, *Die Welt*, Hamburg

Wilhelm Hartung, *Die Welt*, Hamburg

1969

Hans Wilhelm Schueler, *Die Welt*, Hamburg
Martin Bernstorf, *Christ und Welt*, Stuttgart
Chrysostomus Zodel, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Walter Henkels, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Eka Gräfin von Merveldt, *Die Zeit*, Hamburg
Heiner Radzio, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Dieter E. Zimmer, *Die Zeit*, Hamburg
Jost Nolte, *Die Welt*, Hamburg
Eduard Verhülsdonk, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Peter Gerisch, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Lothar Vetter, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Günther von Lojewski, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Rudolf Schöpfer, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Westfalenpost, Hagen, *Westfälische Nachrichten*, Münster,
Kölnische Rundschau

1970/71

Gitta Bauer, Springer-Auslands-Dienst, New York
Immanuel Birnbaum, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hans Gresmann, *Die Zeit*, Hamburg
Rudolf Heizler, *Kölnische/Bonner Rundschau*
Dr. Günter Zehm, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fritz-Ullrich Fack, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Rudolf Herlt, *Die Welt*, Hamburg
Helmut M. Braem, *Süddeutsche Zeitung*, München
Wolf Schön, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Petra Michaely, freie Journalistin, Scheidterberg
Dieter Hünerkoch, *Weser-Kurier*, Bremen
Marie-Luise Scherer, *Berliner Morgenpost*
Gerhard Krug, *Die Welt*, Hamburg

1971/72

Dr. Hans Heigert, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Jürgen Offenbach, *Stuttgarter Nachrichten*
Reinhard Appel, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Hans Baumann, *Die Welt*, Essen
Dr. Franz Thoma, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thea Winandy, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Manfred Sack, *Die Zeit*, Hamburg
Norbert Ely, *Wiesbadener Kurier*
Lutz Krusche, *Frankfurter Rundschau*, Paris
Günter Schmidt, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Ulla Plog-Handke, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Gerd Lenhart, *Rheinpfalz*, Speyer
Rolf Kunkel, *Die Zeit*, Hamburg

1972/73

Dr. Thomas Löffelholz, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

Dr. Hermann Pörzgen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Manfred Thier, *Stuttgarter Zeitung*

Dr. Heinz Verfürth, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Diether Stolze, *Die Zeit*, Hamburg

Dirk Schubert, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart

Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg

Joachim C. Fest, *Der Spiegel*, Hamburg

Martin Urban, *Süddeutsche Zeitung*, München

Michael Bickel, *Schrobenhausener Zeitung*

Günther Leicher, *Allgemeine Zeitung*, Mainz

Bruno Manz, *Münchner Merkur*

Horst Vetten, *Die Zeit*, Hamburg

Cecilia von Studnitz, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg

Lokal- und Stadtteil-Redaktion des *Hamburger Abendblatt*

1973/74

Heinz Heck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Wolfgang Wagner, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ilse Nicolas, *Die Welt*, Berlin
Kurt Diekmann, *Nordwest-Zeitung*, Oldenburg
Raimund Hoghe, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Hans-Georg Kösters, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Hans-Joachim Neisser, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Hans-Joachim Deckert, *Mannheimer Morgen*
Georg Heller, *Stuttgarter Zeitung*
Nina Grunenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Horst Schüler, *Hamburger Abendblatt*
Manfred Dellling, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
Dr. Hellmuth Karasek, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Friedrich Luft, *Die Welt*, Berlin
Michael Globig, *Die Zeit*, Hamburg

1974/75

Kurt Becker, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Andreas Kohlschütter, *Die Zeit*, Hamburg
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
Uwe Jacobi, *Heilbronner Stimme*
Wilfried Hommen, *Kölnische Rundschau*
Johannes Lübeck, *Lübbecker Kreiszeitung*, Bünde
Dr. Peter Gillies, *Die Welt*, Bonn
Walter Kannengießer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Albert Müller, *Die Welt*, Bonn
Jürgen Diebäcker, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Horst-Werner Hartelt, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Düsseldorf
Günter Engelhard, *Deutsche Zeitung*, Bonn
Dr. Rudolf Goldschmit, *Süddeutsche Zeitung*, München
Klaus Bruns, *Die Welt*, Hamburg
Manfred Lehnen, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1975/76

Malte Buschbeck, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jürgen Engert, *Der Abend*, Berlin
Kurt Frank, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Jürgen C. Jagla, *Kölnische Rundschau*
Dietrich Ratzke, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Fritz Wirth, *Die Welt*, Bonn

1977

Dr. Dieter Buhl, *Die Zeit*, Hamburg
Jens Gundlach, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ute Kaltwasser-Blankenbach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Rudolf H. Riener, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Dr. Hermann Rudolph, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1978

Birgit Lahann, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Herbert Riehl-Heyse, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl Feldmeyer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Klaus-Peter Schmid, *Die Zeit*, Hamburg
Sibylle Krause-Burger, *Stuttgarter Zeitung*
Annelie Stankau, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Alexander Hoffmann, *Frankfurter Rundschau*
Josef Dörr, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Rolf Düdder, *Westfälische Rundschau*, Dortmund

1979

Claus Heinrich Meyer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Josef-Otto Freudenreich, *Badische Neueste Nachrichten*, Karlsruhe
Dr. Herbert Kremp, *Die Welt*, Bonn
Erpo Frhr. Droste zu Vischering, *Reutlinger General-Anzeiger*
Herbert Kolbe, *Neue Ruhr Zeitung*, Duisburg

1980

Dr. Rainer Flöhl, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dietrich Möller, Korrespondent Osteuropa
Peter Sartorius, *Süddeutsche Zeitung*, München
Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
Klaus Hellweg, *Haller Tagblatt*, Schwäbisch Hall
Kersten Boeer, *Die Welt*, Bonn
Dagmar Siegmann, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1981

Norbert Lewandowski, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Friedrich Meichsner, *Die Welt*, Bonn
Brigitte Scherer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Karl Wagemann, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Gabriele Fischer, *Osterholzer Kreisblatt*
Evi Simeoni, *Stuttgarter Zeitung*
Christian Potyka, *Süddeutsche Zeitung*, München

1982

Dr. Helmut Herles, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Anton Sterzl, *Aachener Volkszeitung*
Robert Leicht, *Süddeutsche Zeitung*, München
Christine Jäckel, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Volker Stutzer, *Passauer Neue Presse*
Dr. Thomas Brey, Deutsche-Presse-Agentur, Essen
Peter-Matthias Gaede, *Frankfurter Rundschau*

1983

Dr. Josef Joffe, *Die Zeit*, Hamburg
Heinz W. Koch, *Badische Zeitung*, Freiburg
Dr. Olaf Ihlau, *Süddeutsche Zeitung*, München
Martin Kolbus, *Idsteiner Zeitung*
Heinz Welz, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Jürgen Wolff, *Rottenburger Post*

1984

Dr. Klaus-Ulrich Moeller, *Stuttgarter Nachrichten*
Christian Schmidt-Häuer, *Die Zeit*, Hamburg
Joachim Neander, *Die Welt*, Bonn
Claus Peter Mühleck, *Tauber-Zeitung*, Bad Mergentheim
Jutta Stössinger, *Frankfurter Rundschau*
Kathrin Kramer, *Badische Zeitung*, Freiburg
Anke Breitlauch, *Nordsee-Zeitung*, Bremerhaven

1985

Dr. Rudolf Strauch, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Marianne Wichert-Quoirin, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Thomas Kielinger, *Die Welt*, Bonn
Claudia Michels, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Daniel Salber, *Dürener Zeitung*
Walter Schmühl, *Dürener Zeitung*
Angela Steffan, *Fränkische Nachrichten*, Wertheim
Dr. Susanne Mayer, *Stuttgarter Zeitung*

1986

Rudolph Chimelli, *Süddeutsche Zeitung*, München
Cordt Schnibben, *Die Zeit*, Hamburg
Franz Pfluger, *Reutlinger General-Anzeiger*
Bernd Behr, *Münstersche Zeitung*
Kurt Leidner, *Pirmasenser Zeitung*
Hans Frieder Baisch, *Pirmasenser Zeitung*
Bernhard Kolb, *Pirmasenser Zeitung*
Sylvia Schreiber, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Monika Egler, *Stuttgarter Zeitung*

1987

Carlos Widmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reinhard Breidenbach, *Allgemeine Zeitung*, Mainz
Rolf Antrecht, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Rudolf Eickeler, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Waltraud Kirsch-Mayer, *Mannheimer Morgen*
Thomas Hauser, *Badische Zeitung*, Freiburg
Monika Schäfer-Feil, *Darmstädter Echo*
Gabriele Stief, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1988

Ulrich Wildermuth, *Südwest Presse*, Ulm
Knut Teske, *Die Welt*, Bonn
Werner Birkenmaier, *Stuttgarter Zeitung*
Meinrad Heck, *Fränkische Nachrichten*, Bad Mergentheim
Toni Keppeler, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
Ulrike Pfeil, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
Petra Pluwatsch, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Ulrich Hauser, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1989

Hans Schiemann, *Rheinischer Merkur/ Christ und Welt*, Bonn
Justin Westhoff, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Dr. Uwe Wittstock, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hermann Meyer-Hartmann, *Hildesheimer Allgemeine Zeitung*
Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
Ferdos Forudastan, *Badische Zeitung*, Freiburg
Cordula von Wysocki, *Kölnische Rundschau*

1990

Dr. Joachim Sobotta, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Renate Marsch, Deutsche Presse-Agentur, Warschau
Werner Meyer, *Abendzeitung*, München
Ida Sandl, *Eblinger Zeitung*
Franz Freisleder, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thomas Becker, *Die Zeit*, Hamburg
Ingo Lamberty, *Der Tagesspiegel*, Berlin

1991

Axel Hacke, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ulrich Schacht, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Dieter Strunz, *Berliner Morgenpost*
Alexander Richter, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Cornelia Färber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Jörg Bartel, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Heinrich Thies, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Johannes Leithäuser, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Michael Knopf, *Frankenpost*, Hof
Thomas Seehuber, *Windsheimer Zeitung*

1992

Jürgen Schreiber, *Frankfurter Rundschau*
Heimo Schwilk, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Christian Wernicke, *Die Zeit*, Hamburg
Eva Schweitzer, *taz - die tageszeitung*, Berlin
Ulrich Neufert, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Martin E. Süskind, *Süddeutsche Zeitung*, München
Göran Schattauer, *Ostthüringer Zeitung*, Gera
Lorenz Maroldt, *Neue Zeit*, Berlin

1993

Michael Best, *Freies Wort*, Suhl
Christoph Dieckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Anton Notz, *Stuttgarter Nachrichten*
Gabi Novak-Oster, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Sabine Schwieder, *Cellesche Zeitung*
Wolfgang Ehemann, *Fränkischer Tag*, Bamberg
Ralf Schuler, *Neue Zeit*, Berlin
Christoph Schwennicke, *Badische Zeitung*, Freiburg
Nico Fried, *Badische Zeitung*, Freiburg

1994

Giovanni di Lorenzo, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Wolfgang Mauersberg, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Dr. Eckart Klaus Roloff, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Frank Nipkau, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Wolfgang Schreiber, *Solinger Tageblatt*
Klaus Broichhausen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hilmar Höhn, *Badische Zeitung*, Freiburg
Wolf-Rüdiger Mühlmann, *Thüringenpost*, Schleiz

1995

Alexander Osang, *Berliner Zeitung*
Dietrich Schröder, *Märkische Oderzeitung*, Frankfurt/Oder
Wolfgang Wiedlich, *General-Anzeiger*, Bonn
Petra Mies, *Frankfurter Rundschau*
Michael Thumser, *Frankenpost*, Hof
Ulrich Deupmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
Gudrun Bayer, *Nürnberger Zeitung*
Corinna Emundts, *taz - die tageszeitung*, Berlin

1996

Johannes Winter, *Frankfurter Rundschau*
Ulrich Hammerschmidt, *Freie Presse*, Chemnitz
Frank Jansen, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Philipp Maußhardt, *taz - die tageszeitung*, Berlin
Sabine Rückert, *Die Zeit*, Hamburg
Kuno Kruse, *Die Zeit*, Hamburg
Hermann Beckfeld, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Jürgen Dahlkamp, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1997

Guido Eckert, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reiner Luyken, *Die Zeit*, Hamburg
Ralf Hoppe, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Andreas Wenderoth, *Berliner Zeitung*
Dr. Peter Intelmann, *Emder Zeitung*
Hans-Uli Thierer, *Südwest Presse*, Ulm
Dr. Friedrich Karl Fromme (Lebenswerk)

1998

Sabine Riedel, *Frankfurter Rundschau*
Gerd Kröncke, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ulrich Schmitt, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Kurt Oesterle, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
Wilfried Massmann, *Neue Westfälische*, Bielefeld
Andreas König, *Havelberger Volksstimme*
Dr. Thomas Löffelholz (Lebenswerk)

1999

Maxim Biller, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Karin Großmann, *Sächsische Zeitung*, Dresden
Dr. Joachim Käppner, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
Annette Ramelsberger, *Süddeutsche Zeitung*, München
Brigitte Desalm, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Bernhard Stuhlfelner, *Straubinger Tagblatt*
Hubert Wolf, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
Wolf J. Bell (Lebenswerk)

2000

Dr. Franziska Augstein, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Evelyn Roll, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ullrich Fichtner, *Frankfurter Rundschau*
Jutta Voigt, *Die Woche*, Hamburg
Hans Kratzer, *Erdinger Neueste Nachrichten*
Andreas Dörr, *Reutlinger General-Anzeiger*
Mario Vigl, *Badische Zeitung*, Freiburg
Roderich Reifenrath (Lebenswerk)

2001

Dr. Heribert Prantl, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jana Simon, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Joachim Rogosch, *Stuttgarter Zeitung*
Thilo Knott, *EBlinger Zeitung*
Michael Thiem, *EBlinger Zeitung*
Silke Lambeck, *Berliner Zeitung*
Frank Schauka, *Märkische Allgemeine*, Potsdam
Suska Döpp, *Kölnische Rundschau*
Jens Meifert, *Kölnische Rundschau*

2002

Regine Sylvester, *Berliner Zeitung*
Wolfgang Büscher, *Die Welt*, Berlin
Irena Brežná, *Freitag*, Berlin
Peter Schwarz, *Waiblinger Kreiszeitung*
Lothar Häring, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch

2003

Holger Kreitling, *Die Welt*, Berlin
Dr. Stefan Ulrich, *Süddeutsche Zeitung*, München
Birgit Walter, *Berliner Zeitung*
Michael Ohnewald, *Stuttgarter Zeitung*
Tobias Schuhwerk, *Allgäuer Zeitung*, Kempten
Dr. Herbert Kremp (Lebenswerk)

2004

Jochen-Martin Gutsch, *Berliner Zeitung*
Andrea Böhm, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Delekat, *Die Welt*, Berlin
Barbara Hardinghaus, *Hamburger Abendblatt*
Stefani Geilhausen, *Rheinische Post*, Düsseldorf

2005

Horst von Buttlar, *Financial Times Deutschland*, Hamburg
Nicol Ljubić, *Die Zeit*, Hamburg
Lara Fritzsche, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Waltraud Schwab, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Wolfgang Görl, *Süddeutsche Zeitung*, München

2006

Dr. Stefan Geiger, *Stuttgarter Zeitung*
Maxim Leo, *Berliner Zeitung*
Marc Brost, *Die Zeit*, Hamburg
Jens Voitel, *Emdener Zeitung*
Christine Kröger, *Weser-Kurier*
Karl Feldmeyer (Lebenswerk)

2007

Nikolaus Blome, *Die Welt*, Berlin
Astrid Geisler, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Sebastian Glubrecht, *Süddeutsche Zeitung*, München
Marlon Gego, *Aachener Zeitung*, *Aachener Nachrichten*
Christoph Wöhrle, *Berliner Morgenpost*
Sibylle Krause-Burger (Lebenswerk)

2008

Dr. Carolin Emcke, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Kistner, *Süddeutsche Zeitung*, München
Marc-Joachim Obert, *Frankfurter Rundschau*
Stephan Hermsen, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Miriam Opresnik und Özlem Topçu, *Hamburger Abendblatt*

2009

Henning Sußebach, *Die Zeit*, Hamburg
Bastian Obermayer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thomas Scheen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Regina Köhler, *Berliner Morgenpost*
Nina Grunenberg (Lebenswerk)

2010

Jana Hensel, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Arne Perras, *Süddeutsche Zeitung*, München
Sabine Rennefanz, *Berliner Zeitung*
Detlef Schmalenberg, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Frank Buchmeier, *Stuttgarter Zeitung*
Prof. Dr. Joachim Kaiser (Lebenswerk)

2011

Mely Kiyak, *Berliner Zeitung/Frankfurter Rundschau*
Rena Lehmann, *Rhein Zeitung*, Koblenz
Jan Rübel, *Berliner Morgenpost*
Dr. Uwe Ebbinghaus, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Kirsten Küppers, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Klaus Harpprecht (Lebenswerk)

2012

Harald Martenstein, *Die Zeit*, Hamburg
Lars Fischer, *Wümme-Zeitung*, Lilienthal
Dr. Philip Cassier, *Berliner Morgenpost*
Alexander Gorkow, *Süddeutsche Zeitung*, München
Volker Zastrow, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

2013

Robin Alexander, *Welt am Sonntag*, Berlin
Jochen Arntz, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jan Haarmeyer, *Hamburger Abendblatt*
Andrea Jeska, *Die Zeit*, Hamburg
Kai Müller, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Alfred Grosser (Lebenswerk)

2014

Johannes Ehrmann, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Benjamin Piel, *Elbe-Jeetzel-Zeitung*, Lüchow
Kai Strittmatter, *Süddeutsche Zeitung*, München
Kerstin Kohlenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Peter Unfried, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Rudolph Chimelli (Lebenswerk)

2015

Tobias Großekemper, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Rudi Kübler und Christine Liebhardt, *Südwest Presse Online*, Ulm
Roland Schulz, *SZ Magazin*, München
Konrad Schuller, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*
Bernd Ulrich, *Die Zeit*, Hamburg
Barbara Sichtermann (Lebenswerk)

2016

Nicole Bastian und Jens Münchrath, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Tobias Haberl, *SZ Magazin*, München
Karsten Krogmann und Marco Seng, *Nordwest-Zeitung Online*,
Oldenburg
Heinrich Wefing, *Die Zeit*, Hamburg

2017

Anja Reich, *Berliner Zeitung*
Marc Neller, *Welt am Sonntag*, Berlin
Hans Monath, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Nicolas Richter, *Süddeutsche Zeitung*, München
Deniz Yücel (Sonderpreis)

2018

Anna Lena Mösken, *Berliner Zeitung*
Lorenz Wagner, *SZ Magazin*, München
Malte Henk, *Die Zeit*, Hamburg
Vanessa Vu, *Zeit Online*, Hamburg
Hannes Koch, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Günter Bannas (Lebenswerk)

Das Kuratorium

Helmut Heinen,
Herausgeber *Kölnische Rundschau* (Vorsitzender)

Peter Stefan Herbst,
Chefredakteur *Saarbrücker Zeitung*

Prof. Bascha Mika,
Chefredakteurin *Frankfurter Rundschau*

Heinrich Meyer,
Herausgeber *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen

Prof. Dr. Beate Schneider,
Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung an der
Hochschule für Musik, Theater und Medien, Hannover

Franz Sommerfeld,
Publizist, Berlin

Prof. Dr. Bernd Söseman,
Leiter der Forschungsstelle »AkiP« am Friedrich-Meinecke-Institut
für Geschichtswissenschaften an der Freien Universität Berlin

Jost Springensguth,
Publizist und Kommunikationsberater, Münster

Die Jury

Nikolaus Blome,
stellvertretender Chefredakteur Politik und Wirtschaft, *BILD* und *BILD.de*, Berlin

Wolfgang Büscher,
Ressortleiter Investigation/Reportagen, *Die Welt/Welt am Sonntag*, Berlin

Stefanie Gollasch,
Chefredakteurin, *Wolfsburger Allgemeine Zeitung*, *Aller-Zeitung*,
Peiner Allgemeine Zeitung

Christian Lindner,
Stellvertretender Chefredakteur *BILD am Sonntag*, Berlin

Lorenz Maroldt,
Chefredakteur, *Der Tagesspiegel*, Berlin

Benjamin Piel,
Chefredakteur, *Mindener Tageblatt*

Annette Ramelsberger,
Gerichtsreporterin, *Süddeutsche Zeitung*, München

Anja Reich,
Israel-Korrespondentin, *Berliner Zeitung*

Cordula von Wysocki,
Chefredakteurin, *Kölnische Rundschau*

Herausgeber:

Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger e.V. (BDZV)

Haus der Presse, Markgrafenstraße 15, 10969 Berlin

Verantwortlich für den Inhalt: Anja Pasquay

Redaktion: Juliane Gringer, Berlin

Gestaltung und Satz: Eins 64 Grafik-Design, Bonn

Fotos: Maurizio Gambarini (Seite 43), Reto Klar (Seite 43),

Jennifer Conrady (Seite 55), Doris Spiekermann-Klaas (Seite 65),

Gisela Gürtler (Seite 109), Augsburger Allgemeine (Seite 127),

Kai-Uwe Heinrich (Seite 137), Erik Irmer (Seite 153), Jakob Berr (Seite 193),

Marc Theis (Seite 207)

Druck: DCM – Druck Center Meckenheim